J. P. Hebel's

allemanniſche Gedichte

für

Freunde ländlicher Natur und Sitten.

Ins
Hochdeutſche übertragen
von
R. Reinick.

Mit
Bildern nach Zeichnungen
von
Ludw. Richter.

Siebente Auflage.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Vorwort.

Was mich irgend im Leben ſo recht in innerſter Seele erfreut, erbaut und erhoben, das mußt' ich von je her, — ich konnt's nun einmal nicht laſſen, — auch Andern nach Kräften zugänglich machen, ſei es durch Wort oder Schrift, oder Bild, damit auch ſie meine Freude daran mitempfinden konnten; und ſo iſt es mir denn auch mit Hebel's allemanniſchen Gedichten gegangen. Hebel, dieſer liebe Dichter, in dem das deutſche Gemüth in ſeiner vollen Geſundheit ſich klar und lauter abſpiegelt, ungetrübt von allen fremden Einflüſſen, er hat mich von Jugend auf, wenn ich ſeine Gedichte las, wahrhaft beglückt.

So kam es denn auch, daß die Leute, von denen ich wußte, daß ſie für geſunde Volkspoeſie einen offnen und empfänglichen Sinn hatten, oftmals gefragt habe: „Kennt Ihr denn wohl den Hebel? Habt Ihr ihn auch ſo recht mit voller Seele geleſen?"

Da erfuhr ich denn als Antwort, wie doch die allermeiſten nur eine ſehr kleine Anzahl der allemanniſchen Gedichte bisher kennen gelernt. Viele zwar hatten das Buch ſich angeſchafft, ſie ahnten wohl nach den Proben, die ſie gekoſtet, die große

Schönheit derſelben, ſie hatten auch wahre Freude an der naiven Urſprünglichkeit der einzelnen Wendungen, aber über dem Studium der ſchwerverſtändlichen Mundart, über dem mühſamen Zuſammenſtoppeln der fremden Ausdrücke nach dem unvollkommenen Wörterbuche waren doch die allerwenigſten dazu gekommen, die Gedichte als ein abgerundetes Ganze, als lebendige Schöpfung in vollem Geiſteszuge zu genießen und ſich dieſem Genuß ungeſtört und unbefangen hinzugeben.

Das bewog mich, trotz mancher Bedenken gegen ein ſolches Wageſtück, die allemanniſchen Gedichte in unſre Schriftſprache zu übertragen. Möchte es mir gelungen ſein, den Geiſt der Hebel'ſchen Muſe getroffen zu haben!

Und eben dieſem Geiſte zu Liebe mußte ich bei der Uebertragung an einzelnen Stellen die Wort-Treue, ſo ſchwer es mir auch ward, opfern. Nur zu häufig wäre gerade das, was in der allemanniſchen Mundart den zarteſten Hauch natürlicher Unbefangenheit athmet, durch eine wortgetreue Ueberſetzung zu einer kalten, ſteifen, ganz unverſtändlichen Wendung verdrechſelt worden; aber auch die Schlichtheit des Verſes machte mit unerbittlicher Strenge andere Opfer in der Wortſtellung nöthig. — —

Wenn übrigens Einige behaupten wollen, daß das Weſen der allemanniſchen Gedichte nur dem Süddeutſchen verſtändlich ſei, daß dieſe nur für den kleinen Bezirk genießbar wären, in dem die allemanniſche Sprache geläufig iſt, ſo behaupte ich: dem iſt nicht ſo! Der Geiſt, der in dieſen Dichtungen lebt, er iſt nicht blos der Volksgeiſt des Schwarzwaldes und des

Breisgaues, nicht blos des Schwabenlandes, nicht blos der Geist des südlichen Deutschlands, nein, es ist der Geist, der vom Rhein bis an die litthauischen Grenzen, der von den Alpen bis zu den Wellen der Nordsee und des Baltischen Meeres in Zeiten der Gesundheit alles Große und Herrliche im deutschen Vaterlande erzeugt und durchdrungen hat, es ist der Geist der schlichten, ehrlichen ungeschminkten Wahrheit, für den keine Sprache der Welt einen so reinen dichterischen Ausdruck bietet als die unsrige.

Daß nun bei einer jeden Uebertragung aus einer ursprünglichen Mundart in die allgemeinere Schriftsprache die Wärme des Kolorits, der zarteste Blumenstaub des Dialektes verloren geht, freilich, das ist leider nicht anders möglich. Wem indessen einmal ein Original-Gemälde weniger zugänglich ist, den freut doch oft schon ein Kupferstich nach demselben, obgleich ein solcher jeder Farbe entbehrt.

Möchten die Wünsche, die mich bei dieser Arbeit geleitet, in Erfüllung gehen! Möchten alle die, welche bisher nur kleine Proben der Hebel'schen Dichtung mühsam gekostet, sich durch meine Uebertragung mit der dichterischen Seele Hebel's immer inniger befreunden! möchte ihnen dadurch erst recht der Durst rege werden, die allemannischen Gedichte im Original an ihrer Quelle in vollen Zügen trinken zu können.

Gehen diese Wünsche in Erfüllung, so wird mir der Geist Hebel's, dieser wohlwollende freundliche Geist, es vielleicht verzeihen, wenn ich meine Kraft bei dieser mir so lieben Arbeit überschätzt habe.

Und nun noch ein Wort über den Schmuck dieſer Ausgabe, die Bilder meines Freundes Ludwig Richter.

Wer einen friſchen geſunden Stamm in den Boden pflanzt und mit Liebe und Treue ſeiner wartet, der kann gewiß ſein, daß dieſer Stamm auch lange nach ſeinem Tode immer neue Blüthen treibt. Solche Blüthen ſind dieſe Bilder. Wohl jeder, der ſich daran erquickt, wird mit mir übereinſtimmen, wenn ich beklage, daß Hebel's freundliches Dichterauge nicht dieſe frühlingsduftige Nachblüthe ſeiner Setzlinge hat ſehen und ſich dran erfreuen können. Mir aber bleibt, auch wenn meine Arbeit hinter meinen Wünſchen zurückſtünde, die Genugthuung, eine Veranlaſſung gegeben zu haben, daß Hebel's immer grüner Dichterkranz mit dieſen lebensfriſchen Blüthen auf's Neue geſchmückt worden iſt.

Dresden, im October 1850.

R. Reinick.

Inhalt.

	Seite
Die Wiese	1
Freude in Ehren	16
Die Irrlichter	18
Das Liedlein vom Kirschbaum	23
Der Schmelzofen	26
Der Morgenstern	34
Der Sperling am Fenster	39
Der Karfunkel	42
Das Hexchen	53
Der Mann im Mond	56
Die Marktweiber in der Stadt	60
Der allzeit vergnügte Tabakraucher	65
Der Sommerabend	67
Die Mutter am Christabend	71
Eine Frage	75
Noch eine Frage	78
Gespenst an der Kanderer Straße	80
Der Käfer	83
Der Statthalter von Schopfheim	86
Der Schreinerg'sell	99
Hans und Käthe	101
Der Winter	105
Der Geist in der Neujahrsnacht	108
Das Habermuß	111

Seite
Wächterruf 117
Der Bettler 119
Der Storch 122
Sonntagsfrühe 127
Auf einem Grabe 131
Der Wächter in der Mitternacht 135
Der zufriedene Landmann 141
Die Vergänglichkeit 145
Der Januar 151
Der Knabe in den Erdbeeren 156
Das Spinnlein 159
Die Feldhüter 162
Des neuen Jahres Morgengruß 168
Geisterbesuch auf dem Feldberg 173
Der Abendstern 184
Der Schwarzwälder im Breisgau 189
Riedligers Tochter 191
Die glückliche Frau 199
Die Ueberraschung im Garten 202
Das Gewitter 205
Agathe an der Bahre ihres Pathen 209
Die Häfnet-Jungfrau 212
Auf den Tod eines Zechers 218
Der Wegweiser 220

Die Wiese.[1]

Wo der Hämmergeiſt[2] in mitternächtiger Stunde
Scharf die goldene Senſe ſich wacht mit dem ſilbernen Hammer,

[1] Ein Waldſtrom dieſes Namens, der an dem Feldberg im Breisgau entſpringt, bei Gündenhauſen einen andern Strom gleichen Namens aufnimmt, und bei Kleinhüningen im Kanton Baſel in den Rhein ausſtrömt.

[2] Geſpenſt auf dem Feldberg. Im Allemanniſchen: Der Dengle-Geiſt. Der Name kommt her von dem Worte Dengeln, das heißt: die Sicheln durch Hämmern ſchärfen.

(Todtnau's Knaben wiſſen es wohl) am waldigen Feldberg.
Wo aus verborgener Kluft der Wieſe liebliches Antlitz
Schaut und keck hinab nach Todtnau zu in das Thal ſpringt,
Schwebt mein munterer Blick und ſchweben meine Gedanken. —
Grüß dich Gott, o Wieſe, des Feldbergs liebliche Tochter!
Horch mir jetzt, ich will dich ehren mit klingenden Liedern,
Und mit Geſang dich geleiten auf deinen freudigen Wegen!
Im verſchwiegenen Schooße der Felſen heimlich geboren,
An den Wolken geſäugt mit Duft und himmliſchem Regen
Schläfſt du, ein Kind in der Wieg', in deinem verborgenen Stübchen
Heimlich und wohlverwahrt. Nie haben noch menſchliche Augen
Gucken dürfen und ſehen, wie ſchön mein Mädelchen daliegt
Im kriſtallnen Gemach und in der ſilbernen Wiege,
Nie noch hat ein menſchliches Ohr ſein Athmen belauſchet,
Oder ſein Stimmchen gehört, ſein heimlich Lächeln und Weinen.
Stille Geiſter allein, ſie gehn auf verborgenen Pfaden
Aus und ein, ſie ziehen dich auf und lehren dich laufen,
Geben dir freudigen Sinn und zeigen dir nützliche Sachen,
Und kein einziges Wort verlierſt du, das ſie dir ſagen.
Denn wie nur eben du kannſt fortkommen auf eigenen Beinchen
Schlüpfſt du mit ſtillem Tritt aus deiner kriſtallenen Kammer
Barfuß heraus, und ſiehſt mit ſtillem Lächeln zum Himmel.
O wie biſt du ſo nett, wie haſt du ſo glänzende Augen!
Gelt! Hübſch iſt's da draußen, und gelt, ſo träumt man es doch nicht!
Hörſt, wie's rauſcht im Laub? und hörſt wie die Vögelchen pfeifen?
Ja, du ſagſt: „Ich hör's, doch geh' ich weiter und bleib' nicht;
Freudig iſt mein Weg und alleweil ſchöner, je weiter!“ —

Nein! nu ſieh mir doch an, wie kann mein Mädelchen ſpringen!
„Holſt mich ein?“ ſo ſpricht es und lacht. „Und willſt mich, ſo hol mich!“ —
Alleweil andere Weg' und alleweil andere Sprünge!
Fall' mir nicht von dem Abhang dort! — Da haben wir's! Richtig!
Hab' ich dir das nicht geſagt! — doch gaukelt es weiter und weiter,
Krabbelt auf allen Vieren, und ſtellt auf die Füße ſich wieder,
Kriecht in den Buſch — wer findet mir's jetzt! Da guckt's aus der Ecke! —
Wart, ich komm'! — Jetzt ruft's ſchon wieder hinter den Bäumen:
„Rathe, wo bin ich jetzt?“ — und hat ſo ſchnurrige Grillen.

Aber wie du ſo gehſt, wirſt größer und ſchöner du ſichtlich.
Wo dein lieblicher Odem weht, da färbt ſich der Raſen
Grüner rechts und links, es ſtehn in ſaftigem Triebe
Gras und Kräuter auf, es ſtehn in friſcherem Wuchſe
Farbige Blumen da und die Bienchen kommen und ſaugen.
Und Bachſtelzchen kommt, und ſieh, auch das Gänschen aus Todtnau.
Alles will dich beſchaun und Alles will dich begrüßen,
Und dein freundliches Herz giebt Allen freundliche Rede:
„Kommt ihr niedlichen Thierchen! da habt ihr, eſſet und trinket,
Weiter muß ich; geſegn' es euch Gott, ihr niedlichen Thierchen!"
Rathet mir jetzt, ihr Leut', wo unſer Töchterchen hingeht!
Meint ihr nicht, zu Tanze ging's und den luſtigen Burſchen?
Uz'ſeld geht es vorbei und dann mit hüpfendem Schritte
Zu der ſchönen Buchen[1] und hört die heilige Meß an.
Gut erzogen iſt's, das muß man wirklich geſtehen.
Nach der heiligen Meſſe da ſpricht's: „Jetzt will ich mich ſputen,
Daß ich weiter komm'!" Da ſind wir ſchon nahe bei Schönau,
Jetzt vorbei am Kaſtell und alleweil weiter und weiter
Zwiſchen Berg und Berg im kühlen duftigen Schatten,
Manchem Kreuze vorbei, vorbei an mancher Kapelle.
Aber wie du ſo gehſt, wirſt alleweil größer und ſchöner,
Wo dein lieblicher Odem weht, wie färbt ſich der Raſen
Grüner rechts und links, wie ſtehen in kräftigem Triebe
Neue Kräuter da, wie ſchießen in prächtigem Wuchſe
Blumen an Blumen empor und gelbe ſaftige Weide!

[1] Eine Kapelle dieſes Namens an der Wieſe.

Von dem Odem gewürzt ſtehn tauſend und tauſende dorten
Rother Erdbeer-Köpfchen und warten am ſchattigen Thalweg.
Von dem Odem genährt ſteigt rechts am ſonnigen Abhang
Goldene Rübſaat auf in den Feldern, Streifen an Streifen,
Von dem Odem gekühlt ſingt hinter dem Buſche verborgen
Freudig der Hirtenbub und die Holzaxt tönt in dem Buchwald.
'S Mambacher Zickelchen kommt und das wollige Mätzchen von Zell her,
Alles lebt und webt und tönt in freudigen Weiſen;

Alles grünt und blüht in tauſendfältigen Farben;
Alles iſt im Staat und will mein Mädelchen grüßen.
Aber du biſt kein Mädelchen mehr, jetzt nenn ich dich Mädchen.

Doch an der Brückenwaag', nicht weit vom ſteinernen Kreuze,
Klettern die Buben von Zell hochauf an dem felſigen Abhang,
Suchen Farrenkraut und ſehen herunter und ſtaunen.
„Tonele!" ſagt der Seppel, „was hat doch die Wieſe im Kopfe?
Sieh, wie ſie ſtill jetzt ſteht und dann an der Straße ſich hinſetzt

Mit vertieftem Blick und wie ſie wiederum auf fährt
Und in die Felder läuft und mit ſich ſelber im Kampf iſt!“
Feldbergs Tochter, hör', du gefällſt mir lange wie ſonſt nicht.
Mir geht's wie dem Seppel, was haſt du für Flauſen im Kopfe?
Fehlt dir was, ſo ſprich, und willſt du was haben, ſo ſag mir's.
Aber wer gar nichts ſagt, biſt du. Mit ſchwankenden Schritten
Läufſt du die Felder hinab in deinen tiefen Gedanken
Fort in's Wieſenthal, fort gegen das Hauſemer Bergwerk,
Schwöreſt den Glauben ab und wirſt ein lutheriſcher Ketzer!
Hab' ich's nicht geſagt? ich konnt mir's immer ſchon denken.
Doch! Es iſt mal ſo, was hilft's, daß ich ſchelte und zanke?
Aendern kann ich es nicht, ſo will ich dir lieber noch helfen;
Einmal bringſt du mir doch noch Freud' und heitere Stunden! --
Halt mir ein wenig ſtill, jetzt will ich dich lutheriſch kleiden.
Weiße Baumwoll-Strümpfe da nimm mit künſtlichen Zwickeln,
(Zieh ſie an, wenn's geht) und Schuh und ſilberne Schnallen;
Da ein grüner Rock! Vom breit-bebänderten Leibchen
Bis zu den Knöcheln hin fällt Falte herunter an Falte.
Sitzt er auch recht? Nun hak' ihn zuſammen und nimm auch das Bruſttuch
Roſenroth und von Sammt. Jetzt flecht' ich dir künſtliche Zöpfe
Aus den ſauber gekämmten anmuthigen flachſenen Haaren. —
Oben vom weißen Nacken und leicht durch die Zöpfe geſchlungen
Fällt mit beiden Enden ein ſchwarzes ſeidenes Bändel
Bis zum Rockſaum nieder. — Gefällt dir denn aber die Kappe,
Waſſerblauer Damaſt und geſtickt mit goldenen Blumen?
Zieh das Bändel an, das durchgeht zwiſchen den Schnüren
Unter den Zöpfen durch, du Ungeſchick! über den Ohren

Beide Zipfel hervor und herunter gegen's Geſicht zu!
Jetzt die ſeidene Schürze dazu und endlich der Hauptſtaat,
Zwanzig Ellen lang und breit ein Mailänder Halstuch!
Wie ein luſtig Gewölk am Morgenhimmel im Frühling
Schwebt es dir auf der Bruſt, und hebt mit dem Odem und ſenkt ſich.
Ueber die Achſeln wallt es hinab und in prächtigen Zipfeln
Ueber den Rücken fällt's; die rauſchen, wann du im Wind gehſt,
Wer lang hat, der läßt lang hängen, hört ich mein Lebtag.
Häng an den Arm die Aermel, was meinſt du? das Wetter iſt ſchön ja!
Daß man das Hemd auch ſieht und die runden ſtattlichen Arme.
Und den Strohhut nimm in die Hand an dem ſeidenen Bändel;
Wärmer beſcheint dich die Sonne und leuchtet dir beſſer in's Auge,
Wenn in der Hand du trägſt den Hut, und es ſteht dir auch hübſcher.
Jetzt biſt du ausſtaffirt, als wenn zu Gevatter du ſtehn ſollt'ſt;
Und mir ſelber gefällſt du ſo wieder, das kann ich dir ſagen.

Wie ſie jetzt ſich freut und wie ſie mit zierlichen Schritten
Tanzt, als meinte ſie ſchon, ſie ſei die Frau Richterin ſelber;
Wie ſie das Köpfchen hebt und bei jedem Schritte zurückſchielt,
Ob man ſie recht beſieht und ob man ihr ordentlich nachguckt!
Ja, du biſt ſchon hübſch! ei ja, du Närrchen, wir ſehn dich!
Du Markgräfer Mädel, mit deiner goldigen Kappe,
Mit den langen Zöpfen und mit der längeren Haarſchnur,
Und mit dem vierfach zuſammengeſchlagenen flattrigen Halstuch!

Aber rathet mir jetzt, wo das ſtolze Jüngferchen hingeht!
Nun, ich denk' auf den Platz, vielleicht zur ſchattigen Linde,
Oder zur Bergſchenk' auch und zu den Hauſemer Burſchen?
Meint ihr? richtig, ſo iſt's. Am Bergwerk rauſcht es vorüber,

Greift ein Biſſel hinein und dreht die Räder ein Weilchen,
Was der Blasbalg ſchnaufen nur mag, daß die Feuer nicht ausgehn.
Aber da bleibt es nicht. Hinaus in die Hauſemer Felder
Springt es und über das Wehr mit großen Schritten gen Fahrnau
Läufſt-du-nicht-ſo-gilt-mir's-nicht, durch's Schopfheimer Kirchſpiel!
Aber zu Gündenhauſen, wer ſteht da wohl an der Straße,
Wartet bis du kommſt, und geht mit freudigen Schritten

Auf dich los und giebt dir die Hand, und fällt um den Hals dir?
Kennſt du dein Schweſterchen nicht? Von Wisleth kommt es herunter;

Ganz und gar hat's deinen Gang, ganz deine Geberden,
Kennſt du es noch? Warum denn nicht! Mit rauſchendem Jubel
Nimmſt's in den Arm und läßſt es nicht los. Gieb Achtung! Erdrück's nicht!
Jetzt geht's wieder weiter und alleweil tiefer und tiefer. —
Siehſt du da vorne das Röttler Schloß? — verfallene Mauern!
Dort in getäfelten Stuben mit goldenen Leiſten verzieret
Wohnten Fürſten einmal und ſchöne fürſtliche Frauen,
Herren und Herrengeſind' und die Freude war heimiſch in Röttlen.
Aber jetzt iſt alles ſo ſtill. Undenkliche Zeiten
Brennt die Kerze nicht mehr in ſeinen zerriſſenen Stuben,
Flackert kein Feuer empor auf ſeinem verſunkenen Heerde,
Geht kein Krug in den Keller, hinab in den Brunnen kein Eimer,
Wilde Tauben niſten da oben auf mooſigen Bäumen. — —
Mühlberg ſieh da drüben! und dort im Schatten verborgen
Iſt das Föhris-Haus, und am Berg die Helſtemer Kirche.
Steinen, das laſſen wir liegen und fahren hindurch in die Felder;
Guter Weg iſt auch nicht um, und das Laufen verſtehſt du;
Wenn's nicht abwärts ging', ich weiß nicht, ob ich dir nachkäm. —
Unter Steinen da kommſt du mit deinen ſpringenden Schritten
Wieder über die Straß und dann geht's weiter in's Rebland
Neben Hauigen hin, vorbei an Hagen und Röttlen.
Heb doch ein biſſel den Kopf! wer ſteht da oben am Fenſter
Mit dem neuen Käppel und mit den freundlichen Augen?
Mach 'nen Knicks! ſo ſchön! und ſag: „Gott grüß euch Herr Pfarrer!"
Jetzt geht's Thumriegen zu, jetzt fort in die Lörracher Felder.
Siehſt du das ſaubere Städtchen mit ſeinen Fenſtern und Giebeln.
Und die Baſeler Herrn dort auf der ſtaubigen Straße,

Wie ſie reiten und fahren? Da iſt auch das Stettener Wirthshaus! —
Warum wirſt du ſo ſtill und wagſt nicht hinüber zu ſehen?
Gelt, das heilige Kreuz, das ſiehſt du von weitem und trauſt nicht,
Möchteſt lieber zurück als vorwärts? Sei nicht ſo furchtſam!
Kurze Zeit, da ſtehn wir frei auf Schweizergebiete.

Aber wie du ſo gehſt vom Bergwerk nieder gen Schopfheim
Bis an Stetten herunter auf deiner ſteinigen Landſtraß'
Bald am linken Rand, bald wieder drüben am rechten,
Zwiſchen dem künſtlichen Damm, wirſt alleweil größer und ſchöner,
Freudiger alleweil und ſchaffig, möchte man ſagen.
Wo dein lieblicher Odem weht, wie färbt ſich der Raſen
Grüner rechts und links, wie ſtehn mit kräftigen Trieben
Neue Kräuter auf, wie prangen in höheren Farben
Blumen ohne Zahl. Dem Schmetterling ſelbſt wird die Wahl ſchwer.
Wechſelt nicht der Klee mit goldenen Butterblumen,
Frauenmäntelchen, Haſenbrödchen, würzigem Kümmel,
Sonnenblumen, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzert nicht der Thau auf allen Spitzen und Halmen?
Watet nicht der Storch auf hohen Stelzen dazwiſchen?
Ziehn ſich nicht von Berge zu Berg in langen Revieren
Fette Wieſen Stunden entlang und Aecker an Aecker?
Und dazwiſchen ſtehn ſcharmante Dörfer und Kirchthürm',
Und es kommt die Brombacher Kuh und die Füllen von Lörrach,
Freſſen dir aus der Hand und ſpringen und tanzen vor Freuden,
Und von Baume zu Baum, von Zell hinunter bis Reichen
Halten die Vögelchen Judenſchul' und orgeln und pfeifen. —

Da liegt die Linde von Brombach, gelegt in's Grab von dem Sturmwind!
Aber rechts und links, wie ſchwanken am flacheren Ufer
Roggen- und Weizenhalm', wie ſtehn am ſonnigen Abhang
Reben an Reben auf! Wie wogt auf höheren Bergen
Rechts und links der Buchenwald und dunklere Eichen!
O es iſt alles ſo ſchön und überall anders und ſchöner!
Feldbergs Tochter, wo du biſt, iſt Nahrung und Leben!

Dir zur Seite hinauf und dir zur Seite hinabwärts
Knarrt der Wagen, die Peitſche knallt und es rauſchet die Senſe,
Und du grüßeſt alle die Leut' und du ſchwätzeſt mit allen.
Stehn wo Mühlen am Weg, ein Drahtzug oder ein Reibwerk,
Sägemühl' und Gerſtenſtampf' und Hammer und Schmiede,
Greifſt mit gewandtem Arm du hinein und gelenkigen Fingern,
Hilfſt dem Müller du mahlen und hilfſt den Mädchen du reiben,
Spinnſt mir das Hanſemer Eiſen wie Hanf in geſchmeidige Fäden,
Eichene Planken zerſägſt du, und kommt das Eiſen vom Feuerheerd
Auf den Ambos, da hebſt du dem Schmied dienſtfertig den Hammer,
Singſt dazu, „Gott grüß euch!“ und willſt nicht Dank! „Gott behüt' euch!“
Gleich auch biſt zur Hand, führt wo an die Bleiche dein Weg dich,
Hauchſt ein weniges durch und hilfſt der Sonne was bleichen,
Daß ſie fertig wird, ſie iſt doch fürchterlich langſam!

Aber, aber, o Wieſe! ich kann noch Andres erzählen!
Nun! ſo ſei's bekannt, du haſt auch ſeltſame Mucken;
Klagt doch alle Welt und ſagt, dir ſei nicht zu trauen,
Und wie ſchön du auch wärſt, wie lieblich deine Geberden,

Guckt dir der Muthwill doch aus dem Aug', ſo ſagen ſie alle.
Eh' man ſich's verſieht, da kletterſt du über die Dämme
Oder reißeſt ſie ein, und machſt dir beſondere Pfade,
Schleppſt den Leuten Stein' auf die Felder, Jaspis und Feldſpat.
Wenn ſie gemäht und gewendet das Heu und in Haufen geſchüttet,
Holſt du's und verwirfſt's zu den Nachbarn Armvoll um Armvoll.
Einige meinen ſogar, du ſeiſt auch glücklich im Finden
Auf den Bänken, die nicht gewiſcht ſind, aber ich glaub's nicht.
Manchmal wirſt du wild, und Alles muß aus dem Weg dir;
Rennſt auch gar ein Haus wohl über, wenn's dir im Weg ſteht;
Wo du gehſt und wo du ſtehſt iſt Streiten und Zank dann.

Feldbergs Tochter, hör', du biſt an Tugend und Fehlern
Reif, ſo kommt mir's vor, zum Hochzeitmachen, wie wär es?
Nu? was machſt du für Augen? Was zupfſt du am ſeidenen Bändel?
Stell' dich ſo närriſch nicht an, du Kindskopf! wiſſen wir's denn nicht,
Daß ſie verſprochen ſchon iſt, und daß ſie beſtellt ſich einander!
Meinſt du, daß ich den Schatz nicht kenne, den kräftigen Burſchen?

Ueber hohe Felſen und über Pfoſten und Hecken
Einmal heraus aus den Bergen der Schweiz da ſpringt er zu Rheineck
Friſch in den Bodenſee und ſchwimmt herunter nach Conſtanz,
Sagt: „Ob's biegt oder bricht, mein Mädel das muß ich jetzt haben!"
Aber oben bei Stein, da ſteigt er in langſamen Schritten
Wieder heraus aus dem See mit ſauber gewaſchenen Füßen,
Tiefenhofen gefällt ihm nicht, noch das Kloſter darneben.
Fort, Schaffhauſen zu, fort an den zackigen Felſen!

An den Felſen da ſagt er: „Und haben muß ich das Mädel!
Leib und Leben wag ich daran, Tragbänder und Bruſtlatz.“
Sagt's und macht einen Sprung. Jetzt brummelt er weiter gen Rheinau,
Schwindlich iſt ihm geworden, doch kommt er weiter und weiter. —
Eglisau und Kaiſerſtuhl und Zurzach und Waldshut
Hinter ſich hat er ſchon all'; von Waldſtadt läuft er zu Waldſtadt,
Nieder bei Krenzech jetzt durch ſchöne breite Reviere
Baſel zu. Da wird der Hochzeitzettel geſchrieben.
Gelt, ich weiß es! Biſt du im Stand und leugneſt, was wahr iſt?

Hättſt du um Rath mich gefragt, zu Weil ſchien paſſend der Platz mir.
Hat gen Weil doch mancher geführt ſein ſtattliches Bräutchen
Aus dem Gebiet von Zürch, von Lieſtal oder von Baſel!
Und jetzt iſt er ihr Mann und ſie kocht ihm die Suppe und pflegt ihn
Und nicht fragen ſie nach um des gnädigen Herren Erlaubniß.
Aber dein Vertraun ſteht zum Kleinhüninger Pfarrer.
Wie du meinſt; ſo gehen wir denn durch die Richemer Wieſen. —
Iſt das nicht dein Schatz? Steigt dort er nicht eben herunter?
Ja, er iſt's, er iſt's, ich hör's am brauſenden Jubel,
Ja, er iſt's, er iſt's mit ſeinen blauen Augen,
Mit den Schweizerhoſen und mit dem ſammtenen Tragband,
Mit kriſtallenen Knöpfen am perlenfarbigen Bruſtlatz,
Mit der breiten Bruſt und mit den kräftigen Beinen,
Gotthardts großer Bub, doch wie von Baſel ein Rathsherr,
Stolz in ſeinem Schritt und ſchön in ſeiner Geberde!

O wie klopft dir das Herz, wie hebt ſich das flatternde Halstuch
Und wie ſteigt dir herauf in die lieblichen Backen die Röthe,
Wie das Morgenroth am Himmel am duftigen Maitag!

Gelt, du biſt ihm gut? Und gelt, das dachteſt du nimmer?
Und es wird dir wahr, was dir in verborgener Kammer
Geiſter ſangen und was ſie dir ſangen an ſilberner Wiege!
Nu, ſo halte dich brav! — Ich möcht' dir noch allerlei ſagen,
Aber es wird dir ſo weh um's Herz. Dein Liebſter! dein Liebſter!
Denkſt du, er läuft dir fort? ſo geh! — Mit Thränen im Auge
Ruft's mir: „Behüt dich Gott," und fällt voll Luſt um den Hals ihm.
Gott behüte dich ſtets und thu auch, was ich dir ſagte!

Freude in Ehren.

Ein Lied in Ehren!
Wer will's verwehren?
Singt denn im Busch der Vogel nicht.
Der Engel nicht im Sternenlicht?
Ein freier froher Muth.
Ein frisch und fröhlich Blut
Geht über Geld und Gut.

Ein Trunk in Ehren!
Wer will's verwehren?
Trinkt seinen Thau das Blümlein nicht?
Und trinkt der Schulz sein Schöppchen nicht?

Und wer am Werktag ſchafft,
Dem bringt der Rebenſaft
Am Sonntag neue Kraft.

Ein Kuß in Ehren!
Wer will's verwehren?
Küßt's Blümlein doch ſein Schweſterchen,
Küßt doch der Stern ſein Nachbarchen!
In Ehren, merk dir's fein!
In Unſchuld muß es ſein;
Sonſt laß das Küſſen ſein!

Ein freudig Stündlein
Iſt's nicht ein Fündlein?
Jetzt haben wir's und das iſt ſchön,
Es kann auch wieder anders gehn.
Kurz iſt des Menſchen Zeit,
Der Kirchhof iſt nicht weit,
Und morgen iſt nicht heut!

Wenn's dann zu Ende,
Wer hilft am Ende?
O geb' uns Gott 'nen ſanften Tod!
Ein gut Gewiſſen geb' uns Gott,
Wenn klar der Himmel lacht,
Wenn Alles blitzt und kracht,
Und in der letzten Nacht!

Die Irrlichter.*

Es gehen in der ſtillen dunkeln Nacht
Wohl Engel um, mit Sternenlicht gekrönt,
Auf grünen Matten, bis der Tag erwacht
Und dann die Betglock hier und da ertönt.

* Dieſem Gedichte liegt eine Sage zu Grunde, die im badiſchen Oberlande viel verbreitet iſt und die daher auch in manchen andern Gedichten Hebels, z. B. im „Geiſter-

Sie ſprechen mit einander dies und das,
Sie ſinnen etwas mit einander aus.
Geheime Dinge ſind's, wer rathet was?
Drauf gehn ſie wieder fort und richten's aus.

Und ſteht kein Stern am Himmel fern und nah,
Und kann den Nußbaum man am Weg nicht ſehn,
Gleich ſind zum Dienſte Feuermännchen da,
Den Pfad zu leuchten, wo die Engel gehn.

Und jedem Männchen hängt ein Querſack an
Und wenn ihm ſchwach wird, langt es da hinein,
Und beißt ein Stückchen Schwefelſchnitten an
Und trinkt ein Schlückchen Treberbrandtewein.

Darauf putzt den Docht es von dem Lichtchen ab,
Hui, flackert's da in lichten Flammen auf!
Und, hui! geht's dann die Wieſen auf und ab,
Mit neuer Kraft, die Wieſen ab und auf.

Beſuch auf dem Feldberg", in dem Gedicht: „Die Feldhüter" und an andern Orten berührt wird.

Jener Sage nach ſind die Irrlichter Geiſter von Leuten, die, als ſie lebten, die Gränz- und Mark-Steine der Felder aus Eigennutz verrückt haben, daher ſie in der Sprache des Oberlandes „Marcher" genannt werden. Zur Strafe für ihre Bosheit müſſen ſie nach ihrem Tode als feurige Männer den Engeln und den guten Geiſtern des Gebirgs als Leuchte in dunkeln Nächten dienen. Durch Gebet werden, nach dem Volksglauben, die Irrlichter angezogen, durch Fluchen verſcheucht. Solche Erſcheinung ſucht der Dichter durch die Anziehungskraft, die das Gebet an die Engel als Herrn dieſer böſen Geiſter ausübt, zu erklären.

So iſt's gemüthlicher, wenn vor dem Fuß
Und vor dem Aug' die Fackel ſelber rennt,
Als wenn man ſie mit Händen tragen muß
Und wohl noch gar die Finger dran verbrennt. —

Und ſchreitet durch die Nacht ein Menſch daher
Und ſieht von weitem ſchon die Kerlchen da
Und betet leiſe: „das walt' Gott der Herr,
„Ach bleib' bei uns!" wie's Wetter ſind ſie da.

Warum? Der Engel hört Gebet und Wort,
Da heimelt es ihm an, er möcht hinzu
Das Feuermännchen bliebe lieber dort,
Und wenn es kommt, hält es die Ohren zu.

Und ſchreitet ein Betrunkner durch die Nacht
Und flucht und ſapermentet: „Kreuz und Stern!"
Und donnerwettert, daß der Boden kracht,
Das hört ſolch' Feuermännchen gar zu gern;

Doch wird's ihm nicht ſo gut. Der Engel ſpricht:
„Das iſt ein Gräuel mir, komm! komm doch fort!"
Und wie das Wetter iſt auch rings kein Licht,
Kein Feuermann und auch kein Engel dort. —

Gehſt du in Gottes Namen deinen Weg
Und denkſt: „Ihr mögt nun bleiben oder gehn,
„Das Thal iſt breit, man kennt ja Weg und Steg!“ —
Das iſt geſcheit, da laſſen ſie dich gehn.

Doch brennt die Neugier einen doch einmal,
Und läuft man gar den Engeln hinterdrein,
Nichts in der Welt iſt ihnen ſo fatal,
Da ziehn ſie auf und fort und querfeldein.

Erſt ſagen ſie: „Es iſt vielleicht ſein Weg,
„Wir treten auf die Seit', mag er vorbei!“
So ſprechen ſie und gehn ſtill aus dem Weg,
Der Feuermann nimmt ſeinen Schluck dabei.

Doch folgt man weiter in die Felder hin,
Wo irgend nur der Engel geht und ſteht,
Da ſagt' er: „Wart! Wir kommen ſchon wo hin,
„Du Naſeweis! wo doch dein Weg nicht geht.“

Der Feuermann muß vor mit ſtillem Gang,
Der Engel hinterher, und, läuft man nach,
So kommt man in den Sumpf, es dau'rt nicht lang'. —
Jetzt geh nur wieder! ſiehſt! ſo ſteht die Sach'.

Nein wart! Jetzt kommt auch noch 'ne gute Lehr',
Vergiß mir's nicht, ſchreib's lieber in ein Buch!
Zum Erſten ſag ich: Das Walt-Gott-der-Herr
Iſt allemal doch beſſer als ein Fluch.

Der Fluch jagt mit dem Heil die Engel fort,
Gebet und Chriſtenſinn zieht ſie heran.
Und glaubſt, es käm ein Feuermännchen dort?
Es iſt blos das Laternchen vorne dran.

Zum Andern: Wenn einmal ein Ehrenmann
Geheimen Auftrag in der Still' verricht',
So laß ihn machen, was geht's dich denn an?
Und horch nicht, wenn man mit dem Nachbar ſpricht.

Geht man dir aus dem Weg, ſo lauf nicht nach,
Geh deine Straß in Gottes Namen dann!
Sonſt mach'ſt 'ne Dummheit, Schande giebt's hiernach.
Und der dir's ſagt, bin ich. Und denk daran!

Das Liedlein vom Kirschbaum.

Zum Frühling sagt der liebe Gott:
„Geh, deck dem Wurm auch seinen Tisch.“
Gleich treibt der Kirschbaum Laub um Laub,
Viel tausend Blätter grün und frisch.

Das Würmchen ist im Ei erwacht,
Es schlief in seinem Winterhaus,
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf,
Und reibt die blöden Augen aus.

Und darauf hat's mit stillem Zahn
An seinen Blätterchen genagt;
Es sagt: „Man kann nicht weg davon!
„Was solch Gemüs mir doch behagt!“ —

Und wieder ſagt der liebe Gott:
„Deck jetzt dem Bienchen ſeinen Tiſch,“
Da treibt der Kirſchbaum Blüth an Blüth,
Viel tauſend Blüthen weiß und friſch.

Und 's Bienchen ſieht es in der Früh
Im Morgenſchein und fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee ſein:
Was iſt das koſtbar Porzellan!

„Wie ſind die Täßchen rein geſpült!“
Es ſtreckt ſein Züngelchen hinein,
Es trinkt und ſagt: „Wie ſchmeckt das ſüß!
„Da muß der Zucker wohlfeil ſein!“

Zum Sommer ſagt der liebe Gott:
„Geh, deck dem Spatz auch ſeinen Tiſch,“
Da treibt der Kirſchbaum Frucht an Frucht,
Viel tauſend Kirſchen roth und friſch.

Und Spätzchen ſagt: „Iſt's ſo gemeint?
„Ich ſetz mich hin; ich hab Appʼtit,
„Das giebt mir Kraft in Mark und Bein,
„Stärkt mir die Stimm' zu neuem Lied.“ —

Da ſagt zum Herbſt der liebe Gott:
„Räum' fort! Sie haben abgeſpeiſt.“ —
Drauf hat die Bergluft kühl geweht
Und 's hat ein biſſel Reif geeiſt.

Die Blätter werden gelb und roth
Eins nach dem andern fällt ſchon ab,
Und was vom Boden ſtieg hinauf,
Zum Boden muß es auch herab.

Zum Winter ſagt der liebe Gott:
„Jetzt deck, was übrig iſt, mir zu!“
Da ſtreut der Winter Flocken drauf.
Nun danket Gott und geht zur Ruh!]

Der Schmelzofen.

Jetzt brennt er in der schönsten Art,
Das Waſſer rauſcht, der Blasbalg knarrt,
Und bis die Nacht vom Himmel fällt
Wird ſchon der erſte Guß beſtellt.

Das Waſſer rauſcht, der Blasbalg knarrt,
Den Gulden da hab ich geſpart.
Geh, Gundel, bring uns alten Wein,
Jetzt wollen wir 'mal luſtig ſein.

'Ne Freudenſtund iſt nicht verwehrt,
Man nimmt mit Dank, was Gott beſcheert,
Man trinkt ſich friſchen frohen Muth
Und drauf ſchmeckt auch die Arbeit gut.

'Ne Freudenſtund', 'ne gute Stund',
Die hält uns Leib und Kraft geſund;
Doch halt in Ordnung damit Haus,
Sonſt kommt dir Schimpf und Schand' heraus.

Ein froher Mann, ein braver Mann!
Jetzt ſchenket ein und ſtoßet an.
Es leb' der Markgraf und ſein Haus!
Die Mützen ab und trinket aus!

Wo iſt ein Herr, wie er, ſo gut?
Es iſt ein Segen, was er thut.
Könnt' ich ihm danken, wie ich's mein'!
Gott kann's allein! Gott kann's allein!

Und unſer Bergwerk, ſegn' es Gott!
Es giebt ſo manchem doch ſein Brod,
Der Herr Inſpektor zahlt uns Lohn
Und zahlt mit Freud, man ſieht es ſchon.

Drum ſchenket ein und ſtoßet an!
Der Herr Inſpektor iſt ein Mann,
Iſt freundlich gegen unſer Eins.
Ob reich, ob arm, das gilt ihm Eins.

Er ſorgt für guten Wein auf's Werk,
Den holt er über Thal und Berg,
Er ſchenkt ihn rein den Leuten ein,
Und mißt, wie's muß gemeſſen ſein.

Ja, trinken muß der Mann beim Feu'r,
Und wär' der Wein auch noch ſo theu'r.
Da rieſelt mancher Tropfen Schweiß,
Die Plag' iſt groß, die Arbeit heiß.

Man ſtreift den Schweiß am Aermel her,
Schnauft, als ob ſelbſt man Blasbalg wär',
Und manche liebe Mitternacht
Wird ſo am heißen Heerd durchwacht.

Ja! wer iſt ſolch geplagter Mann
Als wie der Schmelzer? Komm, ſtoß an!
Helf Gott, denk nicht an Schweiß und Ach,
Hat jeder doch ſein Ungemach!

Du möchteſt doch kein Andrer ſein!
Und bringſt den Lohn im Sacktuch heim,
Wie lacht die Käthe da dich an
Und ſagt: „Ich hab' 'nen braven Mann!“

Drauf rührt ſie Eierkuchen ein
Und ſtreut ein biſſel Pfeffer drein
Und thut Salat und Speck daran
Und ſagt: „Jetzt iß, du lieber Mann!“

Und wenn man ſeine Arbeit thut,
Schmeckt einem auch ſein Eſſen gut,
Da tauſcht man nicht in Leid und Lieb
Mit manchem reichen Galgendieb. —

Da ſitzen wir, was will man mehr?
He! Gundel! noch ein Schöppchen her!
Weil doch der Ofen wieder geht,
Und ſchon das Erz im Kübel ſteht.

So brenn' er denn zur guten Stund
Und Gott erhalt' Euch nur geſund,
Und Gott bewahr' Euch auf der Schicht,
Daß Niemand was zu Leid geſchicht.

Und kommt in ſtrenger Winterszeit,
Wenn es auf Berg und Dächern ſchneit,
Ein armer Jung', ein armer Mann
Und ſteht am Feu'r und wärmt ſich dran.

Und bringt ein Paar Kartoffeln an,
Legt ſie an's Feu'r und brät ſie dran,
Und ſchläft beim Setzer auf dem Erz —
Schlaf wohl und tröſt dir Gott dein Herz!

Da ſteht ſo Einer — Armer Mann!
Komm, trink mit uns, wir ſtoßen an,
Helf Gott und tröſt dir Gott dein Herz!
Man ſchläft nicht weich auf hartem Erz.

Und kommt zur Zeit ein Biedermann
Zum Feu'r und ſteckt ſein Pfeifchen an
Und ſetzt ſich zu uns hin und ſpricht:
Bekomm's ihm wohl und — brenn dich nicht!

Doch fängt ein Jung' zu rauchen an
Und meint er könn' es wie ein Mann,
Da fackelt unſer Schmelzer nicht:
„Fort mit der Pfeif, du Milchgeſicht!"

Und wirft sie fort und schilt dazu:
„L[illegible] es schon los, du Laffe du?
„S[illegible] einen Butterblumenstiel!
„Das ist für dich gerad so viel."

Schon wahr, es giebt der Kurzweil mehr
Am Sonntag nach der Kinderlehr,
Und strömt der feur'ge Eisenbach
Im Sand, es ist 'ne schöne Sach'.

Geh', frag so manchen Landsmann da,
Ob er schon Eisen fließen sah
Im feur'gen Strom die Form hinein?
Was gilt's, er wird dir sagen: Nein.

Wir wissen, wie man Eisen macht,
Wie es in Formen wird gebracht,
Wie man es drauf zur Schmiede bringt,
Die Stücke unterm Hammer zwingt.

Jetzt schenket ein und stoßet an:
Der Hammermeister ist ein Mann!
Und wär kein Hammer und kein Schmied,
Da liegt das Ding, was thun damit?

Wie ging's dem braven Handwerksmann,
Was fängt er ohne Eisen an?
Und hat der Schneider Nadeln nicht,
Es ihm an Nahrung auch gebricht.

Und wenn von früh bis Abends spät
Der Bau'r in Feld und Acker steht,
Und fehlt ihm Karst und Haue dann,
Er wär' doch ein verlorner Mann!

So schmelzet denn und schmiedet, ihr,
Und lohn Euch Gott der Herr dafür.
Macht für einander Sicheln draus
Und was man braucht in Feld und Haus.

Nur machet keine Säbel mehr!
Noch brennen viele Wunden schwer.
Verlor doch Mancher Fuß und Hand.,
Und Mancher schläft im tiefen Sand!

Nicht Flinten und Kanonen mehr!
Wir brauchen keinen Jammer mehr.
Wir hörten, wie's im Thal gekracht,
Durchwachten manche lange Nacht.

Weiß Gott, wir litten, was man kann,
Drum ſchenket ein und ſtoßet an:
Auf Völkerfried und Einigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Jetzt zahlen wir und gehn nach Haus
Und hämmern unſre Senſen aus —
An Arbeit fehlt's nicht bis zur Nacht —
Und mähen, wann der Tag erwacht.

Der Morgenſtern.

Der Morgenstern.

Woher so früh? 's ist zeitig noch,
Herr Morgenstern, was eilst du doch
In deiner glitzrigen Himmelstracht,
In deiner goldigen Lockenpracht,
Mit deinen Augen klar und blau
Und frisch gewaschen im Morgenthau?

Du meinst, du wärst allein im Gang?
Da kommst du recht! Wir mäh'n schon lang',
Wir mäh'n schon eine halbe Stund',
Früh-Aufstehn ist dem Leib gesund,
Macht frischen Sinn und frohen Muth,
Da schmeckt erst recht die Suppe gut.

'S giebt Leut', die duseln immer zu
Und schnarchen noch in guter Ruh',
Der Mäher und der Morgenstern
Steh'n zeitig auf und wachen gern
Und was man früh um Viere thut
Kommt einem Nachts um Neun zu gut.

Und Vögelein ſind auch ſchon da,
Sie ſtimmen ihre Pfeifchen ja,
Und auf dem Baum und hinterm Hag
Sagt eins dem andern guten Tag!
Die Turteltaube ruckt und lacht
Und auch die Betglock' iſt erwacht.

„So helf uns Gott und geb uns Gott
„'Nen guten Tag, behüt uns Gott!
„Wir beten um ein chriſtlich Herz,
„Das thut uns Noth in Freud' und Schmerz;
„Wer chriſtlich lebt, hat frohen Muth;
„Der liebe Gott macht alles gut." — —

Weißt, Jacob, was der Morgenſtern
Am Himmel ſucht? Man ſagt's nicht gern.
Er läuft 'nem andern Sternchen nach,
Von dem er gar nicht laſſen mag.
Die Mutter meint, das dürft' nicht ſein,
Und ſperrt ihn wie ein Küchel ein.

Drum läuft er auch, noch eh' es Tag,
Durch's Morgenroth den Sternen nach,
Er ſucht und ſucht, wo es nur iſt?
Er hätt' es gar zu gern geküßt,
Er möcht' ihm ſagen allerlei,
Wie es ſein Ein und Alles ſei.

Doch kaum iſt er dem Sternchen nach,
Im Nu iſt auch die Mutter wach.
Sie ruft! — Ja, ruf du immer zu!
Mein Bürſchchen läuft in guter Ruh.
Jetzt flicht ſie ihren Kranz in's Haar
Und ſteht ſchon hinterm Berge gar.

Und wie der Stern die Mutter ſieht,
Da wird er leichenblaß und flieht,
Ruft ſeinem Sternchen nach „Ade"!
Es iſt ihm, ach, ſo ſterbensweh.
Jetzt, Morgenſtern, iſt's hohe Zeit,
Dein Mütterlein iſt nimmer weit!

Dort kommt ſie, ſteigt durch's Himmelsthor
In ſtiller Herrlichkeit hervor.
Sie zündet ihre Strahlen an,
Der Kirchthurm wärmt ſich auch ſchon dran,
Und wo ſie fallen in Berg und Thal,
Da rührt ſich Leben überall.

Den Schnabel da probirt der Storch.
Er kann's perfect, wie geſtern, horch!
Die Eſſen rauchen nach und nach,
Hörſt du das Mühlrad da am Bach?
Und wie im dunkeln Buchenwald
Die Axt mit ſchweren Streichen ſchallt! —

Was wandelt dort im Morgenſtrahl
Mit Korb und Tuch durch's Wieſenthal!
'S ſind Mädel jung und flink und roth,
Sie bringen uns das Morgenbrod,
Und 's Ann-Mariechen friſch voran,
Es lacht mich ſchon von weitem an.

Wenn ich der Sonn' ihr Junge wär',
Und 's Ann-Mariechen käm' daher
Im Morgenroth, ich müßt zu ihr,
Ich ſpräng' hinaus zur Himmelsthür.
Und zankt die Mutter: immer zu!
Verzeih mir's Gott, ich hätt' kein' Ruh!

Der Sperling am Fenster.

Sag' Kind, wie hat der Spatz gesagt?
Was siehst mich an? fällt dir's nicht ein? —
„Er sagt: Ich bin der Herr im Dorf,
„Das best' und erste Korn ist mein!"

Und wie der Herbſt den Kehraus macht,
Was thut mein Spatz, der große Herr? —
„Er ſucht den Abfall auf der Straß',
„Der Hunger plagt ihn gar zu ſehr."

Und wie der Winter deckt das Land,
Was thut mein Spatz in ſeiner Noth?
„Da pocht er an das Fenſter an
„Und bettelt um ein Biſſel Brod." —

„Ach Mutter, gieb ihm was, ihn friert" — —
Das hat kein' Eil, erſt laß mal ſehn:
Was fällt dir bei dem Spatz wohl ein?
Meinſt nicht, es könnt' auch dir ſo gehn?

Kind, wird's dir wohl und geht's dir gut,
Sag' nicht: ich bin ein reicher Mann,
Und iß nicht Braten alle Tag'!
'S kommt anders, eh' du denkſt daran.

Iß nicht das Knuſprige vom Brod
Und wirf die weichen Krumen fort;
— 'S iſt deine Art — es kommt 'ne Zeit,
Du ſehnſt dich nach den Krurien dort.

Ein blauer Montag währt nicht lang',
Die Woche hat noch manche Stund',
Und manche Woche läuft durch's Dorf,
Bis endlich kommt die letzte Stund'.

Und was in ſeiner Frühlingszeit
Man lernt, das iſt für's Leben doch!
Was man in ſeinem Sommer ſpart,
Im ſpäten Herbſt erquickt es noch.

Kind, denk' mir dran und halt' dich gut! —
„Ach Mutter ſieh: der Spatz will gehn!" —
So geh und ſtreu ihm Hirſen hin,
Er kommt zurück, du wirſt es ſehn.

Der Kurkunkel.

Wie den Tabak sich schneidet der Vater, sieht ihn Mariechen
Freundlich und bittweis an: „Ach Vater, du mußt was erzählen,
„Weißt? wie in voriger Nacht, wo das Gundel beinahe schon einschlief.“ —
Und so rücken das Gundel und Anne-Bäb' und Mariechen

Mit den Kunkeln an's Licht und ſpannen die Saiten und ſtreichen
Mit der Schwarte das Rad und zupfen einander am Aermel.
Und der Jakob nimmt Lichtſpähn eine Handvoll und ſetzt ſich
Zu dem Lichtſtock hin und ſagt: „das will ich beſorgen!“
Doch der Hans Jörg der ſtreckt ſich, ſo lang er iſt, über den Ofen,
Guckt herunter und denkt: „da oben hör' ich's am beſten,
„Und bin keinem im Weg.“ Drauf wie der Vater den Tabak
Sich geſchnitten und 's Pfeifchen geſtopft, da geht er zum Lichtſpahn,
Hält ſein Pfeifchen darunter und raucht in haſtigen Zügen,
Bis es brennt. Dann drückt er das Feuer hinein mit den Fingern,
Und macht zu den Deckel. „Schon gut, ſo will ich erzählen,“
Sagt er und ſetzt ſich nieder. „Doch müßt ihr auch ordentlich ſtill ſein,
Denn ſonſt werd' ich confus, bis es aus iſt. Du da dort oben,
Pack dich vom Ofen! du wußteſt wohl wieder nicht wo dich zu laſſen?
Iſt dir zu wohl und gelüſtet nach einem Karfunkel dich wieder?
Laß es nur keinen ſein, wie der war, den ich im Sinn hab'.“

'S giebt ein Plätzchen wo, da geht nicht Egge noch Pflug drauf,
Strauch an Strauch ſchon hundert Jahr' und giftige Kräuter,
Da ſingt keine Droſſel, da fliegt kein Schmetterling drüber,
Einen gezeichneten Leichnam dort hüten abſcheuliche Kröten.
Ein geſchickter Burſch war's, ſagt man, aber er wäre
Fleißig gegangen in's Wirtshaus und über Geſangbuch und Bibel
Gingen die Karten ihm am Samſtag Abend und Sonntag.
Fluchen hat er gekonnt, die Hex' im rußigen Schornſtein
Kam das Beten an und die Stern' am Himmel das Zittern.
Einmal hat im grünen Rock ein borſtiger Jäger
Zugeſchaut, wie ſie ſpielen. Mit unerhörtem Geſluche

Hat der Michel Stich um Stich verloren und Gulden.
„Du läufst mir nicht weg!“ ſagt vor ſich ſelber der Grünrock.
Wie's die Wirthin hört, da denkt ſie: „Das iſt wohl ein Werber!“
Aber es war kein Werber, ihr werdets ſchon anders erfahren.
Wenn erſt der Michel gefreit und wenn er das Gütchen verlumpt hat
Was hat des Straßwirths Tochter gedacht? Sie hat ihm aus Liebe
Hand und Ja gegeben; doch nicht aus Liebe zum Michel,
Nein, zu Vater und Mutter, es war ihr Wunſch und ihr Wille! —
An dem ſelbigen Abend einſchläft ſie in ſchweren Gedanken.
In der ſelbigen Nacht da träumt ſie ſchwer und bedeutſam.
Ab von Staufen kommt ſie — ſo däucht es ihr — hin auf die Landſtraß;
An der Landſtraß geht ein Kapuziner und betet.
„Schenkt mir ein Heiligenbild, Herr Pater, wollt ihr ſo gut ſein?
„Seht, ich bin ja Braut, vielleicht hat's gute Bedeutung.“
Langſam ſchüttelt der Pater den Kopf, und unter der Kutte
Langt er hervor eine Hand voll Heil'ger. „Da ziehe dir ſelbſt eins!“
Sagt er und wie ſie zieht, da greift ſie in ſchmutz'ge Karten.
„Haſt du das Eckſtein-As? — das bedeutet rothen Karfunkel;
„'S iſt kein guter Treffer!“ — „Ja wirklich,“ ſagt ſie, „das hab' ich.“
Wieder ſagt der Pater: „So zieh denn anders, du Bräutlein!
„Haſt du ſieben Kreuz?“ — „Ja wirklich,“ ſagt ſie und ſeufzet. —
„Tröſt dich Gott, zieh anders! Es können noch beſſere drin ſein
„Haſt du ein blutiges Herz?“ — „Ja wirklich,“ ſagt ſie erſchrocken.
„Jetzt zieh noch einmal, kann ſein, dein Heiliger kommt noch!
„Iſt es der Schaufelbub'?“ — „Es wird wohl, ſeht ihn nur ſelber!“ —
„Ja! dann tröſt' dich Gott, der ſchaufelt dich ein in die Erde.“ —
Solchen Traum hat die Käthe gehabt, ſo hat ſie geſchlafen!

Straßwirths Tochter, was dachteſt du denn und nahmeſt ihn dennoch?
Ja! ſie hat ja müſſen, ſie ſagt': „im Namen des Herrgotts!
„Nach den ſieben Kreuzen und hinter dem blutigen Herzen
„Kommt, will's Gott, mein Heil'ger und ſchaufelt mich ein in die Erde!"

Anfangs ging es noch an, wenn manchesmal auch der Michel
Spielt' und zu viel trank und flucht' und plagte die Käthe,
Manchmal wenn ſie gebetet und ſie ihn mit Thränen gebeten
Ging er in ſich. Einmal, da ſagt der Michel: „Jetzt will ich
„Mit dir accordiren und will die Karten verfluchen.
„Soll mich der Teufel holen, ſobald ich noch eine mehr anrühr'!
„Aber in's Wirthshaus geh' ich, das will ich, das kann ich nicht laſſen
„Schluchz' und heul', ſo lang dir's gefällt, ich kann dir nicht helfen!".

Hielt er das Erſt' auch nicht, das Andre hielt er gewißlich.
Wie er in's Wirthshaus kommt, ſo ſitzt mein borſtiger Grünrock
Hinterm Tiſch ſelbdritt und miſchet die Karten und ruft ihm:
„Hältſt du mit, Kamerad? ſo komm, wir wollen eins machen!"
„„Ich nicht,"" ſagt der Michel, „„Frau Margreth, langt mir ein
Schöppchen!""
„Du nicht?" ſagt der Grüne. „Komm nur, bis daß du den Schoppen
„Ausgetrunken, es geht um nichts, wir machen's zur Kurzweil!"
„„Ei,"" denkt bei ſich ſelber der Michel, „wenn es um nichts geht,
„„Iſt's ja nicht geſpielt,"" und ſetzt ſich neben den Grünrock.
An das Fenſter pocht ein Knabe mit lockiger Stirne,

„Meiſter Michel, höret! ein Wort! der Straßenwirth ſchickt mich.“
„„Schick ihn wieder,““ ſagt er, „„ich weiß ſchon, was er im Kopf hat.
„„Wer ſpielt aus und was iſt Trumpf? und geſtochen den Eckſtein!
„„Drauf und drauf!““ Der Grüne ſagt: „Was biſt du ein Glückskind!
„Möcht'ſt du um Kreuzer nicht machen?“ — Es iſt jetzt eins wie das andre,
Denkt der Michel, Spiel iſt Spiel! „„Es iſt eins wie das andre,““
Sagt er. — „So kommt doch,“ ruft der Knab' und pochet an's Fenſter,
„Blos auf ein einzig Wort!“ — „„Ei laß mich endlich in Frieden,
„„Kreuz dem Baum[1]) und Schippen danach, und noch einmal Schippen!““
Und ſo geht's vom Kreuzer bis endlich herauf zum Dukaten.

Wie ſie aufſtehn, ſagt der Grünrock: „Michel! ich kann dir
„Jetzt nicht zahlen. Du magſt dafür den Ring hier behalten
„Bis ich einmal ihn löſ'. Es ſind verborgene Kräfte
„In dem rothen Karfunkel. Sieh nur, wie der Stein dich anblitzt!“ —
Und zum drittenmal klopft's. „„O Michel, kommt da es Zeit iſt!““
„Laß ihn ſchwatzen,“ ſagt der Grünrock, „wenn er nicht gehn will.
„Nimm du meinen Ring, und haſt du im Hauſe und nirgends
„Keinen Kreuzer Geld, damit ſo kann's dir nicht fehlen!
„Wenn am Finger ſteckt der Ring, und du langſt in die Taſche
„Alle Tag' einmal, du haſt einen Bairiſchen Thaler.
„Blos am Feiertag nicht, da möcht ich's dir freilich nicht rathen.
„Kannſt du mich weiter brauchen, ſo ruf meinen Namen, ich hör dich,
„Bizli Putzli heiß ich und hab' ich die Ohren nicht bei mir?“

Derweil ſitzt die Frau daheim in der einſamen Kammer,
Weint und lieſt in der Bibel und im zerrißnen Gebetbuch
Und der Michel kommt und wettert: „Find ich dich wieder

[1] Herausforderung des Treffbuben durch ein ausgeſpieltes Treffblatt.

„Bei dem ewigen Beten und ſackermentiſchen Heulen?
„Sieh nur, was ich gewonnen da hab', einen rothen Karfunkel!"
Schrecken faßt die Käthe. „O Jeſus," ſagt ſie, „was ſeh ich!
„'S iſt kein guter Treffer!" — und damit ſinkt ſie in Ohnmacht.
Wärſt du doch nie erwacht! wie manchen bitteren Kummer
Hättſt du verſchlafen, du arme Frau, der deiner noch wartet!
Jetzt wird's täglich ſchlimmer. Auf allen Märkten flankirt er,
Jede Kirmes macht er mit und kommt man in's Wirthshaus
Nachts um Zwölf und Vormittags und Abends um Viere
Sitzt der Michel da und miſcht die trüglichen Karten.
Drüber verwildert ſein Kind, es ſchwindet ſein Gut, ſie verſteigern
Acker um Acker, die Frau vergeht in bitteren Thränen.
Kommt er einmal nach Haus, giebt's ſchnöde Reden und Antwort:
„Kommſt du Lump?" und ſo und ſo. Mit trunkener Lippe
Flucht der Michel und ſchlägt die Frau. Jetzt muß er zum Pfarrer,
Jetzt vor's Oberamt und mit dem Gensdarm in's Gefängniß.
Geht er ſchlimm, ſo kommt er ärger, wenn ihm der Bizli
Putzli wieder bläſt in's Ohr und ihm Galle in's Blut miſcht.
So währt's ſieben Jahr. Einmal da bringt ihn der Putzli
Wieder aus dem Thurm: „Allons denn! gehn wir in's Wirthshaus
„Bis die Prügel nach Haus du bringſt, die du eben bekommen!
„Was zum Gruß die Frau dir gekocht, das wird dich nicht brennen.
Hör', du thuſt mir leid, es will das Herz mir zerreißen:
„Denk ich, wie dir's geht und die Frau dir das Leben verbittert.
„So ein Mann wie du, der Tags ſeinen Thaler verthun kann!
„Glück im Spiel das haſt du, doch nach dem leidigen Sprichwort
„Mit dem Weib iſt's umgekehrt, das kann ich dir ſagen.

„Wärſt da allein, wie hättſt du es gut, und ein ruhiges Leben.
„Quälen thut es dich ſchon, man ſieht's, dir ſchwellen die Adern,
„Trink einen Schluck Branntwein! der kühlt vielleicht dir die Hitze."
Aber daheim die Frau, mit zuſammengeſchlagenen Händen
Sitzt ſie auf der Bank und ſieht durch Thränen zum Himmel.
„Sieben Jahr und ſieben Kreuz!" ſo ſchluchzet ſie endlich,
„Redlich wird mir's wahr, der Herrgott wolle es enden!"
Sagt's und nimmt ein Buch und betet in Todesgedanken.
Drüber ſtößt der Michel die Thür auf. Fürchterlich brüllt er:
„Heulſt du ſchon wieder? es thut dir Noth, du falſche Kanaille!
„Koch mir Saurkraut!" — Käthe ſagt: „„es iſt nirgend kein Feu'r mehr.""
„Saurkraut will ich! Siehſt! ich dreh dir das Meſſer im Leib um!" —
„„Lieber heut als morgen! Du bringſt mich unter den Boden
„„So oder ſo. Das Kind, das haſt du ja ſchon mir gemordet!""
„Dich ſoll das Donner und Wetter in Grund und Boden verſchlagen!"
Sagt's und zuckt — und es ſinkt bewußtlos die Käthe zu Boden.
„„O mein blutig Herz!"" ſo ſtöhnt ſie noch leis, wie ſie umfällt.
„„Schaufelbub, da bin ich! komm, ſchaufle mich ein in die Erde.""
Jetzt der Michel fort, vom ſchnellen Schrecken ergriffen
Läuft er in's Feld, der Boden ſchwankt und es raſchelt im Nußbaum.
„Bizli Putzli rath du mir!" ſo ruft er; der Putzli,
Hinter'm Nußbaum ſteht er und kommt. „„Was fehlt dir denn?"" fragt er.
„Rath mir, was ſoll ich beginnen? Die Käthe hab' ich erſtochen" —
„„Iſt das Alles?"" ſagt der Putzli. „„Wirklich, du kannſt doch
„„Einen erſchrecken, daß man meint, was Wunder paſſirt ſei!
„„Narr, im Lande geht's jetzt nicht mehr, Verdruß könnt' es geben.
„„Iſt nicht da der Rhein? Komm mit, ich will dich begleiten,

„Dort ſteht ein Kahn am Ufer!““ — Jetzt ſteigen ſie drüben im Sundgau,
Friſch an's Land und quer durch's Feld. Im einſamen Wirthshaus
Brennt ein Licht. „„Wir woll'n doch zuſchaun, wer noch darin iſt.““
Sagt der Grüne. „„Wer weiß, du kannſt dir die Grillen vertreiben!““
Aber im Wirthshaus ſitzen noch ſpäte nächtige Burſchen
Und von vorn gehts an mit Bankettiren und Spielen.
„Kreuz iſt Trumpf! Und noch einmal! Und könnet ihr den da?
„Den geſtochen! und noch einen Trumpf! Und — geſtochen das Herze!“
Es iſt ſchon halb Zwölf. — Will denn mit lockiger Stirne
Jetzt kein Knab' erſcheinen? Wahrhaftig, Michel, es endet!
O wie ſpielſt du ſchlecht! Geſtochen, geſtochen das Herze!
Greift ihm tief in die Seel' und immer, wenn er einen Stich macht,
Wiederholt es der Grüne und wirft ihm dabei einen Blick zu.

Drüber geht's auf Zwölf. Mit allemal ſchlechteren Karten
Spielt er allemal ſchlechter, und zahlt zuerſt mit der Kreide.
Drauf ſchlägt's Zwölf. Jetzt langt er mit ſeinem beringeten Finger
Friſch in den Sack. „Wer wechſelt mir noch einen bairiſchen Thaler?“
Schlechte Münz', Herr Michel! Er greift in gläſerne Scherben,
Thut 'nen Schrei und ſieht den Grünen mit Schrecken und Graus an,
Aber der Putzli leert ſein Branntweingläschen und ſchmatzet:
„Michel, kommt jetzt fort, der Wirth möcht wollen zu Bett gehn.
„Kommen doch heut' viel Gäſt'! Iſt heut ja ein luſtiger Feirtag,
„Ludwigstag, der fünf und zwanzigſte Monats Auguſti!
„Dreh am Ring ſo lang du willſt, er geht nicht herunter!“
O wie hat der Michel gehorcht: — ein luſtiger Feirtag!
O wie hat er feſt die Füße geklammert an's Tiſchbein.
Lange hilft's nicht und thut nicht gut. Mit Zittern und Beben
Steht er auf und ſagt kein Wort. Sie gehn mit einander;
Vorne geht der Grüne und ihm auf der Ferſe der Michel,
Wie dem Schlächter folgt ein Kalb zur blutigen Schlachtbank.
Einen Büchſenſchuß vom Wirtshaus ſtellt ihn der Putzli,
„Michel“, ſagt er, „ſieh, es ſteht kein Stern am Himmel!
„Sieh, der Himmel hängt voll Wetter über und über!
„'S geht kein Wind, es ſchwankt kein Aſt, es rühret kein Blatt ſich
„Und du biſt mir auch ſo ſtill. Du willſt doch nicht beten?
„Oder machſt du die Rechnung und iſt dir das Leben verleidet?
„Wie du meinſt! Schlecht iſt die Wahl, ich muß dir's bekennen.
„Nimm, da haſt ein Meſſer, ich kauft's auf dem Blotzheimer Jahrmarkt,
„Schneide dir ſelber die Gurgel ab, ſo koſt't dir's kein Trinkgeld!“

* * *

So hat der Vater erzählt und mit engbrüſtigem Athem
Sagt die Mutter: „Biſt du bald fertig? Mach mir die Mädchen
„Doch nicht graulich, es ſind ja doch nur erdichtete Märchen!“ —
„Ja, ich bin ja fertig,“ erwiedert der Vater, „da liegt er
„Mit dem Ring im Dornengebüſch, wo nicht ſingen die Droſſeln.“
Aber Mariechen ſagt: „I Mutter, wer wird ſich denn fürchten!
„Denkſt, ich merk nicht, was er meint und was er will ſagen?
„Ja, der Vizli Putzli, das iſt die böſe Verſuchung.
„Lockt ſie nicht, und führt ſie nicht in Sünden und Elend,
„Wenn ein Menſch nicht beten mag, und folgt nicht und thut nichts?
„Und der lockige Knabe, der warnt, das iſt das Gewiſſen
„O ich kenne ſchon den Vater und ſeine Gedanken!“

Das Herzchen.

Da saß ich auf der Schnitzelbank
Und schnitt, weil mir die Zeit zu lang,
Lichtspähne, wie man denn so thut,
Da kam ein Herzchen wohlgemuth.

Sagt: „Guten Tag!“ wie man so thut
Und fragt: „Schneidt auch das Messer gut?“
Ich sag': „So so!“ und „Schönen Dank!“
Auf einmal wird das Herz mir krank.

Ich auf und hinterm Herzchen drein,
Weg iſt ſie! ja, wer holt die ein!
Ich ruf' ihr nach: „So komm doch her!“
Gar keine Antwort krieg' ich mehr.

Seitdem ſchmeckt mir kein Eſſen nicht.
Gieb, was du willſt, ich mag es nicht.
Wenn alles ſchläft und nichts ſich regt,
Hör' ich wie jede Stunde ſchlägt.

Und was ich mach', nichts hat Geſchick.
Auf Schritt und Tritt, im Augenblick
Iſt all mein Sinn beim Herzchen gleich,
Und was ich ſchwätz', iſt dummes Zeug.

'S iſt wahr, ſie iſt ſo wunderſchön,
Ein Engel müßt' ſich dran verſehn.
Wie ſagt ſie mit ſo friſchem Muth
So lieb und ſüß: „Schneidt's Meſſer gut?“

Das einz'ge Mal da kam ſie her,
Seitdem ſah ich ſie niemals mehr,
Weg war ſie über Stock und Stein
Durch Buſch und Zaun; wer holt ſie ein?

Wer find't mir jetzt mein Herzchen aus,
Wer zeigt mir ſeiner Mutter Haus?
Ich lauf und ſuch', was ich nur kann,
Ich denk', ich treff' es doch noch an.

In jedes Dorf lauf' ich hinaus,
Ich frag' und ſuch' von Haus zu Haus.
Und wird mein Herzchen mir nicht kund,
Mein Lebtag werd' ich nicht geſund!

Der Mann im Mond.

„Ach, Mutter, ſchau, was iſt im Mond?“
Nu, ſiehſt du nicht? ein Mann.
„Ach richtig, ja, ich ſeh ihn ſchon,
„Er hat 'nen Kittel an.“

Was treibt er denn die ganze Nacht?
„Er ſteht ſo ſtill und ſtumm.“ —
Ein Bündel Reiſig hat er da,
Schnürt einen Strick herum.

Wär' ich wie er, ich blieb daheim,
„Hab hier den Wald ſo nah."
Der Mann iſt nicht aus unſerm Dorf,
Nein, laß ihn immer da.

Du meinſt, er kann ſo wie er will?
Da wär' er längſt ſchon fort.
Ja, könnt er's nur, der ſaub're Burſch!
Zur Strafe ſitzt er dort.

„Was hat er Böſes denn gethan,
„Daß er da oben ſitzt?" —
Den Dieter hat man ihn genannt,
Nie hat er was genützt.

Das Beten war nicht ſeine Sach',
Die Arbeit ihm ein Greul,
Und etwas muß man treiben doch,
Sonſt hat man lange Weil'.

Drum, wenn der Schulz' ihn grade nicht
Zur Straf' hat eingeſperrt,
Da trieb er ſich im Land herum
Hat Flaſch auf Flaſch geleert.

„Sag Mutter, wer gab ihm das Geld
„Zu ſolchem Leben her?“ —
Du Narr, er ſtahl aus Haus und Feld,
Und fragt nicht viel, woher?

Einmal an einem Sonntag war's
Da ſteht vor Tag er auf,
Und nimmt ein Beil, iſt flink dabei,
Und läuft zum Wald hinauf.

Er haut die jungen Buchen um,
Macht Bohnenſtangen draus,
Und trägt ſie fort, ſieht ſich nicht um,
Bis nah' vor ſeinem Haus.

Und eben ſteht er auf dem Steg
Da hört er eine Stimm';
„Jetzt geht es einen andern Weg,
„Jetzt, Dieter, geht's dir ſchlimm!“

Und auf und fort! zu ſehn ſeitdem
Kein Dieter weit und breit.
Da oben ſteht er im Gebüſch
Und in der Einſamkeit.

Bald haut er junge Buchen um,
Bald haucht er in die Händ',
Und dreht am Strick und ſchnürt ihn um,
Das Saufen hat ein End'.

So geht's dem armen Dieter jetzt,
Er leidet große Pein.
„Ach Mütterchen, bewahr uns Gott,
„Ich möcht' nicht bei ihm ſein!" —

Drum hüt' du dich vor Schlechtigkeit,
Es reu't dich ſicherlich!
Wenn Sonntag iſt, ſo bet und ſing',
Am Werktag plage dich!

Die Marktweiber in der Stadt.

Da komm' ich aus des Rathsherrn Haus,
Ja, proper sieht es aus!
Doch, glaub ich, sind sie drin nicht froh
Bei ihrem vollen Tische,
— Kaufet frische Fische! —
'S ist überall doch so!

Da denkt man: in der Stadt
Wär Alles sauber und glatt;
Die Herren sehn so lustig aus;
Und doch ist's nicht geheuer
— Kaufet frische Eier! —
Oft in dem schmucksten Haus.

Soll man ſich plagen hier,
Geht's leichter, denk' ich mir,
Im Freien, wo die Sonne lacht
Und Blumen ſchwanken und Aehren
— Kaufet junge Möhren! —
Und Sterne flimmern bei Nacht.

Und wenn der Tag erwacht,
Iſt das doch eine Pracht!
Der liebe Gott, ſo meint man da,
Käm' aus dem Paradieſe
— Kaufet doch Radieſe! —
Und wär' uns ſchon ganz nah.

Die Vögel denken's auch,
Sie werden laut im Strauch,
Und ſingen: „Herr Gott dich loben wir!"
Iſt das ein Glitzern im Laube!
— Kauft 'ne junge Taube! —
Ja! man verguckt ſich ſchier,

Und faßt 'nen friſchen Muth
Und denkt: Gott meint es gut,
Sonſt hätt' der Himmel kein Morgenroth;
Er will uns aber auch üben,
— Kauft doch gelbe Rüben! —
Wir brauchen kein Zuckerbrod.

Hier drinnen bei dem Thor
Hängt noch manch Laden vor,
Sie ſchlafen noch und träumen da;
Und ſteigen ſie aus dem Bette
— Sahne! friſche und fette! —
So ſind wir alle ſchon da.

Sie merken's ſelber ſchier
Und kommen zum Plaiſir
Auf's Land und holen friſchen Muth
Im Adler und im Bären
— Kaufet junge Möhren —
Und 's ſchmeckt ihnen ziemlich gut.

Und doch thut ſo ein Herr
Als ſei er Wunder was mehr,
Guckt unſer Eins von oben an.
Bei uns giebt's ſchmucke Leute,
— Ganz friſche Butter heute! —
Mein Haus iſt auch noch ein Mann!

Reich ſind ſie ſchon dabei,
Geld in der Kiſt' wie Heu!
Mir wird, weiß Gott, ein Groſchen ſchwer,
Bei ihnen heißt's: Dublonen!
— Kauft doch grüne Bohnen! —
Und 's giebt noch immer mehr.

Da heißt es bei den Herrn:
„Maul! ſag, was iſt du gern?“
Paſteten, Prätzel, Fleiſch und Fiſch
Und Torten und Makronen,
— Kauft doch grüne Bohnen!
Der Platz fehlt auf dem Tiſch.

Und erſt der Staat am Kleid!
Man kann's nicht ſehn vor Neid!
Sieh bloß ſolch Rock, wie theur und reich!
Sie könnt ihn mir verehren,
— Kauft doch junge Möhren —
Ich geb' ihr meinen gleich.

Und doch! iſt wer betrübt,
Gieb ihm, was ihm beliebt,
Ihm ſchmeckt nichts, wie dem Kranken grad',
Und wär' es noch ſo theuer!
— Kauft doch friſche Eier! —
Was nützt ihm all' der Staat?

Nein! daß ſich Gott erbarm'
Da iſt man lieber arm;
Man hat nicht viel und braucht nicht viel,
Und iſt doch ſicher vor Dieben
— Kaufet gelbe Rüben! —
Und kommt doch auch an's Ziel.

Doch, wenn dein Stündlein da? —
Nu! jede Nacht bringt ja
'nen Morgen und man freut ſich drauf
Gott hat im Himmel Kronen!
— Kaufet grüne Bohnen! —
Kommt! da die Straß hinauf!

Der allzeit vergnügte Tabakraucher.

Im Frühling.

Es blüht der Baum, das Brünnlein ſpringt,
Der Tauſend! wie der Vogel ſingt!
Das macht noch Freud' und frohen Muth,
Und's Pfeifel, nein, was ſchmeckt das gut!

Im Sommer.

Volle Aehren, wo man geht,
Bäum' voll Aepfel, wo man ſteht!
'S iſt 'ne Hitz', es iſt 'ne Gluth!
Aber's Pfeifel das ſchmeckt gut.

Im Herbſt.

Könnt' die Welt noch beſſer ſein?
Saft'ge Trauben, klarer Wein,
Friſcher Herbſt und luſtig Blut
Und mein Pfeifel ſchmeckt ſo gut!

Im Winter.

Winterszeit, ſchöne Zeit!
Wenn's auf allen Bergen ſchneit
Auf das Dach und auf den Hut;
Juſtement ſchmeckt's Pfeifel gut!

Der Sommerabend.

O ſieh, wie iſt die Sonne müd,
Sieh, wie ſie ſtill nach Hauſe zieht!
O ſieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Wie ſie ihr Tüchelchen da nimmt,
Ein Wölkchen, blau mit roth vermiſcht,
Und ſich damit die Stirne wiſcht!

Wahr iſt es, ſie hat ſchlimme Zeit,
Im Sommer gar! Der Weg iſt weit,
Und Arbeit find't ſie überall. —
In Haus und Feld, in Berg und Thal
Drängt Alles ſich nach ihrem Schein,
Und will von ihr geſegnet ſein.

Manch' Blümlein hat ſie ausſtaffiert,
Mit Farben ſo charmant geziert.
Dem Bienchen gab ſie ſeinen Trunk
Und ſagt zu ihm: „Haſt auch genung?"
Kam noch ein Käferchen in Eil,
Gewiß bekam es auch ſein Theil.

Manch' Samenhülschen ſprengt ſie auf
Und holt den Samen draus herauf.
Wie bettelten die Vögelchen,
Wie wetzten ſie die Schnäbelchen!
Und kein's geht hungrig doch zu Bett,
Das nicht ſein Theil im Kröpfchen hätt'.

Der Kirſche, die am Baume lacht,
Hat rothe Backen ſie gemacht.
Und wo im Feld die Aehre ſchwankt,
Und wo am Pfahl die Rebe rankt,
Gleich kümmert ſich die Sonne drum,
Hängt ihnen Laub und Blüthen um.

Und auf der Bleiche, seht doch an,
Macht sie sich Arbeit, wo sie kann.
Das hat dem Bleicher schon behagt,
Doch hat er nicht „Gott's-Lohn!“ gesagt.
Ist irgend Wäsche wo im Ort,
Sie trocknet hier, sie trocknet dort.

Und wirklich wahr: allüberall,
Wo irgend nur die Sens' im Thal
Durch's Gras und durch die Halme ging,
Da macht sie Heu. Wie geht das flink!
Es will was sagen, meiner Treu!
Am Morgen Gras, am Abend Heu!

Drum ist sie jetzt so schrecklich müd',
Und braucht zum Schlaf kein Abendlied.
Kein Wunder ist es, wenn sie schwitzt.
Sieh, wie sie auf dem Berg' da sitzt.
„Schlaft alle wohl!“ so ruft sie jetzt,
Und lächelt noch zu guterletzt.

Da ist sie weg! Behüt' dich Gott!
Der Hahn am Kirchthurm, seht, wie roth!
Er guckt ihr noch in's Haus hinein.
Du Naseweis, so laß das sein! —
Da hat er es! in guter Ruh
Zieht sie den rothen Vorhang zu.

Die gute Frau, wie ſchade drum!
Ihr Hauskreuz trägt ſie auch herum.
Sie lebt mit ihrem Mann nicht gut!
Kommt ſie nach Haus, nimmt er den Hut.
Paßt auf, paßt auf! jetzt kommt er bald —
Da ſitzt er ſchon im Fichtenwald.

Er macht ſo lang', der närriſche Wicht,
Es ſcheint, er traut dem Frieden nicht.
So komm! Sie iſt ja nicht mehr da!
Ein Augenblick, dann ſchläft ſie ja.
Jetzt ſteht er auf und ſchaut in's Thal,
Da grüßt der Froſch ihn überall.

Ich denk, wir gehen auch in's Neſt!
Wen ſein Gewiſſen ruhig läßt,
Schläft ſicher ein auch ohne Lied,
Die Arbeit macht von ſelber müd'.
So manches iſt doch heut' vollbracht.
Gott geb' uns eine gute Nacht!

Die Mutter am Christabend.

Er ſchläft, er ſchläft! das iſt einmal ein Schlaf!
So recht, du lieber Engel du!
Thu mir die Lieb' und lieg' in Ruh,
Gott gönnt es meinem Kind' im Schlaf!

Erwach' mir nicht, ich bitt' ich bitt'!
Die Mutter geht mit ſtillem Tritt,
Sie geht mit zartem Mutterſinn,
Und holt den Baum zur Kammer hin.

Was häng' ich dir denn an?
'Nen Pfefferkuchenmann,
Ein Kätzelchen, ein Spätzelchen,
Und Blumen bunt und ſüß und weich,
Und Alles iſt von Zuckerteig.

Genug, du Mutterherz!
Viel Süßigkeit bringt Schmerz,
Gieb ſparſam, wie der liebe Gott;
Tagtäglich nützt kein Zuckerbrod.

Jetzt rothe Aepfel her,
Die ſchönſten, die ich haben kann!
Es iſt auch nicht ein Fleckchen dran,
Wer hat ſie ſchöner, wer?

'S iſt wahr, es iſt 'ne Pracht,
Was ſo ein Apfel lacht;
Der Zuckerbäcker wär' ein Mann,
Der ſolchen Apfel machen kann!
Den hat nur Gott gemacht.

Was hab' ich denn noch mehr?
Ein Tüchelchen hübſch weiß und roth,
Es iſt eins von den ſchönen;
O Kind, vor bittern Thränen
Bewahr dich Gott, bewahr dich Gott!

Was häng' ich ſonſt noch hin? —
Dies Büchlein, Kind, iſt auch noch dein;
Da leg' ich Bilder dir hinein,
Gebete ſind von ſelber drin.

Jetzt wär' genug wohl da? —
Jetzt haſt du alles Gute —
Der Tauſend! Ja, 'ne Ruthe,
Die fehlte noch, da iſt ſie ja!

Vielleicht — ſie freut dich nicht,
Vielleicht — ſie ſchlägt die Haut dir wund,
So Manchem war es ſchon geſund,
Sei gut, ſo ſchlägt ſie nicht.

Fängſt du darnach es an,
In Gottes Namen ſei es drum!
Die Mutterlieb iſt fromm und zart,
Sie windet rothe Bänder um
Und macht ein Schleifchen dran. — —

Jetzt wär' er ausſtaffiert,
Wie 'n Kirmeßbaum geziert;
Dann heißt es, wenn der Tag erwacht,
Das Chriſtkind hat den Baum gebracht.

Mir dankſt du nicht dafür,
Wer's gab, wer ſagt es dir?
Doch macht es dir nur frohen Muth
Und ſchmeckt es dir, ſo iſt es gut.

Rief da der Wächter nicht
Schon Elf? Wie doch die Zeit verrinnt!
Man merkt die Stunden nicht,
Wenn's Herz an etwas Nahrung ſind't.

Jetzt — Gott behüte dich,
Ein ander Mal denn mehr!
Heut war es, wo der heil'ge Chriſt
Ein Kind wie du geworden iſt,
Werd auch ſo brav, wie er!

Eine Frage.

Sag', haſt du wohl bedacht, du liebe Seel',
Und weißt du, was das Weihnachtskindlein iſt?
Ich will dir's ſagen und ich freu mich drauf.
Es iſt ein Engel aus dem Paradies
Mit ſanften Augen und mit zartem Herzen.
Aus ſeinem reinen Himmel hat ihn Gott
Den Kindern hergeſchickt zum Troſt und Segen,
Er hütet ſie am Bettchen Tag und Nacht,
Er deckt ſie mit dem weichen Flügel zu.

Und weht er ſie mit reinem Odem an,
Wird hell ihr Aug', ihr Bäckchen rund und roth.
Er trägt ſie in Gefahr auf ſeinen Händen,
Läßt Blumen für ſie wachſen auf der Flur,
Und kommt die Weihnacht dann in Schnee und Regen,
Dann hängt er einen ſchönen Frühling leiſe
Im Weihnachtsbaum in Stub' und Kammer auf
Und lächelt ſtill und hat ſo ſüße Freud',
Und Mutterliebe heißt ſein ſchöner Name.

Ja liebe Seel', und geh von Haus zu Haus,
Sag „Guten Tag" und „Grüß Euch Gott", und ſieh!
Die Weihnachtsbäume werden bald verrathen
Wie alle Mütter ſind im ganzen Dorf.

Da ſteht ein Baum, nein, ſchau doch hin, o ſchau:
In allen Zweigen nichts als Zuckerwerk!
Das taugt nicht viel. Die hat gar närr'ſche Freud'
An ihrem Kindchen, will ihm alles ſüß
Und lieblich machen, thut ihm, was es will.
Gieb acht, gieb acht, es kommt einmal die Zeit,
Sie ſchlägt die Hände über'm Kopf zuſammen
Und ſagt: „du gottlos Kind, iſt das mein Dank?" —
Ja wahrlich, Mütterchen, das iſt dein Dank!

Da ſieht es anders aus im Nachbarhaus.
Scharmante braune Birnen, welſche Nüß'
Und mancher blanke rothe Winterapfel.
Da hängt ja auch von zartem Birkenreis,
Vergoldet, eine Ruthe nageluen!
Sieh', ſolche Mutter hat ihr Kindchen lieb,
Sieh', ſolche Mutter zieht's verſtändig auf;

Und will mein Bürſchchen wo den Meiſter ſpielen,
Und meint ſich Herr im Haus, dann hebt ſie dreiſt
Den Finger auf und fürchtet nicht ihr Kind,
Und ſagt: „Weißt auch, was hinterm Spiegel ſteckt?“
Das Bürſchchen folgt und wird ein braver Knabe. —
Jetzt laß uns weiter gehn zum nächſten Haus.
Ja, Kinder ſchon genug! Doch wo man ſchaut
Kein Weihnachtsbaum zu ſehen weit und breit.
Komm, komm nur fort, da bleiben wir nicht lang!
O Frau, was kühlte ſo dein Mutterherz?
Erbarme dich! Geht dir's nicht durch die Seele,
Wie deine Kinder, wie dein Fleiſch und Blut
Verwildern ohne Pfleg' und Zucht,
Und hungrig bei den andern Kindern ſteh'n
In Schmutz und Elend und ſo ſcheu und fremd?
Und Wein und Kaffee ſchmeckt dir doch ſo gut!
Doch ſieh im vierten Haus, du lieber Gott!
Was hängt dort an dem grünen Weihnachtsbaum?
Viel ſtachlich Laub und nur ſo zwiſchen drin
Ein ſchrumpflich Aepfelchen. Sie möchte gern
Und hat's nicht. Auf den Schooß nimmt ſie das Kind,
Wärmt es am Buſen, ſieht es an und weint.
Die Thränen ſind Beſcheerung für das Kind.
O das iſt viel, viel mehr als Marzipan
Und Zucker-Erbſen. Gott im Himmel ſieht es
Und macht aus manchen armen Jungen doch
Oft brave Männer, Schulzen oft und Richter,
Und aus dem Töchterchen ein braves Weib,
Nur daß es nicht an Zucht und Warnung fehlt!

Noch eine Frage.

Und weißt du selber auch du liebe Seel',
Warum du deinen zarten Kindern wohl
Die Freud' in solch ein stachlich Bäumchen hängst?
Du meinst, es hat im Winter grüne Nadeln
Und spitze Stacheln, daß das Kind nicht gleich
Die Sachen sich herauslangt, wie es möcht?
Es ist schon etwas dran, doch steckt wohl auch
Noch mehr dahinter, was du noch nicht weißt.
Ich will dir's sagen und ich freu mich drauf.
Sieh, liebe Seel'; vom Menschenleben soll
Der Baum mit Lust und Dorn ein Abbild sein.
Nah' bei einander wohnen Freud' und Leid,
Und was dein Leben süß und lieblich macht,
Und was noch schöner in der Ferne schwebt,
Du freust dich drauf, doch hängt es in dem Dorn. —
Was meinst du wohl dazu? Ich sage so:
Wenn Wermuth dir den Freudenbecher trübt,

Und wenn ein ſcharfer Schmerz durch's Leben zuckt,
Erſchrick nicht gleich und ſtell dich nicht ſo fremd!
Selbſt deine Mutter ſelig — tröſt' ſie Gott! —
Gab in der Kindheit dir das Bild davon.
Drum denk': „Das Leben iſt ein Weihnachtsbaum,
Nah bei einander wohnen Freud und Leid."

Für's Zweite ſag' ich dir: Es wär' nicht gut
Wenn's anders wär'. Was aus den Dornen ſchaut
Sieht gar viel ſchmucker und viel ſchöner aus,
Und was das Beſte, man hat länger dran.
Es wär', als wenn man Zuckerbrod und Nuß.
Und was am Bäumchen ſchön und glitzrig hängt,
Auf einmal in ein Suppenſchüſſelchen
Dir legt und ſagt: „Da iß, ſo lang du willſt,
„So lang' was da iſt." Wär's nicht Unverſtand?

Zum Dritten ſag ich: Wenn du in der Welt
Willſt Freud' erhaſchen, wende Vorſicht an!
Sonſt langſt du in den Dorn und in die Stacheln
Und ziehſt voll Schriemen deine Hand zurück.
In Dornen hängt die Freude, denk daran!
Und ſei behutſam. Aber wenn du's haſt
So laß dir's ſchmecken! Gönn' dir's Gott der Herr!

Gespenst an der Kanderer Strasse.

Es giebt Gespenster, das ist ausgemacht!
Geh nur von Kandern heim in dunkler Nacht
Und hab' 'nen Rausch, du triffst 'ne Stelle an,
Wo du verirrst; ich wett' 'nen Gulden dran.

Vor Zeiten stand nicht weit von selbem Platz
Ein kleines Haus. Ein Weib mit Kind und Katz'
Hat drin gelebt. Der Mann war vor dem Zelt
Erschlagen in dem Heltelinger Feld.

Und wie ſie hört: „Dein Mann liegt in dem Sand.“
Wollt ſie den Kopf einrennen an der Wand;
Doch holt vorher vom Feuer ſie geſchwind
Den Brei, und bläſt, und giebt ihn ihrem Kind.

Das war ihr Troſt! — Da ſchleicht einmal das Kind
Zur Thür' hinaus. Die Mutter ſitzt und ſpinnt,
Und glaubt es in der Küche, ruft und geht
Und ſieht noch juſt, wie's auf dem Fußweg ſteht.

Da kommt gelaufen ein betrunkner Mann
Von Landern her und rennt das Kindchen an,
Es fällt, ſie will ihm helfen, Ja! zu ſpät!
Es rührt ſich nicht! — Wie war es derb und nett!

Da macht ſie ihm ein Grab im tiefen Wald,
Begräbt ihr Kind und ſagt: „Ich folg' dir bald!“
Sie ſetzt ſich hin und hat das Grab bewacht,
Und endlich ſtirbt ſie in der neunten Nacht.

Und ſo verweſt der Leib in Luft und Wind;
Doch ſitzt der Geiſt noch dort und hütet's Kind.
Und heut'gen Tags, den Trunkenen zum Tort
Geht da die Straß vorbei am ſelben Ort.

Und ſchwankt von Kandern her ein trunkner Mann
So ſieht's der Geiſt ihm ſchon von weitem an,
Und führt ihn abwärts, ſei er, wer er ſei,
Um keinen Preis darf er am Grab vorbei.

Er kommt vom Weg, er taumelt hin und her:
„Wo bin ich denn? Geht alles in die Quer'?"
Er ſieht und horcht; miaut wo eine Katz,
Er meint, es kräh' der Hahn auf ſelbem Platz.

Er geht drauf los und über Steg und Brück',
Und jetzt miaut es wieder mehr zurück.
Jetzt meint er, wär' er ſeinem Hauſe nah,
Da ſteht er wieder vor der Schenke da.

Doch wer ſich nüchtern auf der Straß' befind't,
Dem ſagt der Geiſt: „Du thuſt nichts meinem Kind!"
Und rührt ſich nicht, läßt jeden ordentlich
Paſſiren ſeinen Weg. — Verſteht ihr mich?

Der Käfer.

Der Käfer fliegt der Lilie zu,
Da ſitzt ein ſchöner Engel drin,
Der ſchenkt den Gäſten Blumenſaft,
Der giebt ihn für ein Spottgeld hin,

Der Engel fragt ihn: „Was beliebt?“
„„Ein Schöppchen Alten bring mir her!““
Der Engel ſagt: „Es thut mir leid,
„Sie ließen keinen Tropfen mehr.“ —

„„So ſchenk ein Schöppchen Neuen ein!““ —
Das Schöppchen ſteht auch gleich bereit,
Der Käfer trinkt, es ſchmeckt ihm gut.
Drauf fragt er nach der Schuldigkeit.

Der Engel ſagt: „Nu, laß nur ſein!
„Doch eine Bitte richt mir aus:
„Da nimm die Hand voll Blumenmehl,
„Und trag es zu des Nachbars Haus.

„Der hat zwar ſelber, was er braucht,
„Doch freut's ihn und er ſchickt auch mir
„Oft eine Hand voll Blumenmehl,
„Ein Tröpfchen Morgenthau dafür."

Der Käfer ſagt: „„I freilich, ja,
„„Gott's Lohn, wenn du zufrieden biſt!""
Er trägt das Mehl zum Nachbarhaus,
Wo wieder ſo ein Engel iſt.

Er ſagt: „„Ich komm vom Nachbar her,
„„Gott grüß dich, und er ſchickt auch hier
„„Das Blumenmehl!"" — Der Engel ſagt:
„Das kommt ja wie gerufen mir!"

Er ladet ab, der Engel ſchenkt
Ein Schöppchen guten Neuen ein
Und ſagt: „Da trink Eins, wenn du willſt,"
Der Käfer ſagt: „„Das kann ſchon ſein.""

Fliegt drauf zu ſeinem Schätzel hin,
Die wohnt im nächſten Haſelſtrauch.
Sie zankt: „Wo bliebſt du denn ſo lang?“
Er ſagt: „Nu, Schatz, man trinkt doch auch!“

Er küßt ſie, nimmt ſie in den Arm
Und macht ſich einen guten Tag.
Drauf legt er ſich in's Todtenbett
Und ſagt zur Liebſten: „Komm bald nach!“

Nu Joſeph? Was? Das ſcheint dir wohl?
Du haſt auch ſo ein luſtig Blut.
Ich denk, ſolch Leben, liebſter Freund,
Das iſt wohl für ein Thierchen gut.

Der Statthalter

Vetter Hans Jörg, es donnert da drüben am Rheinſtrom
Und ein Gewitter giebt's! — Ich wollt', es zöge vorüber. —
Wie das ſchwarz kommt! ſeht, wie's blitzt! und hört, wie der Sturm pfeift!
Wie's im Kamine toſt, wie der Hahn da knarrt auf dem Kirchthurm!
Helf Gott! — Alleweil kommt's näher und alleweil ſtärker.
Zieht doch die Läden an, man wird ganz blind von dem Leuchten.
Und jetzt holet den Krug, und ſetzt euch herum da, ich will euch
Vom Statthalter erzählen aus alten vergangenen Zeiten.
Friedel hießen ſie ihn; gab's wo einen ſeltſamen Burſchen,
War's gewiß der Friedel in ſeiner Jugend, das mein' ich!

Aber ſchöner als er ging durch das Wieſenthal keiner,
Da er als Baurknecht noch beim alten Statthalter diente.
Krauſe Locken hat er gehabt und Augen wie Kohlen,
Backen wie Milch und Blut und runde kräftige Glieder.
Statthalters Bärbel hatt' an ihm ihre eigene Freude,
Friedel an Bärbel auch, doch war er immer der Knecht nur —
Nein, wie rollt's! und nein wie gießt es! Bringt ihr den Krug denn
Und einen Mundvoll Brod dazu? Jetzt ſitzet und höret!

Vor fünfhundert Jahren — mein Vater pflegt's zu erzählen —
War ein ſchwerer Krieg, Panduren fielen in's Land ein,
Drunter, man kann's wohl ſagen, gegangen iſt es und drüber,
Reich iſt reicher geworden an Geld, an Wieſen und Hochmuth,
Arm iſt ärmer geworden! was zunahm waren die Schulden.
Mancher brave Mann hat's können nicht mehr präſtiren
Hat ſein Gut verloren, hat hungern müſſen und betteln,
Manche haben ſich drum in den Bergen zuſammengerottet.
Endlich ließ noch ein Pack Marodeur' im Lande der Friede.
Liſtig unheimliches Volk, gefährlich mit Schwerdtern und Büchſen;
'S ſind betrübte Zeiten geweſt, Gott woll uns bewahren!

Damals hat ein Baur in der Lichtung unten bei Farnau
Haus und Scheuer gehabt und Stiere — es wär euch kein Tropfen
Waſſer auf ihnen geſtanden, und auf den Wieſen von Farnau
Bis gen Hauſen Siel an Siel, und Halme auf Halme
Hat der Uhli gemäht und das Heu geführt in die Lichtung.
Aber ein wüſter Mann zu dem, wie's ſo keinen in ſieben
Herren Ländern noch giebt; im Welſchland iſt er ſo worden.
Hätt' er die Frau nicht gehabt, Statthalters Tochter von Schopfheim.

Bärbel, voller Verstand und wie der Morgen so lieblich,
Keine Magd im Haus hätt's bis zum Abend ertragen
Und kein Knecht bei ihm sich verdingt. — Kommt einem ein Bettler
Und man giebt kein Brod, so sagt man doch eben in Frieden:
„Helf euch Gott!" — Er nicht! „Ich will dir das Betteln verleiden,"
Hat er gesagt und „Geh, 's ist Zeit, sonst holt dich der Teufel!"
Und die armen Leute befahlen das Gott, und sie weinten.
Jedem kommt sein Tag! Etwan acht Tage vor Weihnacht
Hat der Uhli geschlachtet und hat er getrunken den Tag durch,
Drauf zu Nacht sich gerührt mit dem Krug beim gebratenen Rippstück,
„Bärbe! lauf zum Keller!" und „Bärbe, reich mir zu trinken!"
Hat er gesagt wohl zum zwanzigsten Mal mit gebrochener Stimme. —
Bis auf sieben Maaß und ein Schöppchen konnt er es bringen!
Aber derweil wo meint ihr wohl, daß der Friedel gesteckt hat?
Etwa im Futtergang? bei des Statthalters Stieren und Gäulen?
Meint ihr? Ei ja wohl! Schon Fastnacht war er dem Herren
Aus den Händen gewutscht, sonst wär's ihm übel ergangen.
Hat er irgend was Schlimmes gethan, ich will's nicht verrathen;
Was geht's mich denn an? Fort ist er! Ueber vier Wochen
War er verschwunden. Alsdann so um den Anfang April wohl
Steht er zwischen den Bergen da unter den armen Gesellen,
Schön an Wuchs und Gesicht und freundlich gegen die Leute,
Wie ein Löwe so kühn und dabei doch im Stillen besonnen.
Alle haben ihn gern und sagen: „Du sei unser Hauptmann!
„Was du uns sagst, das thun wir, und wirst du uns schicken, so gehn wir,
„Hundert und funfzig Mann und sieben und siebenzig Jungen!"

Sagt der Friedel: „Wir wollen die Marodeur verfolgen.
„Auch wo ein reicher Bauer die Armen plaget und ſchindet,
„Wollen wir ſchon zur Vernunft ihn bringen, ſo daß es Art hat,
„Bis daß wiederum Recht und Geſetz und Ordnung im Land iſt.“ —
Helf uns Gott der Herr![1] — Einſt ruft ſeinem Volke der Hauptmann.
„Leute! Was thun wir? Da hör' ich, der Uhli hat neulich geſchlachtet.
„Eine Seite Speck wohl wär' aus der Butte zu holen,
„Und ein Dutzend Würſte. Wie wär's? Mich daurt nur das Bärbel.
„Beſſer iſt's, es gehen ein Paar, um die Gabe zu ſingen.
„Sagt: ich laß ihn grüßen, er ſoll's im Frieden verzehren,
„Und mir von der Sau doch auch zur Probe was ſchicken,
„Haben wir doch ſo oft den Hirſch ihm verſcheucht aus den Gärten!
„Haben wir doch auf den Wieſen ihm nie ein Hälmchen zertreten,
„Nicht einen Baum geſchüttelt! Iſt ſeinen Knechten und Jungen
„Auch ein Haar nur gekrümmt? Sie haben gehütet, gewäſſert
„Nachts um Eins und früh vor Tag; ſie können nicht klagen.
„Legt es ihm recht an's Herz, ich wünſch euch gute Verrichtung!“
Sagt's und es gehn drei Jungen und kommen mit Säcken zum Uhli.
„Guten Abend!“ — „„Sackerment! Was habt ihr? was wollt ihr?““ —
„Na! Wir kommen da oben vom Sattelhof. Zeigt, wie ihr's meinet!
„So hat unſer Meiſter geſagt, ſo ſagen wir wieder.“
Wie ſie gekommen ſind, iſt leider Gottes das Bärbel

[1] Das „Helf uns Gott“ ſagt der hier erzählende Bauer jedesmal beim Scheine eines neuen Blitzes.

Eben nicht da; es liegen nur hinter dem Ofen die Knechte,
Und der Uhli, voll Wein im Kopf, hat grob ſie empfangen:
„Sagt nur eurem Meiſter“ — (man kann's mit Ehren nicht ſagen)
„Meiſter hin und Meiſter her, und wer iſt der Meiſter?
„Derlei Bagage genug im Land giebt's, Bettel- und Diebsvolk,
„So Topfbinder, Scheerenſchleifer, alte Soldaten,
„So Korbflechter, Sägenfeiler, andres Geſindel.
„Wollt' man allen geben, mit ihnen noch müßte man laufen.
„Packt euch fort, es iſt Zeit!“ — „„Ei gebt uns doch eine Verehrung,
„„Nur eine Handvoll Mehl und von den Würſten ein Endchen.““ —
„Wart du Siebenketzer! Ein Rippenſtück ſollt ihr bekommen.
„Jacob, lang mir vom Pfoſten den Ochſenziemer herunter!
„Packt ihr euch jetzt gleich? ich frag, ihr Lumpengeſindel!“
Ja, ſie packten ſich ſchon, doch hinter ihnen da ſchleichen
Sich die Knechte hinaus und ſuchen draußen das Bärbel.
„Meiſterin jetzt ſteht's ſchlimm, jetzt, Meiſterin, helfet und rathet!
„Das und das iſt geſchehn. Sie haben's um uns nicht verdienet.
„Wenn wir die Wieſen gewäſſert und wenn wir wehrten den Hirſchen
„Nachts um eins und früh vor Tag, wir können nicht klagen.
„Ja, konträr! ſie halfen uns noch. He, Jacob? du weißt ja.
„Aber kommen wir wieder, jetzt ſetzt es andere Reden!“ —
Bärbel horcht und horcht, ſie macht bedenkliche Mienen,
Bärbel nimmt die Mütze und ſchüttelt das mailänder Halstuch,
Bärbel knüpft an der Schürze, „ſpann an,“ ſo ſagt ſie zum Joſeph,
„Nimm auch ein Bündelchen Stroh, und hör', paß auf, daß der Meiſter
„Nichts davon merkt. Geh einer hinunter den Farnauer Weg hin,
„Seht, ob es ſicher du iſt und nirgend am Wege ſich Volk zeigt!“

Derweil kommen die Jungen mit leeren Säcken zum Friedel,
Tauſendſapperlot, fuhr dem die Gluth in's Geſichte,
Wie er ſie fragte: „Was habt ihr?“ und wie ſie darauf ihm berichtet:
„„Nichts! — Und wißt ihr was? Geht ihr ein andermal ſelber!
„„'S iſt dem Uhli zu heiß, ihr ſollt ihm kommen, was blaſen!““ —
„Das iſt ein Wort! ich geh!“ — ſagt jetzt der Hauptmann und funkelt,
„Lange brennt es ihm nicht; es iſt kühl im Farnauer Kirchhof.
„Uhli, wahrlich du haſt die letzte Mahlzeit gehalten.“
Sagt's und pfeift in den Wald, und eh man die Hand nur umkehrt
Pfeift's von Wald zu Wald an allen Enden und Orten
Und es läuft herbei von allen Orten und Enden.
„Hallo! Friſch bergab! Heut hat geſchlachtet der Uhli,
„Jetzt geht's in Einem ſo hin; heut Nacht kommt er an das Meſſer.
„Zwar leid thut mir die Frau, ſie wird ſich grauſam erſchrecken.“
Jetzt zieht's ſchwarz bergab, hin über Gitter und Hecken
Neben Reibach nieder zum Tanner-Wald und von dort weg
Rechts und links in's Farnauer Holz, wie's Donner und Wetter.
Waldleut fahren mit Schlitten voll Spänen die Wieſe herunter
Sehen's und ducken ſich nieder am Steiner Brückel und beten:
„Alle guten Geiſter“ und „Heilige Mutter Maria!“ —
Doch wie der Hauptmann jetzt bei Farnau hervor aus dem Wald kommt
Spricht er leiſ': „Ihr Jungen! zurück! Ich hör' einen Wagen,
„'S könnt die Faktorin ſein, ſie iſt vor kurzem nach Baſel,
„Und erſchrecken dürft ihr ſie nicht, laßt mich nur allein gehn!“
Sagt's und wie er kommt, da huſcht es vom Wägelchen nieder

Und es geht auf ihn zu und ſieht ihm freundlich in's Auge:
„Friedel! biſt's?“ — „„Nu wohl! ich mein's!““ — „Grüß Gott! und willkommen
„Unterm freien Himmel und unter den lieben Sternen!
„Gelt, ich darf dich duzen, nicht wahr? Was magſt du nur aber
„Denken von meinem Mann und ſeinen trotzigen Reden!
„Sieh, ich kann nicht dafür. Zu ſpät erſt ſagt mir's der Joſeph
„Draußen am Waſſerſtein. Sonſt wär' es anders gegangen.
„Ach wie bin ich geſtraft, du glaubſt es gar nicht! zu Hauſe
„Hab ich beſſere Zeiten verlebt. Jetzt ſind ſie vorüber!
„Komm, da bring' ich dir was, einen Sack voll getrockneter Kirſchen,
„Schöne bewahrte Aepfel, und Ziegenkäſe ein Bischen,
„Da ein Sack mit Hafermehl und ein Paar Würſte,
„Und ein Ankerchen Wein; gieb Achtung, daß er nicht ausläuft,
„'S iſt kein Spund drauf, und auch eine Rolle Tabak noch.
„Komm ein wenig zur Seit, bis die Waldleut dorten vorbei ſind,
„Und ſei ordentlich, hörſt? und nimm dein Gewiſſen in Obacht.“
Aber der Friedel ſchwört: „„Bei Gott, der Uhli muß ſterben!
„„Ohne Gnad'!““ Doch Bärbel ſagt: „Nun hör' mir ein Wort doch!
„Haſt es geſchworen, nu ja, wenn's Zeit iſt, ſterben wir alle
„Und der Uhli auch, doch laß du leben. was Gott will,
„Und an dich ſelber gedenk und deine künftigen Zeiten.
„So bleibſt nicht, wie du biſt und ſolch ein Leben verleidet.
„Biſt du zu Haus nicht im Lande und haſt du nicht Vater und Mutter?
„Möchteſt nach Haus mit der Zeit, da erbſt du ein ordentlich Gütchen
„In der Langenau denn, und gefällt dir ein Mädel und willſt du's

„Sagt dir ihr Vater nicht Nein und vielleicht noch wirſt du Herr Amtmann!
„Sag, wie müßt es dir werden, an ſolch eine Unthat gedenkend,
„Unſeres Herren Amt mit blutiger Hand zu verwalten!
„Halt's dem Uhli zu gut! Nimm ſeine Grobheit als Ehr' auf,
„War's auch keine Ehre, ſo denk doch, daß er mein Mann iſt. —
„Schlägt's nicht in Schopfheim Elf? Zeit iſt's! Sag, willſt du mir folgen?"

Aber der Friedel der ſteht und ſteht in ſchweren Gedanken

Hat voll Waſſer die Augen und möcht' gern reden und kann nicht.
Endlich bricht ihm das Herz. „Nun ja, wenn du mir einen Kuß giebſt!
„B'hüt dich Gott der Herr! nun ja, ich will mich bekehren.
„Leute! packt jetzt auf, im Frieden wollen wir heimgehn.
„Geht ein Paar in den Grund und ſchießet wo einen Hirſch aus!" —
Sagt's und geht in den Wald und ſieht zum Himmel und weinet,
Bis in's Morgenlicht ſich die Sterne tauchen und ausgehn.
Endlich da geht auch er, doch ſehn manchmal die Geſellen
Einer den andern an und ſagen: „Was fehlt denn dem Hauptmann?" —

Aber das Bärbel, das liegt derweil beim Uhli und ſtößt ihn:
„„Schnarch' nicht ſo! Man kann ja nicht ruhig neben dir ſchlafen!""
Und der Uhli zuckt und ſtreckt ſich: „Bärbel, wie iſt mir?"
„„Nu, wie wird's dir ſein?"" — „Ich hatt' einen blutigen Traum da,
„Bärbel, es geht nicht gut, mich ſelbſt ſah eben ich ſchlachten,
„Stachen ſie nicht mich ab und brüh'ten mich dann in der Bütte,
„Schabten mich mit dem Meſſer? Du glaubſt nicht, wie mir's ſo weh thut?"
Aber das Bärbel ſagt: „„Was thut's denn? Kommt dir nicht manchmal
„„So was vor? du dacht'ſt an die Sau, drum ſahſt du dich ſchlachten.""
Aber mit Uhli's Schlaf vorbei iſt's; ſchwere Gedanken
Kämpfen bis an den Tag mit ſeinen zerrütteten Sinnen,
Bis er Kaffee trinkt und Bärbel die Suppe zurecht macht.

Und ein alter Mann tritt ſchüchtern herein in die Stube!
„Kümmel! Wachholderbeeren! Will keiner kaufen da drinnen?" —
„„Nein, hier löſet ihr nichts."" — „Es iſt auch nicht um zu löſen.
„Könnt ich, Meiſter Uhli, mit euch wohl reden ein Wörtchen?
„Iſt das eure Frau, ſo mag ſie's hören es ſchadt nichts.

„Vorige Nacht, wir fuhren zu fünf mit Waaren die Wieſ' ab,
„Ich, mein Gaul, mein Jung' und des Richters Gaul und der Matthes.
„Wie wir an Farnau kommen, da ſteht's voll Männern und Burſchen
„Links im Wald. Ein wind'ger Patron ſteht hart an der Straßen,
„Bei ihm ſteht ein Weibsbild, es war wohl ſaubere Waare,
„Wenn ich's unter Hunderten ſäh', ich wollt' es erkennen;
„Schien der Mond doch hell und hab ich nicht Augen im Kopfe?
„So viel hört' ich: ich hab' es geſchworen, der Uhli muß ſterben!

„Wie ich vorbei ihm ging, hat er das geſagt zu dem Weibsbild.
„Weiter hört' ich nichts und kann nichts weiter berichten;
„Warten iſt nicht gut, man hört und geht ſeiner Wege.
„Nun, behüt' euch Gott! und thut jetzt ſelber was gut iſt." —
Wie hat Bärbel gehorcht! Doch behielt ſie die volle Beſinnung:
„Haſt es denn nicht gemerkt, es war ihm blos um den Branntwein!"
Aber des Uhli's Gehör iſt weg, er liegt in der Ohnmacht
Und verdreht die Augen, man ſieht faſt nichts als das Weiße.
Seine Zung' iſt gelähmt und hängt aus dem Hals ihm, und ſchwarzblau
Iſt er bis an den Hals. Man holt den Richter von Hagen,
Holt den Friedel-Doctor von Zell, ihm iſt nicht mehr zu helfen.
Friedel du ſprachſt ein wahres Wort; der Uhli muß ſterben!
Vormittags iſt's ſo und anders iſt's nach Mittag.
Mit dem Sprechen iſt's vorbei, ſo ſiecht er und ſiecht er
Bis am Dienſtag darauf; da ſingen ſie feierlich: „Mitten
Wir im Leben ſind" Straß auf zum Farnauer Kirchhof.
Fortgetragen nun ward er gewiß; doch hat ihn ein Andrer
(Heißt es) geholt und es ging' manchmal dort ein blutiger Eber.
Geht ihr vom Bergwerk Nachts etwa nach Hauſe und habt was
Schwer im Kopf, und ſeht den Eber mit blutigen Wunden:
Geht ihm ſtill aus dem Weg; das war von der Lichtung der Uhli.
Seht ihr ihn nicht, dann iſt er's nicht; ich ſah ihn noch niemals.

Aber wer wird denn jetzt wohl das Bärbel tröſten mit Zuſpruch?
Groß iſt ihr Leid juſt nicht, und ſieben Wochen nach Pfingſten
Bietet man wieder ſie auf. Mit wem? Ihr werdet's ſchon wiſſen.
Grauslich hat da der Vater gethan und geſchworen; „ich leids nicht!

„So ein verlaufener Burſch mit meiner leiblichen Tochter,
„Meinem Fleiſch und Blut? Ich führ' dich ſelber in's Zuchthaus!" —
Aber was geſchah? — Sie iſt die einzige Tochter,
Und iſt Frau für ſich, und mag er rathen und warnen,
Muß er's laſſen geſchehn — doch durft ſie nicht kommen in's Haus ihm.
Hat's auch nimmer betreten, bis nach Micheli ihr Vater
Mit Weinfäſſern, die er gekauft, bei Weil durch den Wiesbach
Fährt; das Waſſer war hoch und finſter die Nacht, da er durchkam,
Und ab kommt er vom Weg und es treibt ihn weiter und weiter
Bis vom Gaul er fällt und nie mehr kommt zum Geſtade;
Unter der Schorenbrücke, da hat man ihn Morgens gefunden.

Aber unſer Paar zieht jetzt in Frieden nach Schopfheim,
Nimmt Beſitz von Hab und Gut und der Friedel wird Bürger,
Führt ſich ordentlich auf, er kann gut leſen und ſchreiben —
Helf uns Gott! — — und ſteigt allmählich zu Würden und Ehren.
Wer wird Kirchvorſteher und wer wird Weibel und wer ſteht
Bald am Rathhausfenſter und lächelt gütig herunter,
Wenn mit dem Hut in der Hand ein Langenauer vorbeigeht?
Iſt's nicht mein Herr Friedel mit ſeiner lockigen Stirne? — —
Nein, wie blitzt's und nein, wie gießt das! Seid einmal ſtill doch!
Fängt es von Neuem an? — Zuletzt da ſagen die Bürger:
„Seht, der Hugo kann nicht einmal leſen Geſchriebenes,
„Nimmermehr kann der Statthalter fürderhin bleiben!
„Das wär' für ihn, Herr Friedel! Er muß die Bürger regieren.
„Er iſt ein braver Mann und in allen Stücken bewandert,
„Und eine Frau, Statthalters Blut und ein Spiegel der Tugend

„Iſt ein Segenskind und geſcheidt, faſt mehr als Er ſelber.
„Sag' Er uns nicht lang Nein, nichts hilft es; wir haben's beſchloſſen!" —
„„Nun, ſo ſag ich: Ja! Das Regieren kommt mir nicht ſaur an.""
Dreimal knallen die Böller — Nein hört, wie gießt es nur draußen!
Seht, wie hell durch die Ritzen es blitzt! — — Im Pflug und im Engel
Tanzten ſie bis tief in die Nacht und aßen und tranken.
Wahr iſt's; nie noch wählte die Stadt einen braveren Mann wohl!
Und dem Bärbel, dem' gönn' ich es auch. Er hat auch in Schopfheim
In der Kirch' eine Orgel geſtiftet, es gab da noch keine
Bis zu ſeiner Zeit; die Marodeure vertrieben
Hat er und Acht auf die Bürger gegeben, gewarnt und berathen.
Aber ſein braves Weib und er, in Frieden und Liebe
Lebten ſie mit einander und thaten Gut's an den Armen,
Ja und Mutter iſt ſie ihm von ſieben Kindern geworden, —
Helf uns Gott! — und es ſtammt von ihnen im Schopfheimer Kirchſpiel
Manche Familie her und blüht in Reichthum und Ehre,
Helf uns Gott und behüt uns Gott! Im Namen des Herrgotts!
Das war ein Blitz und das war ein Schlag! Gab das ein Gekrache! —
Manche Familie ſag ich — die wenigſten wiſſen es ſelbſt mehr.
Wer ſie ſind und wie ſie heißen, das will ich euch ſagen.
Zwar, mein Krug iſt leer — Nein horcht! was giebt's auf der Gaſſe?
Vetter Hans Jörg, es ſtürmt! Feur! Feur! da laufen ſie alle!

Der Schreinerg'sell.

Mein Handwerk lernt ich schon so so, la la,
Doch steht mir's Trinken besser an, ja ja!
Herr Bruder, schau, ich sag' dir's frei und frank
Der Rücken bricht mir schier am Hobelbank.

Frau Mutter hat mir oft geprophezeit:
„Dich nimmt kein Meiſter," ſagt ſie, „weit und breit."
Ich ſelber glaubt's am End' und dacht': Ei ſchön!
Wie wird mir's halt mal in der Fremden gehn.

Wie iſt mir's gegangen? Nur zu gut, ja ja!
Im Monat hatt' ich ſieben Meiſter da.
Frau Mutter, ſchau, dein Wort traf doch nicht ein.
„Dich nimmt kein Meiſter," thätſt du prophezei'n!

Hans und Käthe.

Ich weiß nur einzig Eine
Die mir ſo recht gefällt!
Ach wenn ich doch das Mädel hätt,
Es iſt ſo flink und wundernett
ſo wundernett
Ein Himmel wär' die Welt!

Wahr iſt es, ſie gefällt mir,
Wahr iſt's, ich hätt' ſie gern!
Das Mädel iſt wie Milch und Blut,
Hat immer ſolchen frohen Muth,
ſolch frohen Muth,
Hat Augen wie zwei Stern'.

Wenn ich ſie ſeh von weitem,
Gleich brennt mir das Geſicht,
Es wird mir ſo beklommen hier,
Die Augen ſtehn voll Waſſer mir,
voll Waſſer mir,
Weiß nicht, wie mir geſchicht.

Am Dienſtag früh beim Brunnen
Da redt ſie friſch mich an:
„Komm, hilf mir Hans! Was haſt denn du?
„Es geht mit dir nicht richtig zu,
nicht richtig zu!" —
Ich denk mein Lebtag dran.

Ich hätt's ihr ſollen ſagen;
Hätt' ich es nur gethan!
Ach wenn ich doch nur reicher wär',
Und wär' mir nicht das Herz ſo ſchwer,
das Herz ſo ſchwer,
Es ging vielleicht noch an.

Ach was! ich geh. Ich weiß ſchon,
Sie jätet jetzt Salat.
Ich ſag' es ihr, wenn ich nur kann,
Und ſieht ſie mich nicht freundlich an,
nicht freundlich an,
Bin morgen ich Soldat.

Ein armer Kerl das bin ich,
Arm bin ich, das iſt wahr;
Ein Unrecht aber that ich nicht,
Ich hab' doch auch kein ſchlimm Geſicht,
kein ſchlimm Geſicht,
Damit hat's nicht Gefahr. —

Was kuiſtert da im Buſche?
Was hat denn da gerauſcht?
Es war, als flüſtert was im Laub.
Was iſt denn das? Herr Gott! ich glaub,
ich glaub, ich glaub,
Es hat mich wer belauſcht!

„Da bin ich ja, da haſt mich,
„Nu? willſt du mich denn nicht?
„Ich hab ſchon lang dich im Verdacht,
„Der Dienſtag hat mir's klar gemacht;
ja, klar gemacht;
„Warum auch ſprichſt du nicht?

„Biſt du nicht reich an Gelde,
„Biſt du nicht reich an Gut,
„Ein treu Gemüth iſt mehr als Geld,
„Kannſt ſchaffen auch in Haus und Feld,
in Haus und Feld,
„Und ſieh, ich bin dir gut!“

Ach Käthe, iſt es wirklich!
Ach Käthe, ſagſt du Ja?
Ich dacht', mit mir da wär' es aus,
Ich hielt es auch nicht länger aus.
nicht länger aus,
Ja, freilich will ich, ja!

Der Winter.

Wer hat die Baumwoll' oben feil?
Sie ſchütten ſchon ein redlich Theil
In's Feld herunter und auf's Haus.
Es ſchneit doch auch, es iſt ein Graus;
Noch hängen ganze Säcke voll
Am Himmel da, ich merk es wohl!

Und wo ein Mann von weitem lauft,
Hat von der Baumwoll' er gekauft,
Er trägt ſie auf den Achſeln ſchon
Und auf dem Hut und läuft davon.
Was läufſt du ſo, du närriſcher Wicht?
Geſtohlen haſt du ſie doch nicht?

Und Gärten ab und Gärten auf,
Hat jeder Pfahl ſein Käppel auf;
Sie ſtehn wie Herren rings umher,
Denkt jeder Wunder was er wär';
Der Nußbaum auch macht's ihnen nach,
Und auch das Schloß- und Kirchendach.

Ja, Schnee und Schnee! und rings umher
Man ſieht nicht Straß noch Fußweg mehr.
Manch Samenkörnchen klein und zart
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Und ſchneit's, ſo lang es ſchneien mag,
Es harrt auf ſeinen Oſtertag.

Manch Schmetterling von ſchöner Art
Liegt unter'm Boden wohl verwahrt;
Hat keinen Kummer, keine Klag'
Und harrt auf ſeinen Oſtertag;
Währt es auch lang', er kommt ja doch,
Bis dahin ſchläft's in Frieden noch.

Doch wenn die Schwalb' im Frühling ſingt,
Die Sonne warm das Land durchdringt,
Hei, da erwacht's in jedem Grab
Und ſtreift ſein Todtenhemdchen ab,
Und wo ſich nur ein Löchlein zeigt,
Schlüpft Leben 'raus, ſo jung und leicht.

Da fliegt ein hungrig Spätzchen her,
Ein Biſſel Brod wär' ſein Begehr,
Es ſieht dich an ſo jämmerlich
Und bittet um ein Bröckchen dich.
Gelt Bürſchchen, das iſt andre Zeit,
Wenn's Korn in alle Furchen ſtreut!

Da haſt! Gieb andern auch was her,
Biſt hungrig, komm hübſch wieder her!
Ja, wahr iſt, was das Sprüchlein ſpricht:
„Sie ſäen nicht, ſie erndten nicht,
„Sie haben keinen Pflug, kein Joch,
„Und Gott im Himmel nährt ſie doch."

Der Geist in der Neujahrsnacht.

Tochter, such' einen Strumpf und stopf ihn dahinten in's Fenster,
Wo der Junge heute die Scheibe zerschlug mit dem Stecken.
Kommt euch im neuen Jahr kein größeres Unglück als das ist,
Könnt ihr zufrieden sein! Doch weht mir es kalt in den Nacken;
War ich in der vergangenen Nacht doch ein bissel zu jung wohl
Für mein Alter; in Ehren jedoch, und einmal ist keinmal.
Ja, wer Geister sehn will und heilige Sachen erfahren,
Darf, wenn's Zwölfe schlägt, daheim in den Federn nicht liegen. —
Nu, wir verspäteten uns mit allerhand lustigen Reden

In der Schenk' an der Straß, und ſtill an der Uhr ſtand der Zeiger,
Gleich als gäbe dem alten Jahr er noch wenige Friſt zu,
Oder hab ich's verhört. — „Gut' Nacht nun, ſag' ich, ihr Nachbarn!
„Mein Weg wird der weitſte wohl ſein nach Krotzingen," ſag ich,
„Geb uns Gott ein glückliches Jahr und fröhliche Herzen!" —
„„Das geb Gott der Herr!"" ſo ſagen die Andern. „„Nu, mach nur,
„„Sonſt attrapirt dich, bevor du zu Haus, am Ende der Geiſt noch,
„„Der mit dem Kind im Arm in der Neujahrsnacht an der Straß' ſteht,
„„Alle Poſtknecht' wiſſens und reiten drum lieber den Feldweg.""
Und ſo kam's auch. Mitten im Dorfe, wo's geht um die Ecke,
Neben Xaveri's Haus, wahrhaftig! da ſteht er am Brunnen
Groß bis faſt an's Dach und in einem dunſtigen Mantel
Wie aus Wolken und Licht gewoben, ein Bündel im Knopfloch;
In den Armen hat er und halb im Mantel verborgen
Einen Buben gehabt, ſo ſchön mit freundlichen Augen,
Küßt ihn und lächelt ihn an aus ſeinem ernſten Geſichte
Wie aus nächt'gem Gewölk der Vollmond licht in die Welt ſchaut.
Siehſt du mich nicht, ſo thuſt du mir nichts, — ſo denk ich und ſchlage
Still ein heiliges Kreuz und ſtelle mich hinter den Brunnen,
Und will horchen, was er wohl ſagt und wie er ihm zuſpricht.
Wenig verſtand ich zuerſt. Das Waſſer rauſcht' aus der Röhre
In den Brunnentrog und aus dem Trog in den Graben.
„Kirchhof" — hab' ich verſtanden und: — „Nichts kann ewig beſtehen" —
Und: — „In die Welt gehſt du jetzt mit deinen Schmerzen und Freuden.
„Theile verſtändig ſie aus! was ich nicht zu ſchlichten vermochte,
„Bring es glücklich zu End. Der Herbſt iſt luſtig geweſen.
„Trinkt wo Einer zu viel und ſitzt er zu lang in dem Wirthshaus,
„Geh' und biet' ihn heim und führ' ihn, daß er kein Bein bricht!
„Nimm dich der Armuth an und ſorg' mir für Wittwen und Waiſen.

„Mach mir die Kranken geſund. — Die braven Soldaten hab' ich noch
„Heim mit Ehrenkränzen geführt und Trompeten und Pauken;
„Laß du Freuden und Tanz und Apfelkuchen nicht fehlen,
„Wenn ſie auf Urlaub ſind daheim bei Vater und Mutter,
„Sei kein Fabelhans, und denk nicht, weil ein Kometſtern
„Dunſtig am Himmel hängt, ſo müßteſt du Schlachten und Feldzug,
„Hungersnoth mitbringen und Sterben und Zeter und Elend.
„S' iſt mein Ehrenſtern. Siehſt nicht mein Bändel im Knopfloch?
„Roſenroth iſt Freud und grün iſt liebliche Hoffnung,
„Geh, und verdien' dir auch ſo eins mit deinen Meriten,
„Und ſchmück Jung und Alt mit frommen Sitten und Thaten!" —
Trüber ſchnurrts im Thurm in allen Rädern am Schlagwerk,
Und wie's Zwölfe ſchlägt, da ſtellt er das Kind an den Boden
Wie ein Engel ſo ſchön und wie der Morgen ſo lieblich,
Und ſagt: „Das walt' Gott! Jetzt geh auf eigenen Füßen!
„Fleißig gieb mir Acht auf den gütigen Fürſten in Karlsruh',
„Auf die Freiburger Herrn und auf die Lande im Breisgau,
„Daß kein Leid ſie erfahren, und bring ihnen Freud und Geſundheit!" —
Süß wie ein Sonnenblick ſagt „Ja" der Knabe und lächelt.
Aber beim letzten Schlage der Uhr im luftigen Kirchthurm
Geht er zum Dorfe hinaus in großen Schritten dem Rhein zu,
Immer geſchwinder und größer und immer bleicher und dünner,
Wie ein Nebeldunſt am Feldberg oder am Bache.
Wie der zwölfte Schlag langſam in der Mitternacht ausbrummt,
Hat ſich verzogen der Dunſt und iſt er fort und vergangen, —
Kommſt du bald mit dem Strumpf? Es zieht ſtets ſchärfer und kühler;
Wenn ich lang erzähle, ſo ſtehſt du da lange und gehſt nicht.

Also das Habermuß wär' fertig; kommt Kinder und esset;
Betet: „Aller Augen" — und gebt mir ordentlich Achtung
Daß nicht eines am rußigen Topf den Aermel sich schwarz macht.
Esset denn, gesegn' es euch Gott! und wachst und gedeihet!
Sehet, die Haberkörnchen die hat der Vater gesäet
Zwischen die Furchen mit fleißiger Hand und geegget im Frühjahr. —
Aber, daß es da wuchs und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nicht, das thut der Vater im Himmel,

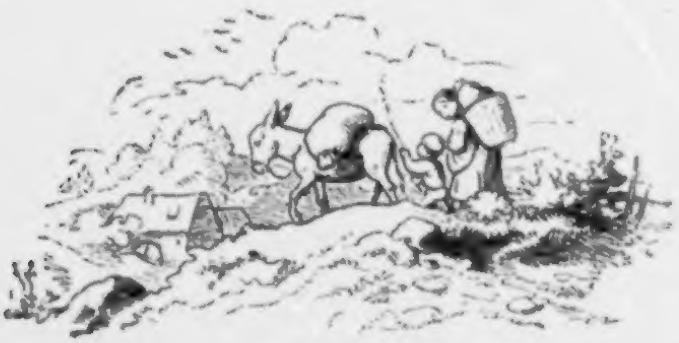
Denkt euch nur, ihr Kinder, es ſchläft im mehligen Körnchen
Klein und zart ein Keimchen, nicht rührt, nicht regt es darin ſich.
Nein, es ſchläft und ſagt kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht
Bis in die Furchen es liegt da draußen im lockeren Boden.
Aber dort in den Furchen, — es iſt ſo feucht und ſo warm drin —
Wacht es heimlich auf aus ſeinem verſchwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und ſaugt am ſaftigen Körnchen
Juſt wie ein Mutterkind, es fehlt nur, daß es nicht weinet.
Mit der Zeit wird's größer und heimlich ſchöner und ſtärker,
Schlüpft aus ſeinen Windeln und ſtreckt ſein Wurzelchen nieder
Tief hinab in den Grund und ſucht und findet die Nahrung.
Ja, und die Neugier ſticht's; gar gern auch möcht' es erfahren
Wie's dann da oben wohl weiter iſt. Ganz heimlich und furchtſam
Guckt es zum Boden heraus — der Tauſend! das will ihm gefallen! —
Unſer lieber Herrgott, der ſchickt ein Engelchen nieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Thau und ſag' ihm freundlich: Willkommen!"
Und es trinkt und es ſchmeckt ihm ſo wohl und es ſtreckt ſich behaglich.
Derweil kämmt ſich die Sonne und ſauber gekämmt und gewaſchen
Kommt mit dem Strickzeug ſie hervor aus den Bergen gegangen,
Wandelt ihren Weg hoch an der himmliſchen Landſtraß,
Strickt und ſieht herab, gleichwie eine freundliche Mutter
Nach den Kindern ſieht. Sie lacht dem Keimchen entgegen
Und das thut ihm ſo wohl bis tief an die Wurzeln herunter.
„Solche ſchöne Frau und doch ſo gütig und freundlich!"
Aber was ſtrickt ſie denn nur? Gewölk aus himmliſchen Düften.
Da! ſchon tröpfelt's, ein Sprützerchen kommt, drauf regnet es tüchtig;
Keimchen trinkt ſich ſatt. Drauf weht ein Lüftchen und trocknet's

Und es ſagt: „Jetzt kriech ich auch nie mehr unter den Boden,
„Nein um keinen Preis! Da bleib' ich, geh's wie lang es gehn mag!"
Eſſet Kinder, geſegn' es euch Gott und wachſt und gedeihet!
Schwere Zeiten warten auf's Keimchen, Wolken an Wolken
Stehn am Himmel Tag und Nacht und die Sonne verſteckt ſich.
Auf den Bergen ſchneit es und weiter nach unten zu hagelt's,
Hu! Huhu! wie klappert doch jetzt und wimmert mein Keimchen,
Und der Boden iſt zu und es hat gar kümmerliche Nahrung.
„Iſt denn die Sonne todt," ſo klagt es, „daß ſie nicht da iſt?
„Oder fürchtet auch ſie vor der Kälte ſich? Wär' ich geblieben
„Wo ich ſonſt war, ſtill und klein im mehligen Körnchen,
„Und daheim im Boden, es war ſo feucht und ſo warm drin."
Seht ihr Kinder, ſo geht's! Ihr werdet auch noch ſo ſprechen,
Wenn aus dem Hauſ' ihr kommt, und unter den fremden Geſichtern
Schaffen müßt und euch plagen und Zeug und Brod euch verdienen:
„Wär' ich daheim beim Mütterchen doch! und hinter dem Ofen!"
Tröſt euch Gott! Auch das hat ein End', einmal wird es beſſer,
Wie's dem Keimchen auch erging. Am heiteren Maitag
Weht es ſo lau und die Sonne ſie ſteigt ſo kräftig vom Berg auf,
Und ſieht nach, was das Keimchen macht und giebt ihm ein Schmätzchen;
Ja, da iſt ihm wohl, und es weiß ſich vor Luſt nicht zu laſſen.
Und ſchon prangen die Wieſen mit Gras und farbigen Blumen,
Und ſchon duftet die Kirſchenblüth' und es grünet der Pflaumbaum
Und ſchon ſchießt in die Höh' der Roggen und Weizen und Gerſte,
Und mein Haberchen ſagt: „da bleib ich gewiß nicht dahinten!"
Nein, es ſpreitet die Blätterchen aus — wer hat ſie gewoben!
Und jetzt ſchießt der Halm — wer treibt durch Röhren an Röhren,

Bis in die ſaftige Spitze hinauf aus den Wurzeln das Waſſer?
Endlich da ſchlüpft ein Aehrchen heraus und ſchwankt in den Lüften —
Sag mir doch ein Menſch, wer hat an ſeidene Fäden
Hier ein Knöspchen gehenkt und dort mit künſtlichen Händen?
Nu, die Engel, wer ſonſt? Sie wandeln zwiſchen den Furchen
Auf und ab von Halm zu Halm und ſchaffen ſo emſig,
Jetzt hängt Blüth' an Blüth' am zarten ſchwankenden Aehrchen
Und mein Haber ſteht, ſo ſteht ein Bräutchen im Kirchſtuhl.
Jetzt ſind zarte Körner darin und wachſen im Stillen,

Und mein Haber, er merkt allmählich, was er will werden.
Käfer kommen und Fliegen, ſie machen ihm ihre Viſiten,
Sehen zu, was er macht und ſingen: Eia popeia!
Und das Johanniswürmchen, ei ja! kommt mit dem Laternchen
Nachts um Neun auf Abendbeſuch, wenn die Fliegen ſchon ſchlafen.
Eßt ihr Kinder, geſegn' es euch Gott und wachſt und gedeihet!
Seitdem hat man geheut nach Pfingſten und Kirſchen gepflücket,
Seitdem hat man Pflaumen geleſen hinter dem Garten,
Seitdem haben ſie Roggen geſchnitten und Weizen und Gerſte,
Und die armen Kinder, die haben geleſen die Aehren
Barfuß zwiſchen den Stoppeln; geholfen hat ihnen das Mäuschen.

Drauf iſt auch der Haber gebleicht. Voll mehliger Körner
Hat er geſchwankt und geſagt: „Jetzt wird mir's allmählich verleidet,
Um iſt meine Zeit, ich merk's; was thu ich allein da
Zwiſchen den Stoppelrüben und zwiſchen den lieben Kartoffeln!
Drauf iſt die Mutter hinaus und Euphroſinchen und Evchen,
An den Fingern fror's einen ſchon des Morgens und Abends.
Endlich brachten wir ihn und in der ſtaubigen Scheuer
Wurd' er gedroſchen von früh um Zwei bis Abends um Viere.
Drauf iſt des Müllers Eſel gekommen und hat ihn zur Mühle
Abgeholt und wieder gebracht zermahlen in Körnchen,
Und mit fetter Milch von der jungen fleckigen Bläſſe
Hat in dem Topf ihn die Mutter gekocht. — Gelt, Kinder, das ſchmeckte!
Wiſchet die Löffel ab und bet' eins: „Danket dem Herrn!"
Und jetzt geht in die Schul', da hängt am Geſimſe die Taſche.
Fall mir Keins, gebt Acht, und lernt hübſch was man euch aufgiebt!
Wenn aus der Schul' ihr kommt, da giebt es gebackene Pflaumen!



Wächterruf.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zehn geschlagen.
Jetzt bet und schlaf, das ist mein Rath
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Elf geschlagen.
Und wer noch an der Arbeit schwitzt
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Zum letztenmal ruf ich euch zu:
'S ist hohe Zeit — und schlaft in Ruh!

Höret, was ich euch will ſagen!
Die Glock' hat Zwölf geſchlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' ihm Ruh zu dieſer Stund'
Und mach' es fröhlich und geſund!

Höret, was ich euch will ſagen!
Die Glock' hat Eins geſchlagen.
Und wo mit Satans Rath und Liſt
Ein Dieb auf dunkeln Wegen iſt,
— Ich will's nicht hoffen, doch geſchieht's —
Geh heim! der Richter droben ſieht's.

Höret, was ich euch will ſagen!
Die Glock' hat Zwei geſchlagen.
Und wem ſchon wieder, eh's noch tagt,
Die ſchwere Sorg' am Herzen nagt:
Du armer Tropf, ſo quäl dich nicht,
Gott ſorgt! Er weiß was dir gebricht.

Höret, was ich euch will ſagen!
Die Glock' hat Drei geſchlagen.
Die Morgenſtund' am Himmel ſchwebt,
Und wer den Tag in Freud' erlebt,
Dank Gott und faſſe frohen Muth!
Geh' an's Geſchäft — und halt dich gut!

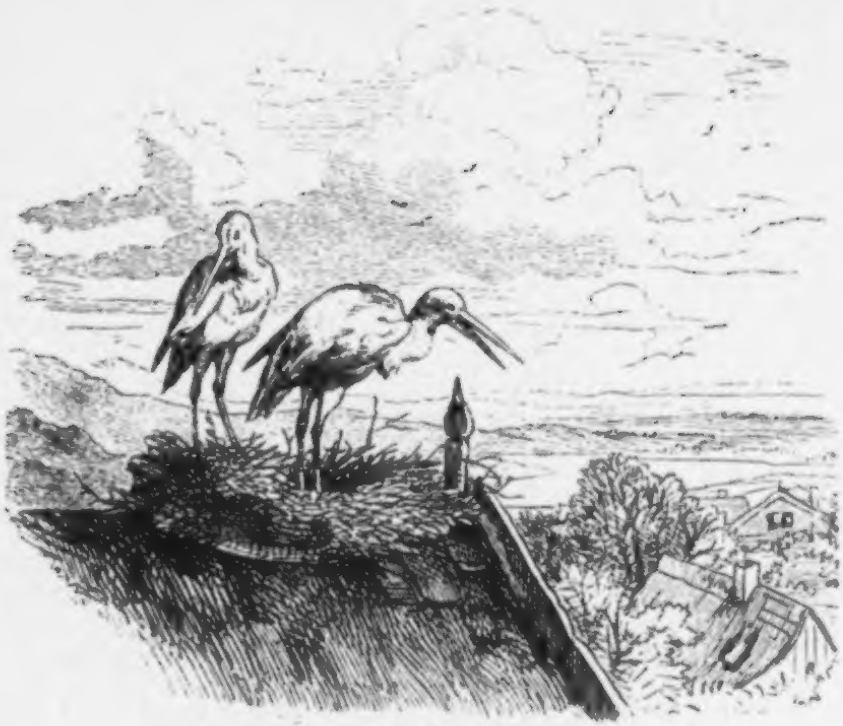
Der Bettler.

Ein alter Mann, ein armer Mann
Spricht euch um eine Wohlthat an,
Von Eurem Tisch ein Stücklein Brod!

Erbarmt euch mein in meiner Noth,
Thut es um Gottes Willen!
In Sturm und Wetter, arm und blaß,
Geboren bin ich auf der Straß';
Und auf der Straß' in Sturm und Wind
Erzogen, arm, ein Bettelkind.
Drauf, wie ich kräftig worden bin,
Da ſtarben mir die Eltern hin.
Da dacht' ich denn: Soldatentod
Iſt beſſer doch wie Bettelbrod. —
Ich hab' in ſchwarzer Wetternacht
Vor Zelt und Fahnen oft gewacht.
Gefochten hab' ich wie ein Mann,
Manch feindlich Blut vom Säbel rann.
Vor mancher Batterie ich ſtritt,
Wohl zwanzig Schlachten macht' ich mit,
Und treu und tapfer, ſicherlich,
Schlug ich durch Schwerdt und Kugeln mich,
Bis ſie zuletzt mit lahmem Arm
Mich heimgeſchickt, daß Gott erbarm!
Ach ja, durch Gottes Willen! —
„Komm, armer Mann!
„Ich geb dir, was ich geben kann.
„Und weiter helf' der liebe Gott
„Und geb' dir Troſt in deiner Noth." —
Vergelt's der Herr und dank dir Gott!
Du zarter Engel weiß und roth.

Er geb' dir einen braven Mann. —
Was ſiehſt mich ſo beweglich an?
Haſt auch wohl einen Schatz im Zelt,
Mit Schwerdt und Roß im weiten Feld?
Erſpar' der Herr dir Weh und Leid,
Geb' deinem Schatz ein gut Geleit
Und bring' geſund ihn wieder her!
Es geht jetzt ſcharf im Felde her;
Vielleicht daß ich dir ſagen kann — —
Du wirſt ja blaß! Was ſiehſt mich an? — —
Ich denk' den Bart werf ich zur Seit'
Und auch das falſche Bettelkleid!
Und jetzt ſchau her und kennſt mich noch?
Gott geb, ich bin willkommen doch! — —

„Herr Jeſus, der Friedel, mein Friedel iſt da!
„Willkommen, willkommen! da hab ich dich ja! —
„Wo immer ich ging, im Feld und im Wald,
„Da war mir, als ſäh' ich auch deine Geſtalt!
„Wie iſt dir gefolgt mein bekümmertes Herz
„Durch Schwerdter und Kugeln, in Hoffnung und Schmerz
„Mit Beten und Weinen! Gott hat mir willfahrt
„Und hat meinen Friedel vor Unglück bewahrt.
„Wie klopft mir's im Buſen, ich bin ja bei dir!
„Ach Mutter! ſo komm doch, mein Friedel iſt hier!"



Der Storch.

Nach dem Frieden.

Grüß Gott, Herr Storch! biſt auch ſchon hier?
Und holſt vom Teich ſchon Fröſche dir?
Meinſt wohl, der Winter brummt nicht mehr,
Allmählich käm' gut Wetter her?

Ja, ja! der Schnee ging überall,
Man meint, es würd' ſchon grün im Thal.
Der Himmel iſt ſo rein und blau,
'S weht einen an ſo mild und lau.

Nein, hört doch, wie er plappert dort!
Verſteht man wohl ein einzig Wort?
Ja freilich, über Strom und Meer
Kommt er aus fremden Ländern her. —

Bringſt Neues her aus Afrika?
Es war wohl auch nicht richtig da?
Wurd' auch der Säbel da gewetzt,
Wurd' auch ein Freiheitsbaum geſetzt?

So rothe Strümpfe haſt du an,
'S iſt wohl noch Blut vom Schlachtfeld dran?
Was ſoll der ſchwarze Flügel da?
Kamſt wohl den Flammen gar zu nah?

Um das hätt'ſt über Land und Meer
Nicht reiſen dürfen hin und her
Vom Rheinſtrom bis nach Afrika;
Ganz in der Nähe hatt'ſt es ja.

Wir kennen leider all die Noth,
Und manche Wunden ſind noch roth.
Noch drückt uns mancher Kummer ſchwer,
Manch ſchöne Kiſte ſteht noch leer.

Und weiter an den Alpen fort,
Daß Gott erbarm, wie ging es dort!
Manch Weh und Ach hat aus dem Wald
Und aus den Bergen widerhallt.

An Wilhelm Tellens Freiheitshut
Hängt mancher Tropfen Schweizerblut,
Wie hat es da geblitzt, gekracht,
Gedonnert in der Wetternacht!

Doch eben in der Wetternacht
Hat Gottes Engel auch gewacht.
„Ja," ſagt der Storch und „Klipp und Klapp"
Und ſchwenkt den Schnabel auf und ab.

Geh Mutter, ruf den Jungen mir!
Schau Kind, der Storch iſt wieder hier.
Sag: „Grüß dich Gott, was bringſt mir mit?"
Bei meiner Treu, er kennt dich nit!

'S iſt, weil du groß und ſauber biſt,
Dein Haar ſchon krauſer worden iſt.
Sonſt hatt'ſt ein Kittelchen nur an,
Jetzt haſt geſtreifte Hoſen an. —

Er plappert noch die Kreuz und Quer,
Es ſcheint, er weiß noch ſehr viel mehr,
Es geht ihm auch wie manchem Mann,
Hat ſelber ſein Gefallen dran.

'S iſt gut, Herr Storch, wir wiſſen's ja,
Und was du ſagſt, wir glauben's ja,
Es freut dich, daß das Dorf noch ſteht
Und es mit uns, Gottlob, noch geht.

I nu, es geht ſo ziemlich ja,
Das Feldpiket iſt nicht mehr da;
Wo Lager waren Zelt an Zelt,
Geht jetzt der Pflug im Ackerfeld.

Und er, der zu den Störchen ſpricht
Und Raben nährt, verließ uns nicht,
Er ſchafft den Armen Brod in's Haus,
Und heilt die alten Wunden aus.

Und wo man ſieht und ſehen kann,
Da lacht uns auch der Frieden an,
Wie's Morgenlicht die Nacht verweht,
Wenn hinter'm Wald die Sonne ſteht.

Geh, ſchau einmal die Gegend an,
Ich glaub', du haſt Gefallen dran,
Mein Feld, das iſt dir doch bekannt,
Vom Brunnen ab zur linken Hand!

Und triffſt am Bach ein Fröſchlein an,
Ich gönn' es dir. Erſtick nicht dran!
Und, was ich bitt', die Bienen ſchon'!
Großmutter ſagt ſie fliegen ſchon.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtag ruft dem Sonntag zu:
„Da bracht' ich Alle denn zur Ruh.
„So Arbeit durch die ganze Woch',
„Die macht am Ende ſchläfrig doch;
„Mir ſelber will's nicht beſſer gehn,
„Kaum kann ich auf den Beinen ſtehn."

Er ſpricht's und wie es Zwölfe ſchlägt,
Da hat er ſich zur Ruh gelegt,
Der Sonntag ſagt: „Jetzt iſt an mir
„Die Reih'!“ ſchließt heimlich drauf die Thür'
Und duſelt durch den Himmel hin.
Ihm iſt noch ganz confus im Sinn.

Drauf reibt er ſich die Augen aus,
Da kommt er vor der Sonne Haus.
Sie ſchläft im ſtillen Kämmerlein;
Er klopft am Laden, guckt hinein,
Und ruft ihr zu: „Die Zeit iſt da!“
Sie ſagt: „Schon gut, ich weiß es ja!“ —

Und ſachtchen auf den Zehen geht
Und heiter auf den Bergen ſteht
Der Sonntag, Alles ſchläft zur Stund',
Ihn ſieht kein Menſch in weiter Rund'.
Er kommt in's Dorf, ganz ſachtchen ſpricht
Er da zum Hahn: „Verrath mich nicht.“

Und wenn man endlich dann erwacht,
Und lag im Schlaf die ganze Nacht,
So ſteht er da im Sonnenſchein,
Und ſchaut durch's Fenſter hell herein
Mit ſeinen Augen mild und gut,
Und mit dem Blumenſtrauß am Hut.

Er meint es gut, das iſt ſchon wahr!
Und wenn man ſchläft, es freut ihn gar;
Er glaubt, noch wär' es für uns Nacht,
Wenn ſchon die Sonn' am Himmel lacht;
Drum kam er auch ſo leiſ' heran,
Drum lacht er uns ſo freundlich an.

Wie glitzert doch auf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberſtaub,
Wie weht ſo friſche Maienluft!
Voll Kirſchenblüth' und Schlehenduft!
Und Bienchen ſammeln immer zu,
Die wiſſen nichts von Sonntagsruh.

Wie prangt nicht in dem Garten heut
Der Kirſchenbaum im Maienkleid,
Der Goldlack und die Tulipan,
Und Sternenblumen neben dran,
Und Hyazinthen bunt und ſchön,
Man glaubt, in's Paradies zu ſehn!

Wie ſtill ringsum die Gegend liegt!
Man iſt ſo ruhig und vergnügt,
Man hört im Dorf kein: „Hüſt!" und „Hott"
Nur „Guten Tag" und „Dank dir Gott!"
„Heut' iſt Gottlob ein ſchöner Tag!"
S' iſt Alles, was man hören mag.

Und 's Vögelchen sagt: „Ei sieh da!
„Der Tausend! schau, da ist er ja!
„Sein Himmelsglanz, der flimmert gleich
„Durch Busch und Blüth', und Laub und Zweig!"
Und auch der Fink spaziert heran,
Hat schon das Sonntagsröckchen an.

Da läuten sie! Nu machet schnell!
Der Pfarrer ist heut' früh zur Stell'.
Rasch! pflück mir noch Aurikeln, lauf!
Verwisch mir nicht den Staub darauf.
Und, Gundel, zieh recht flink dich an,
Und steck dir auch noch Blumen an!

Auf einem Grabe.

Schlaf wohl, ſchlaf wohl im kühlen Bett!
Zwar liegſt du hart auf Sand und Kies,
Doch ſpürt's dein müder Rücken nicht.
Schlaf ſanft und wohl!

Auf deinem Herzen dick und ſchwer
Hoch aufgeſchüttet liegt das Bett.
Du ſchläfſt in Frieden, fühlſt es nicht.
Schlaf ſanft und wohl!

Du hörſt nicht mein „Behüt dich Gott“,
Hörſt meine bangen Klagen nicht;
Wär's beſſer wohl, wenn du's vernähmſt?
Nein! wahrlich, nein!

Es iſt dir wohl, es iſt dir wohl!
Und wenn ich nur erſt bei dir wär',
Dann wär' ſchon Alles recht und gut.
Wir ſind uns lieb.

Du ſchläfſt, hörſt nicht den Glockenſchlag
Im Kirchthurm dort die lange Nacht,
Nicht wenn der Wächter Zwölfe ruft
Im ſtillen Dorf.

Und wenn's am ſchwarzen Himmel blitzt,
Und Wolk' an Wolk' im Donner kracht,
Das Wetter fährt dir über's Grab
Und weckt dich nicht.

Und was dich früh im Morgenroth
Bis Mitternacht bekümmert hat,
Gottlob, es ficht dich nicht mehr an
Im ſtillen Grab.

Es iſt dir wohl! o 's iſt dir wohl
Und was du auch gelitten haſt,
Gott Lob und Dank, im kühlen Grund
Thut's nimmer weh.

Drum, wenn ich nur erſt bei dir wär',
Dann wär' ja Alles recht und gut.
Jetzt ſitz ich da, weiß keinen Troſt
Für meinen Schmerz.

Und doch, vielleicht, wenn Gott es will,
Kommt auch mein Samſtag bald heran,
Dann gräbt auch mir der Nachbar Klaus
Mein kühles Bett.

Und wenn mein Athem ſtille ſteht,
Mein Schlaflied dann geſungen iſt,
Dann ſchütten ſie mein Deckbett auch
Und — „Gott mit dir!"

Dann ſchlaf auch ich ſo ſanft wie du
Und hör' im Thurm die Glocken nicht,
Wir ſchlafen, bis am Sonntag früh
Der Morgen thaut.

Und wenn einmal der Sonntag tagt,
Der Engel Morgenlied uns weckt,
Dann ſtehn wir mit einander auf
Geſund und friſch.

Und eine neue Kirche dann,
Sie funkelt hell im Morgenroth.
Wir gehn und ſingen am Altar
Halleluja!

Der Wächter in der Mitternacht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwölf geschlagen.
Wie still ist Alles! Wie verborgen ist,
Was Leben heißt im Schooß der Mitternacht

Auf Straß und Feld! Es tönt kein Menſchentritt;
Es fährt kein Wagen aus der Ferne her,
Nicht eine Thüre knarrt, kein Athem regt ſich
Und ſelbſt der Froſch hat aufgehört zu ſchrei'n.
Und rings umher ſchläft Alles hinter'm Vorhang. —
Ob noch mit leichtem Fuß und ſtillem Tritt
Ein Geiſt vorüber wandelt, weiß ich nicht. —
Und doch! rauſcht nicht der Teich? da durch die Schleuſe
Schießt er herab am matten Mühlenrad.
Und heimlich unter'm Dach da ſchleicht der Iltis
Am Balken hin und ſieh! da oben zieht
Vom Kirchthurm her im ſtillen Flug die Eule
Durch Nacht und Dunkel, und in Wolken hängt
Die große Nachtlaterne dort, der Mond!
Still hängt ſie oben und Sterne flimmern,
Wie wenn man in der dunkeln Regennacht
Vom weiten Gang' ermattet auf der Straße
Zur Heimath kommt, noch ſieht man keine Dächer,
Nur hier und da vielleicht ein freundlich Licht.
Wie wird mir doch auf einmal ſo kurios?
Wie wird mir doch ſo weich um Bruſt und Herz,
Als möcht' ich weinen und weiß nicht warum?
Als hätt' ich Heimweh und wüßt nicht wohin?

Höret, was ich euch will ſagen:
Die Glock' hat Zwölf geſchlagen.
Und iſt es ſchwarz und finſter hier,
Doch ſchimmern licht die Sterne dir,

Und aus der Heimath kommt der Schein;
Wie muß es da so lieblich ſein!
Was will ich? — Will ich durch den Kirchhof gehn
In's Unterdorf? — Die Thür da ſcheint mir offen,
Als wenn die Todten in der Mitternacht
Aus ihren Gräbern gingen und im Dorf
Ein wenig nachſäh'n, ob noch Alles ſo,
Wie ehedem. Bis dato kam mir doch
Noch keiner in die Quer'. Ich möcht einmal
Die Todten rufen — nein! das thu ich nicht!
Still will ich auf den ſtillen Gräbern gehn.
Sie haben ja die Uhr im Thurm, wer weiß
Ob auch ſchon ihre Mitternacht vorbei?
Es kann ſchon ſein, daß um ſie her die Nacht
Noch ſchwärzer fällt; wahr iſt's, die Nacht iſt lang!
Vielleicht auch zuckt ein Streifchen Morgenroth
Schon an den Bergen auf — ich weiß es nicht.
Wie iſt es doch ſo heimlich hier! Sie ſchlafen.
Gott gönn' es ihnen! — Biſſel ſchaurig iſt es
Wohl auch — doch iſt ja hier nicht Alles todt.
Ich hör' die Uhr im Kirchthurm ticken, 's iſt
Der Puls der Zeit in ihrem tiefen Schlaf;
Die Mitternacht haucht von den Bergen her,
Es weht ihr Athem über Feld und Wieſe,
Spielt mit dem Strohwiſch an dem grünen Zweig,
Er pfeift herüber durch den Gartenzaun
Und haucht ſo feucht die Kirchenmau'r entlang.

Die hohen Fenſter kniſtern in dem Wind,
Und hier das morſche Kreuz. — Da lüftet ſich
Ein offnes Grab! — Du guter alter Franz,
So haben ſie dir auch dein Bett gemacht!
Das Deckbett liegt darneben und die Lichter
Von oben aus der Heimath ſchaun hinein!
Nu ja! Uns allen geht es ſo. Der Schlaf
Packt jeden an auf ſeinem Weg' und wär es
Auch ſchon der Weg zur Heimath. Aber wer
Sein Bett im Kirchhof einmal hat, Gottlob,
Der übernachtet ja zum letztenmal
Auf Erden, und wenn's tagt und man erwacht
Und kommt heraus, da iſt es nicht mehr weit,
Vielleicht ein Stündchen oder nicht einmal —
So denk' ich denn, ich ſtolpre meine Stufen
Auch noch bis ganz zu Ende; blieb ich doch
So nüchtern dieſe ganze lange Nacht.

Höret, was ich euch will ſagen:
Die Glock' hat Zwölf geſchlagen!
Die Sterne ſcheinen noch ſo froh,
Und aus der Heimath ſchimmert's ſo!
Es iſt nur eine kleine Zeit,
Vom Kirchhof hat man nicht mehr weit!

Wo war ich denn? Und wo bin ich denn jetzt?
Die eine Stuf' herauf, die andre nieder. —
Und weiter nichts! Nein wirklich, weiter nichts!
Iſt nicht das ganze Dorf um Mitternacht

Ein ſtiller Kirchhof? Schläft nicht Alles aus
So da wie dort vom langen müden Wachen,
Von Freud' und Leid, und iſt in Gottes Hand
Da unter'm Strohdach, dort im kühlen Grund,
Und muß dort warten bis es tagt umher?
Nu, kommen wird es ſchon, wie ſchwarz und lange
Vom Himmel auch die Nacht herunter hängt:
Verſchlafen iſt der Tag deswegen nicht,
Und bis ich wieder komm', und noch einmal,
Giebt mir der Hahn ſchon Antwort, wenn ich rufe,
Und in's Geſicht weht mir die Morgenluft.
Dann iſt der Tag erwacht im Tannenwald,
Und zupft am Vorhang ſchon; das Morgenlicht,
Es rieſelt leiſe durch die Nacht daher,
Und endlich wallt es über Berg und Thal
In goldnen Strömen. — Dann, bald hier, bald da
Zuckt es an allen Orten und erwacht.
Hier geht die Hausthür', da ein Fenſter auf,
Und friſch und freudig tritt heraus das Leben.
Du liebe Seel'! das wird ein Feſttag ſein,
Wenn mit der Zeit die letzte Nacht verſinkt,
Wenn alle goldnen Sterne groß und klein,
Das Morgenroth, die Sonn' und auch der Mond
Im Himmelslicht verrinnen und der Glanz
Bis in die tiefen Gräber niederdringt,
Und wenn die Mutter dann den Kindern zuruft:
„Der Tag iſt da!“ wenn Alles aus dem Schlaf

An allen Orten aufwacht, und ſich hier
Ein Fenſter aufthut, dort ein ſchweres Thor.
Die Todten ſchau'n heraus dann jung und ſchön,
Geheilt iſt über Nacht ſo mancher Schaden,
Und manche tiefe Herzenswunde dann
Vernarbt. Sie ſchaun heraus geſund und ſchön
Und tauchen ihr Geſicht in Himmelsluft;
Die ſtärkt bis tief in's Herz. — O käm' es bald!

Höret, was ich euch will ſagen:
Die Glock' hat Zwölf geſchlagen;
Die Lichtlein brennen ihre Zeit,
Der Tag iſt immer noch ſo weit.
Doch Gott im Himmel nimmer ruht,
Er hört wenn's Viere ſchlagen thut!

Der zufriedene Landmann.

Ich denk', ich lang' 'mal in den Sack
Und ſchmauch mein Pfeifel Rauchtoback,
Und fahr' jetzt heim mit Egg' und Pflug,
Der Bleß' meint auch, es ſei genug.

Und wenn der Kaiſer auf der Jagd
Im Wald ſich ein Vergnügen macht,
Da langt er auch wohl in den Sack,
Und ſchmaucht ſein Pfeifel Rauchtoback.

Doch ſchmaucht er wenig Luſt heraus,
Es iſt ihm was nicht recht im Haus.
Solch goldne Krone drückt doch ſchwer,
Es ging' noch, wenn's ein Strohhut wär'.

Zwar manchen Groſchen nimmt er ein,
Doch Alles will gefüttert ſein,
Und Jeden ſchreit, dem was gebricht,
Und Alle koſten kann er nicht.

Und wenn er hilft und ſorgt und wacht
Vom Morgen früh bis in die Nacht,
Und meint, jetzt wär' es abgethan,
Da fängt erſt recht der Undank an. —

Und wenn im Lager nach der Schlacht
Der General wo Halt gemacht,
Da langt er auch wohl in den Sack,
Und ſchmaucht ſein Pfeifel Rauchtoback.

Doch ſchmeckt's ihm nicht im Kriegsgewühl
Beim Ach und Weh und Trommelſpiel;
Er ſchlug ſich mit Bravour herum,
Und Niemand will ihn loben drum.

Und Mord und Brand und Haß und Fluch
Ziehn hinter ihm, und Noth genug,
Da liegt der Grenadier im Blut,
Da steht ein Dorf in Rauch und Gluth. —

Und wenn zur Meſſ' mit Gut und Geld
Der Kaufherr reiſ't im weiten Feld,
Da langt er auch wohl in den Sack,
Und holt ſein Pfeifel Rauchtoback.

Doch ſchmeckt dir's nicht, du armer Mann,
Man ſieht dir deine Sorgen an,
Das Ein-mal-Eins, es iſt ein Graus,
Es guckt dir ja zum Aug' heraus.

Es iſt kein Spaß, du trägſt ſo ſchwer,
Haſt nicht genug und willſt noch mehr.
Wohin damit, das weißt du nicht,
Drum ſchmeckt dir auch dein Pfeifel nicht,

Mir ſchmeckt's Gottlob, mir iſt's geſund,
Der Waizen liegt im feuchten Grund,
Und mit dem Thau im Morgenroth,
Mit ſeinem Hauch erquickt ihn Gott.

Und meine Anne flink und friſch
Sie deckt daheim mir ſchon den Tiſch
Und Mädel hab' ich kerngeſund,
Und luſt'ge Jungen, derb und rund,

Drum ſchmeckt mir auch mein Pfeifel hier,
Ich denk', ich ſtopf's von Neuem mir.
Zum frohen Sinn, zum freien Muth,
Und heimwärts ſchmeckt doch Alles gut!

Die Vergänglichkeit.

(Geſpräch auf der Straße nach Baſel zwiſchen Steinen und Brombach, in der Nacht.)

Der Bub' ſagt zum Vater:

Faſt immer, Vater, wenn das Röttler Schloß
Mir ſo vor Augen ſteht, da denk ich dran
Ob's auch mit unſerm Hauſ' einmal ſo geht:
Da ſteht das Schloß ſo grauslich wie der Tod
Im Basler Todtentanz! Man ſchaudert recht
Je länger man's beſieht. Und unſer Haus
Es ſitzt wie ein Kapellchen auf dem Berg,
Die Fenſter glitzern dran, es iſt ein Staat!
Sag', Vater, geht's mit dem wohl auch 'mal ſo?
Ich denk' mir immer, das könnt' gar nicht ſein.

Der Vater ſagt:

Ja freilich, Kind, es kann ſchon ſein. Was denkſt?
Was kommt iſt jung und neu, doch Alles ſchleicht
Dem Alter zu, und Alles nimmt ein End',
Und nichts ſteht ſtill. Hörſt nicht das Waſſer rauſchen?
Siehſt nicht am Himmel oben Stern an Stern?
Man meint, von allen rührt ſich keiner, doch
Rückt Alles weiter, Alles kommt und geht.

Ja, ſieh mich an ſo viel du willſt, ſo iſt's.
Du biſt noch jung; Kind, ich war's auch einmal,
Das iſt vorbei, das Alter kommt, das Alter:
Und wo ich geh', gen Gresgen oder Wies,
In Feld und Wald, gen Baſel oder heim,
'S iſt einerlei, ich geh' dem Kirchhof zu, —
Wein' oder nicht! — Und biſt du erſt, wie ich,
Ein ſtämm'ger Mann, ſo bin ich nicht mehr da
Auf meinem Grab' da weiden Schaf und Ziegen,
Ja, glaub's nur! und das Haus wird alt und wüſt;
Der Regen wäſcht dir's wüſter alle Nacht,
Die Sonne bleicht dir's ſchwärzer alle Tag,
Und im Getäfel nagt und pocht der Wurm;
Vom Boden regnet's nieder und der Wind
Pfeift durch die Ritzen. Drüber thuſt du auch
Die Augen zu; es kommen Kindes-Kinder
Und baſteln dran. Zuletzt im Fundament
Verfault's und nichts mehr hilft. Und wenn man ſpäter

Zweitauſend ſchreibt, iſt Alles eingefallen
Und's Dörflein ſinkt noch ſelber in ſein Grab.
Wo jetzt die Kirche daſteht und das Schloß,
Geht mit der Zeit der Pflug.

Der Bub' ſagt:

Nein! Was du ſagſt!

Der Vater ſagt:

Ja, ſieh mich an ſo viel du willſt, ſo iſt's!
Iſt Baſel nicht 'ne ſchöne luſt'ge Stadt?
'S ſind Häuſer drin, manch Kirchlein iſt nicht größer,
'S ſind Kirchen drin, hat doch ſo manches Dorf
Nicht ſo viel Häuſer! Welch Spektakel giebt es
Und welchen Reichthum drin! Manch braver Herr
Und mancher, den ich wohl gekannt, er liegt ſchon
Im Kreuzgang hinter'm Münſterplatz und ſchläft.
All eins, mein Kind! es ſchlägt einmal die Stund',
Auch Baſel geht in's Grab und ſtreckt noch da
Und dort ein Glied zum Boden 'raus, 'nen Pfeiler.
'Nen alten Thurm, 'ne Giebelwand; es wächſt
Wachholder drauf, hier Buchen, Tannen dort
Und Farrenkraut; die Reiher niſten drin. —
Ja! ſchade drum! — und ſind die Leut' bis dahin
Wie jetzt ſo närriſch noch, dann geh'n Geſpenſter
Drin um und ſpuken. — Nu? Was ſtößt du mich?

Der Bub' ſagt:

Red' leiſe, Vater, bis die Brücke wir
Paſſirt, und da beim Berg und Wald vorbei.
Da oben jagt ein wilder Jäger, weißt?
Und ſieh, da unten in dem Dickicht lag
Gewiß das Eiermädchen halb verweſt;
'S iſt Jahr und Tag. Hörſt, wie der Bleß[1] da ſchnauft?

Der Vater ſagt:

Er hat den Schnupfen! Sei doch nicht ſo närr'ſch.
Hott! Bleſſe, Stern![1] — Laß doch die Todten gehn,
Die thun dir ja nichts mehr! — Was ſagt ich doch?
Ach ja! Von Baſel, daß es auch zerfällt. —
Und geht nach langer Zeit ein Wandersmann
'Ne Stunde Weges dran vielleicht vorbei,
So ſchielt er hin, wenn grad kein Nebel liegt,
Und ſagt zu dem, der eben mit ihm geht:
Sieh da ſtand Baſel früher! Da, der Thurm
Das war die Peterskirch', 's iſt ſchade drum!

Der Bub' ſagt:

Nein, Vater iſt's dein Ernſt, das kann nicht ſein!

Der Vater ſagt:

Ja, ſieh mich an ſo viel du willſt, ſo iſt's!
Und mit der Zeit verbrennt die ganze Welt.

[1] Namen von Zugochſen.

Es geht ein Wächter aus um Mitternacht,
Ein fremder Mann, man weiß nicht, wer er iſt:
Er funkelt wie ein Stern und ruft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt der Tag.“ — Und drüber röthet
Der Himmel ſich, es donnert überall,
Erſt heimlich, darnach laut, wie dazumal
Als Anno Sechs und Neunzig der Franzoſ'
So grauslich ſchoß. Der Boden ſchwankt davon,
Die Kirchthürm' wackeln, Glocken ſchlagen an
Und läuten ganz von ſelbſt die Betzeit ein,
Und Alles betet. Drüber kommt der Tag;
Behüt' uns Gott, da braucht man keine Sonne,
Der Himmel ſteht im Blitz, die Welt im Glanz.
Noch viel geſchieht, wer könnt' das Alles ſagen!
Und endlich zündet's an und brennt und brennt
Wo Boden iſt, und keiner löſcht. Es glimmt
Von ſelber aus. — Und dann? Wie ſieht's dann aus?

Der Bub' ſagt:

Ach, Vater, hör' doch auf! — Wie aber geht's
Den Leuten denn, wenn Alles brennt und brennt?

Der Vater ſagt:

Nu Leut' ſind nicht mehr da, wenn's brennt; die ſind —
Wo ſind ſie? — Sei du fromm und halt dich wohl,
Gieb, wo du biſt, halt dein Gewiſſen rein! —
Siehſt, wie die Luft mit ſchönen Sternen prangt?

'S iſt jeder Stern vergleichlich einem Dorf,
Und weiter denk dir eine ſchöne Stadt,
Man ſieht ſie nicht von hier, und hältſt du brav dich,
So kommſt du zu den Sternen; wohl iſt dir.
Den Vater find'ſt du da, wenn's Gottes Wille,
Und's Gundchen find't die Mutter. Ja, vielleicht
Fährſt du zu jener Stadt dann auf der Milchſtraß',
Und wenn du ſeitwärts niederguckſt, was ſiehſt du?
Ein Röttler Schloß, der Belchen[1] ſteht verkohlt,
Der Blauen[1] auch, als wie zwei alte Thürm'
Und zwiſchendrein iſt Alles ausgebrannt
Tief in den Grund. Und auch die Wieſe hat
Kein Waſſer mehr, 's iſt Alles öd' und ſchwarz
Und todtenſtill, ſo weit man ſchaut. — Das ſiehſt du
Und ſagſt zu dem der eben mit dir geht:
„Sieh, das war die Erd', und da der Berg
„Hieß Belchen dazumal; nicht weit davon
„Lag' Wisleth, darin hab' ich mal gelebt,
„Hab' Küh' geweidet, Holz geführt gen Baſel,
„Hab' Wieſ' und Feld beſtellt, Lichtſpähn geſchnitten,
„Und hab' hantiert bis an mein ſelig End'
„Und möcht' jetzt nicht mehr hin," — Hott — Bleſſe! Stern!

[1] Zwei Berge im Breisgau.

Der Januar.

Der Vater hält's vor Dampf nicht aus,
Ich denk', wir löschen 's Lämpchen aus,
Macht auf die Läden! Morgenschein
Guckt hell zum Astloch schon herein. —
Das ist der Januar! o seht
Wie roth er auf den Bergen steht!

Er ſagt: „Ich bin ein ſchmucker Mann,
„Der Stern am Himmel lacht mich an!
„Der glitzert recht vor Luſt und Freud',
„Und muß er fort, ſo thut's ihm leid.
„Und eh' er geht, da winkt er mir,
„Und meint, bald wär' er wieder hier.

„Und unten gar in Berg und Thal
„Wie flimmert es doch überall!
„An allen Enden Schnee und Schnee;
„'S iſt mir zu Ehren, wie ich ſeh;
„Denn wo ich zieh', durch Feld und Land
„Iſt Brück' und Straße mir gebahnt." —

Er ſagt: „Ich bin ein friſcher Mann,
„Hab' einen luſt'gen Kittel an.
„Hab' rothe Backen, Reif im Haar,
„Mein Aug' iſt heiter, friſch und klar,
„Ich weiß von keinem Gliederweh,
„Und wo ich geh', da kracht der Schnee.

„Ich bin auch ein geſchickter Mann,
„Sieh, wie ich überzuckern kann!
„Ich hauch', und an den Büſchen hangt's,
„Und an den zarten Birken ſchwankt's,
„Der Zuckerbäcker, ſicherlich,
„Er kann's nicht halb ſo gut wie ich.

„Nu ſieh' mal deine Scheiben an,
„Was ich dir Bilder kritzeln kann!
„Da haſt du Blumen ſchön geſtalt't,
„Da einen ganzen Tannenwald!
„Der Frühling kann's nicht halb ſo fein;
„Die Farben thun es nicht allein!"

Er ſagt: „Ich bin ein ſtarker Mann.
„Bezwing' mich einer, wenn er kann!
„Steif wird der Förſter auf der Jagd,
„Der Brunntrog ſpringt, der Eichbaum kracht.
„Frau Sonne haſt ein rund Geſicht,
„Doch haſt du Angſt, drum kommſt du nicht!" —

Schon wahr, man weiß nicht, was ſie treibt,
Und wo ſie alle Morgen bleibt.
Je länger Nacht, je ſpäter Tag,
Man ſieht, wie gern ſie ſchlafen mag;
Und blieb es Nacht bis Zehn vorbei,
Sie käm' doch erſt um Elf herbei.

Sie hat's gehört, da kommt ſie her:
Nu ſeht einmal das Feuermeer!
Sie ſteht in kalter Morgenluft,
Sie ſchwimmt in rothem Nebeldunſt.
Ihr! Haucht einmal die Scheiben an
Damit man beſſer ſehen kann!

Wie wogt der Nebel auf und ab!
Die Sonne kämpft, sie läßt nicht ab. —
Jetzt ist sie durch, und weit und breit
Strahlt ihre Pracht und Herrlichkeit.
Sieh, wie Nebel wogt und wallt,
Sieh, wie's am Kirchenfenster strahlt.

Der Jänner wirft sich in die Brust,
Er ruckt am Hut und pfeift vor Lust
Und sagt: „Du glaubst, ich fürchte dich?
„Frau Sonne! Komm! bezwingst du mich?
„Laß deine Heldenthaten sehn!
„Ich wett', du wirst bei Zeiten gehn." — —

Im warmen Stübchen i nu ja,
Es ist schon hübsch und heimlich da,
Doch manche Frau, daß Gott erbarm!
Sie hält ihr nacktes Kind im Arm,
Hat nichts, wo sie hinein es thu'
Und deckt es mit der Schürze zu.

Sie hat kein Holz und hat kein Brod,
Sie sitzt und klagt's dem lieben Gott. —
Friert's Stein und Bein, doch thaut der Schmerz
Dir Thränen auf, du Mutterherz!
Der Jänner ist ein rauher Mann,
Er nimmt sich nicht der Armuth an. —

Geh', bring' der Fiſcherlieſe doch
Ein Hemd' und auch dies Säckel noch
Voll Mehl, auch Holz iſt da für ſie!
Sag' ihr, wir backen morgen früh,
Sie ſoll ſich Kuchen holen. — Friſch!
Ihr Andern deckt einmal den Tiſch!

Der Knabe in den Erdbeeren.

Ein Junge läuft, es geht zum Wald,
Am Sonntag iſt es ſpät;
Er kommt zum Buſch, da find't er bald
Erdbeeren wie geſä't.
Er pflückt und ißt ſich halb zu Tod'
Und denkt: „das iſt mein Abendbrod."

Und wie er ißt, da rauſcht das Laub,
Es kommt ein ſchöner Knab',
Er hat ein Kleid wie Silberſtaub.
Trägt einen goldnen Stab,
Hell wie die Sonn' auf Schweizerhöhn,
Nie hat man ſolchen Glanz geſehn.

Der Knabe ſpricht mein Jüngchen an:
„Was ißt du? Zeig' einmal!" —
„„Nichts,"" ſagt der Junge, ſieht ihn an,
Rührt nicht die Mütz' einmal.
Drauf ſpricht der Knabe: „Ißt du nichts,
„Schon gut, ſo nütz es dir auch nichts."

Weg iſt der Knabe; ſieh, da ſtehn
Die nächſten Büſch' im Duft;
Draus fliegt ein Engel wunderſchön
Auf in die blaue Luft.
Da ſteht mein Junge, ſpricht kein Wort,
Kratzt ſich im Haar und macht ſich fort.

Seitdem iſt auch kein Segen nicht
Im Erdbeereſſen drin.
Mein Lebtag ſah ich ſo was nicht,
Kein Menſch wird ſatt darin.
Iß Hände voll, ſo viel du willſt,
Denk nicht, daß du den Hunger ſtillſt.

Was mag davon die Lehre sein?
Was meinst du wohl? — Man muß
Vor fremden Leuten freundlich sein
In Wort und Red' und Gruß,
Die Mütze ziehn zur rechten Zeit,
Sonst hat man Schand' und kommt nicht weit!

Das Spinnlein.

U seht mir doch das Spinnlein an
Wie zart's die Fäden zwirnen kann!
Du glaubst, du könnt'st es auch so fein?
Gevatter, nein! das läßt du sein! —
Es macht es so subtil und nett:
Schlimm wär's, wenn ich die Arbeit
hätt'!

Wo mag solch' Flachs zu haben sein?
Wer hechelt ihn so zart und fein?
Wüßt' manche Frau, wo sie ihn kriegt,
Sie holt' ihn sich und wär' vergnügt.
Nu schaut, wie es sein Füßlein setzt,
Die Aermel streift, die Finger netzt.

Jetzt zieht es lange Fäden aus,
Spinnt eine Brück' zum Nachbarhaus,
Baut eine Landstraß in der Luft,
Die hängt dann früh voll Morgenduft;
Baut auch 'nen Fußweg neben dran
Damit es flink hinüber kann.

Es spinnt und wandelt auf und ab
Pox tausend! in Galopp und Trab,
Jetzt in die Quer, jetzt wieder krumm,
Sieh! einen Ring spannt es herum,
Jetzt schießt es zarte Fäden ein;
Das soll wohl ein Gewebe sein?

Da stutzt es, schau, jetzt hält es still,
Es weiß nicht recht wohin es will, —
Es läuft zurück, es scheint mir doch,
Es hätt' da was vergessen noch;
Nu hält es wieder ein im Lauf
Und denkt: „Ei was! das hält mich auf!"

Es spinnt und webt ohn' Ruh und Rast
So zierlich, man verguckt sich fast.
Des Pfarrers Paul hat gar gesagt:
Solch Faden sei aus zwei'n gemacht.
Der hat curiose Augen wohl
Der's zählen und erkennen soll.

Jetzt putzt es seine Händchen ab,
Es steht und reißt den Faden ab.
Jetzt sitzt es da im Sommerhaus
Und schaut die lange Straß' hinaus,
Es sagt: „Man quält sich früh und spät,
„Und freut sich doch, wenn's Häuschen steht."

In freien Lüften wogt und ſchwankt's
Und an der lieben Sonne hangt's;
Sie ſcheint ihm grad durch's Beinchen her,
Das thut ihm wohl! Im Feld umher
Sieht's Mücken tanzen jung und fett;
Da denkt es: „Ja, wenn ich die hätt'!"

Du Thierchen, haſt mich ganz verzückt,
Wie biſt ſo klein und ſo geſchickt!
Wer hat dich nur das Ding gelehrt?
Ich denk': Er der uns alle nährt,
Der Jedem giebt, was ihm gebricht,
Vertrau ihm, er vergißt dich nicht.

Da kommt 'ne Fliege, nein, wie dumm!
Sie rennt ihm faſt ſein Häuſel um.
Die winſelt jetzt und macht Geſchrei,
Du armer Schelm, es iſt vorbei!
Haſt denn kein Aug' am Kopfe dran?
Was geh'n dich unſre Sachen an?

Sieh', 's Spinnchen hat ſchon aufgepaßt,
Es zuckt, — da hat es ſie gefaßt,
Es denkt: „Wer ſo ſich plagt den Tag
„Verdient auch Braten dann hernach."
Ich ſag's ja: wenn dir was gebricht,
Der Alle nährt, vergißt dich nicht.

Hinten Wald und Berg bis an die duftigen Wolken,
Vorne Matten voll Klee und Korn und goldener Rübsaat
Steht eine Hütte im Feld in mitternächtiger Stille.
Nur die Sterne sie wachen und nur noch die Feldberger Liese,
Und der Uhu im Wald und etwa noch Geister und Hirsche,
Aber im Hüttlein sitzen und hüten die buschigen Felder
Meiers munterer Fritz und des Müllers lockiger Heinrich.
„Heinrich," sagt der Fritz, „der Schlaf geht leis um die Hütte.
„Sieh, jetzt kommt er herein und sieh, waßrhaftig er packt dich!
„Frisch! und komm in's Grüne, wir wollen im lieblichen Wechsel
„Miteinander singen. Es weht so lustig die Nachtluft.
„Horch wie sie spielt mit dem Laub und exerc'rt mit den Halmen:
„Rechtsum kehrt euch! Links her stellt euch! Noch einmal rechtsum!"

Aber des Müllers Heinrich mit ſeiner lockigen Stirne
Streckt ſich und ſteht auf und ſucht ſich die gläſerne Pfeife.
„Fritzel, ſtoß mich nicht!“ Jetzt ſtehn ſie gegen einander,
Der am Kirſchenbaum und der an der duftigen Linde
Und probiren die Tön' in der Höh' und die Tön' in der Tiefe,
Setzen ab und ſetzen an. „Beginne du, Heinrich!“
Sagt der Fritz, „du haſt doch, denk' ich, irgend was Liebes.“

Heinrich.

Tränk' ich des Morgens die Schafe, ſo holt auch die Käthe ſich Waſſer,
Wäſcht ſie am Abend Salat, ſo komm ich wieder zur Tränke.

„Guten Abend!“ — „„Ei, wie wir uns doch immer begegnen,““ — „Ja, wir begegnen uns immer; das war ein lieblicher Tag heut!“

Fritz.

In der Kirch' im Chor und sagt einen Spruch der Herr Pfarrer,
Seh ich das Bärbel mir an, ob sie auch ordentlich Acht giebt,
Und sie sieht mich an, ob ich auch ordentlich Acht geb';
Läuft auch darüber das Sprüchel davon, wir können's nicht halten.

Heinrich.

Schon am dämmernden Morgen wohl klingt die Glocke von Schopfheim,
Süß ist die Menschenstimme wohl in der Schopfheimer Orgel,

Schöner doch tönt es mich an und süßer noch geht mir's zu Herzen,
Wenn die Käthe mich grüßt und sagt: „Wir begegnen uns immer.“

Fritz.

Weht der Frühling ins Thal und rieseln die luſtigen Bäche,
Und die Vögel ſie zieh'n, fort möcht ich reiten, die Welt aus!
Sitz ich bei meinem Bärbel daheim im heiteren Stübchen
Iſt mir das Stübchen die Welt, und, Gott verzeih mir's, der Himmel.

Heinrich.

Zieh ich die Stein in dem Brett, wie bau ich dir Mühlen an Mühlen,
„Auf und hinein und mein der Stein!“ — Wer kann es da beſſer?
Doch iſt die Käthe dabei und ich hör' ihre Stimm' und ihr Spinnrad
Oder ſie ſchaut mir zu: ein Schulbub wäre geſchickter.

Fritz.

Kegeln wir auf dem Platz, ſitzt Bärbel da unter der Linde;
Fallen mir ſieben gewiß. Doch ſagt ſie: „Zeig, triffſt mir den König!“
Treff ich den König allein. Doch ſagt ſie? „Ich geh!“ und ſie geht auch,
Und iſt nicht mehr da, blind läuft durch die Gaſſe die Kugel.

Heinrich.

Lieblicher Ton und Schall, wo ziehſt du doch hin durch die Lüfte?
Ziehſt du vielleicht in's Dorf und kommſt zu der Käthe an's Fenſter,
Wecke ſie leiſe mir auf: „Es läßt dich grüßen der Heinrich.“
Fragt ſie mich früh, ſo ſag' ich nein, doch verräth mich das Auge.

Fritz.

Bärbel, du ſchlaf mir wohl in deinem getäfelten Stübchen
In dem ſtillen Herzen, und komm ich dir eben im Traum vor,

Sieh mich freundlich an und herzhaft gieb einen Kuß mir,
Komm ich dann heim und treff ich dich an, ich geb ihn dir wieder.

Heinrich.

Herr Schulmeiſter, o Mond, mit deiner wolkigen Stirne,
Mit dem gelehrten Geſicht' und mit dem Pflaſter am Backen,
Folgen dir auch die Kinder? und können ſie Sprüche und Pſalmen?
Bleib mir zu lange nicht bei jenem artigen Sternlein?

Fritz.

Wölkchen der kühlen Nacht, in deiner luftigen Höhe
Den Schulmeiſter ſeife mir ein mit venediſcher Seife;
Mach ihm tüchtigen Schaum! So brav! und alleweil beſſer!
Daß ihm das Küſſen vergeht bei dem ſchmucken artigen Sternlein!

Heinrich.

Rauſcht ſchon der Morgen im Laub! Gehn heim auf den Kirchhof die Geiſter?
Armer Steffen, tief biſt du in der Wieſe ertrunken

Und geſtorben iſt dein Gundel im heimlichen Kindbett,
Doch jetzt kommt ihr zuſammen all' Nacht am luſtigen Kreuzweg.

Fritz.

Feurige Männer im Ried und an dem verſchobenen Grenzſtein,
Macht euch luſtig, nur zu! Man weiß ſchon wer euch zum Tanz ſpielt.
Komme mir keiner zu nahe mit ſeiner brennenden Stange!
Daß dich dieſer und jener, du ſappermentiſcher Rothkopf! —

„Fritz," ſo ſpricht der Heinrich, „gern eß ich Eier in Butter
Und Speckkuchen erſt recht! Doch könnt' ich das Alles vergeſſen;
Hör' ich, wie lieblich du ſingſt und deine künſtlichen Weiſen.
Kommen wir heim nach dem Dorf, und find ich, was irgend du gern hätt'ſt,
Gelt, du nimmſt was ich hab', vier neue weltliche Lieder:
„Von des Sultans Töchterlein", „der Schreiber im Korbe",
Das „vom Doctor Fauſt" und „vom Lämmlein im Grünen" das vierte.
'S iſt nicht lang', ich kaufte ſie auf dem Markte zu Kandern."
„Heinrich," ſagt der Fritz, „ich ſchenk' dir ein Heiligenbildchen,
Drauf die Mutter Gottes auf Goldgrund ſchaut aus dem Himmel,
„„Jeſus Maria!"" ſo ſpricht ſie, „„wie iſt es dort oben ſo heiter!""
Und ihr Geſicht wird ſonnenhell und lächelt ſo lieblich,
Daß katholiſch zu werden man Luſt hat, wenn man ſie anſchaut.
Bring du der Käthe das Bild; gelt? die iſt grade ſo freundlich.
Und ſei nicht ſo ſcheu und ſag ihr, wie's dir um's Herz iſt."

Des neuen Jahres Morgengruss.

Der Morgen kommt und kommt nicht her!
Da schläft noch Alles rings umher,
Ich weck' sie nicht, so lang ich kann,
Ich schau derweil die Gegend an.
Du Wölkchen mach' mir keine Streich'
Der Mond scheint ohne das so bleich.

Kein Blümlein roth, kein Blümlein weiß,
An Bäumen nichts, als dürres Reis,
Um alle Brunnen Stroh und Stroh,
Und auf den Kellern ebenſo!
Mein Vetter hat's drum flink gemacht,
Und läuft jetzt fort in dunkler Nacht.

Das Ding muß anders werden, ſeht,
Ich bin der Mann, der es verſteht!
Die Gärten müſſen ſauber ſein.
Aurikeln, Hyazinthen drein,
Und neue Blüthen jeden Tag,
Was Strauch und Aſt nur tragen mag.

Es rührt ſich nichts. Sie ſchlafen ja! —
Nein ſchau, es ſitzt ein Spätzchen da!
Du armes Ding, du jammerſt mich,
Du hatt'ſt ein Weibchen, ſicherlich.
Und drauf brach Noth und Mangel ein,
Da mußt es denn geſchieden ſein.

Jetzt kommt erſt recht das Elend nach,
Nicht Frau, nicht Brod, kein Dach, kein Fach,
Und ſteht er auf, ſo ſpät er mag,
Es ſagt ihm Niemand guten Tag,
Und Niemand brockt ſein Süppchen ein!
Wart, Burſch, dir ſoll geholfen ſein! —

Es rührt ſich nichts. Sie ſchlafen ja. —
Das iſt ein ſchmuckes Kirchlein da,
So ſauber wie in mancher Stadt!
Sechs iſt es auf dem Zifferblatt.
Der Morgen kommt. Bei meiner Treu!
Man friert in Mark und Bein dabei.

Die Todten ſpüren nichts. In Ruh
Deckt ſie ihr ſchweres Deckbett zu;
Ob's friert, ſie leiden nichts dabei,
Der Kirchhof macht von Allem frei.
Sind da vielleicht noch Plätzchen leer?
Vielleicht, daß eins zu brauchen wär'.

Ein Kind, das keine Mutter hat,
Dem mach' ich hier die Lagerſtatt.
Du alte Frau, du alter Mann,
Ich denk'! ich ſchließ auch eure Bahn!
Habt manche Stund' im Schmerz durchwacht,
So ſchlaft, und ſtill ſei euch die Nacht!

Jetzt flimmert da ein Lichtchen her, —
Ein andres dort, — und da noch mehr!
Die Läden klappern drauf und drauf;
Nu ſchau! da geht 'ne Hausthür auf!
„Grüß Gott, ihr Leut! hier bin ich ja,
„Ich ſteh ſeit Mitternacht ſchon da!

„Mein Vetter hat ſein Pack geſchnürt,
„Im Dunkeln iſt er fortmarſchiert,
„Traf ich nicht zur Minuten ein,
„Ein ſchlechter Spaß könnt's worden ſein; —
„Mein Sonntagskleid, was will man mehr?
„'S kommt nagelneu vom Schneider her!

„Der weite Rock, er ſteht nicht ſchlecht,
„Zur rothen Weſte paßt er recht.
„Auch Plüſchne Hoſen hab ich an.
„Die Uhr darin, das Uhrband dran;
„Auf krauſem Haar den neuen Hut,
„Ein heiter Aug' und frohen Muth.

„Ihr guckt nach meinem Querſack hin,
„Es nimmt euch Wunder, was darin.
„Ich ſag's euch nicht, ihr lieben Leut',
„Wenn's kommt, ich hoff', daß es euch freut.
„Sind Roſen drin mit Dornen dran, —
„Eins ohn' das andre geht nicht an —

„Ein Wiegenband, ein Wickelband,
„Ein Ring für eines Bräutchen's Hand,
„Ein Ehrenkranz zur Lockenzier,
„Ein Schlüſſel auch zur Kirchhofthür.
„Gebt Acht auf das, was ich euch ſag',
„Es kann euch treffen alle Tag'!

„Und ſtillen Sinn in Freud' und Noth.
„Ein gut Gewiſſen geb' euch Gott!
„Doch wer's nicht redlich meint und gut,
„Sein Tagewerk nicht pünktlich thut,
„Dem bring' ich keinen Segen, glaubt,
„Und wollt' ich's, wär mir's nicht erlaubt.

„Jetzt geht und zieht die Kinder an!
„Was ich euch ſagte, denkt mir dran;
„Und wollt ihr noch zur Kirche gehn,
„Macht ſchnell, ohn' lang euch umzuſehn,
„Der Mond verliſcht, der Tag erwacht,
„In's Morgenroth die Sonne lacht."

Geisterbesuch auf dem Feldberg.

Hab' ich dem Hämmergeist doch nie, ihr Knaben von Todtnau,
Ueber den Weg getraut; jetzt könnt' ich anders berichten.
Aus der Stadt wohl bin ich, und will's auch redlich bekennen,
Manches Kaufherrn Vetter, von sieben Suppen die Brühe,

Aber ein Sonntagskind. Wo irgend luſtige Geiſter
Auf dem Kreuzweg ſtehn, und hauſen in alten Gewölben
Wo ſie verborgenes Geld mit feurigen Augen bewachen,
Oder vergoſſenes Blut benetzen mit bitteren Thränen,
Und es mit Erde verſcharren, mit rothen Nägeln verkratzen,
Sieht's mein Aug', wenn's blitzt in den Wolken. Das ſchwirrt durcheinander!
Und wo heilige Engel mit blauen glänzenden Augen
In der tiefen Nacht durchwandeln die ſchweigenden Dörfer,
An den Fenſtern horchen, und, hören ſie liebliche Reden
Gegen einander lächeln und niederſitzen zur Hausthür
Und die frommen Leut' im Schlaf vor Schaden bewahren,
Oder wenn ſie zu Zwei'n und Drei'n auf Gräbern einhergehn
Und zu einander ſagen: „da ſchläft eine treue Mutter,
„Da ein armer Mann, doch hat er Keinen betrogen!
„Schlafet ſanft, wir wollen euch wecken, wenn's an der Zeit iſt,"
Sieht's mein Aug im Sternenlicht und ich höre ſie reden.
Manchen den kenn' ich mit Namen, und wenn wir einander begegnen,
Bieten wir uns die Zeit und wechſeln Reden und Antwort:
„Grüß dich Gott! haſt gute Wacht?" — „„Gott dank dir! ſo ziemlich.""
Glaubt mir's oder nicht! — Einmal, ſo ſchickt mich der Vetter
Fort nach Todtnau hin mit manchem verdrießlichen Auftrag.
Wie wir ſo Kaffee trinken und Bretzel tunken in's Täßchen:
„Halt' er ſich nirgend auf und ſchwatz' er nicht, was ihm in's Maul kommt,"
Ruft mir der Vetter nach, „und laß er die Schnupftabacksdoſe

„Nicht im Wirthshaus liegen, wie's ſonſt der Brauch bei dem Herrn iſt.“ —
Auf und fort, ich geh, und was der Vetter mir auftrug
Hab ich richtig beſorgt. Jetzt ſitz ich zu Todtnau im Adler —
Jetzo geh' ich ſpazieren und mein', ich könne nicht irren,
Mein', ich wär' am Dorf: da klett'r ich hinten am Feldberg,
Mich verlockten die Vögel vom Pfad und die Blumen am Bache;
Das iſt mein Fehler einmal, ich kann mich in Alles vernarren.
Drüber wird es kühl, die Vögel ſitzen und ſchweigen,
Hier und da ſchon ſtreckt ein Stern am düſteren Himmel
Vor das Köpfchen und ſchaut, ob die Sonne wohl etwa zu Bett ſei,

Ob's wohl kommen dürfe und ruft den andern: ſo kommt doch!"
Und ich geb' es auf. Darauf ſo leg ich mich nieder,
Eine Hütte da giebt's und es liegt auch ein Bündelchen Stroh drin.
„Ach du liebe Zeit," ſo denk ich, „wär ich zu Haus doch!
„Oder wär's erſt Mitternacht! Es wird ein Geſpenſtchen
„Irgend doch dahinten wo ſein und um Zwölfe erwachen
„Und mir die Zeit vertreiben, bis früh die Lüfte des Morgens
„Löſchen die himmliſchen Lichter, und wird mir zeigen, wo's Dorf iſt."
Und jetzt, wie ich das ſage und mit dem Finger die Uhr frag,
Wo der Zeiger ſteht — denn es war für das Auge zu finſter —
Und wie die Uhr mir ſagt, es geh' auf Zwölfe und wie ich
Nach dem Pfeifchen lang' und denk: jetzt rauch ich ein wenig,
Daß ich's nicht verſchlaf'! — der tauſend! beginnen auf einmal
Ihrer Zwei ein Geſpräch. Ich mein', ich ſpitze die Ohren! —
„Gelt, ich komm' heut ſpät? Es iſt ein Mädchen zu Mambach
„Eben geſtorben. Am Fieber lag's und leidigen Gichtern.
„Wohl iſt ihm! Ich hab ihm den Todesbecher gehalten,
„Daß es leichter ging, und zugedrückt ihm die Augen
„Und ihm geſagt: Schlaf wohl, wir wecken dich, wenn's an der Zeit iſt." —
„Geh und ſei ſo gut und hole mir Waſſer ein wenig
„In der ſilbernen Schaale, ich will mir die Senſe jetzt hämmern." —
Hämmern? hab ich gedacht, ein Geiſt? und ſchlendr' aus der Hütte.
Wie ich mich umſeh', ſitzt ein Knabe mit goldenem Fittig
Und mit weißem Gewand und roſenfarbenem Gürtel
Schön und lieblich da, und neben ihm brennen zwei Lichtchen,
„„Alle gute Geiſter!"" ſag ich, „Herr Engel, Gott grüß dich.""

„Loben ihren Meiſter,“ ſagt drauf der Engel, „Gott dank dir!“
„„Nichts für ungut, Herr Geiſt, wenn etwa zu fragen erlaubt iſt,

„„Sag, was haſt du zu hämmern?““ „Ei,“ ſagt der Engel, die Senſe.“

„„Ja, das ſeh ich,““ ſag ich, „„und eben das möcht ich wiſſen
„„Wozu du die Senſe nur brauchſt?““ — „Zum Mähen. Was meinſt du?“

Sagt er zu mir. Drauf ſag ich: „„das eben, das möcht ich ja wiſſen.““
Sag' ich zu ihm. „„Mit Verlaub! Was haſt denn du nur zu mähen?““
„Gras! und was haſt du ſo ſpät noch da hinten zu ſchaffen?“ —
„„Nicht gar viel,““ ſag ich zum Engel, „„ich rauche mein Pfeifchen;
„„Wär' ich nicht verirrt, wohl wär's mir zu Todtnau im Adler.
„„Doch daß ich's nicht vergeſſe, ſo ſag mir, willſt du ſo gut ſein,
„„Was du denn machen willſt mit dem Gras.““ — „Ich füttere,“ ſagt er —
„„Eben das nimmt mich Wunder, ſo Gott will, hältſt du doch nicht Kühe?““

„Kühe grade nicht, doch Kälbchen,“ ſagt er, „und Eſel.“
„Siehſt du dort den Stern?“ drauf zeigt er mir oben ein Sternchen,
„Schau! Sanct Fridolins Kalb und der Eſel des Weihnachtskindleins[1]
„Athmen die Sternenluft da oben und warten auf's Futter.
„Und dort wächſt kein Gras, dort wachſen lauter Roſinen,“
Hat er geſagt, „und Milch und Honig rieſeln in Bächen;
„Aber das Vieh iſt wählig, ſein Gras will's jeglichen Morgen
„Und ein Bündelchen Heu und Waſſer aus irdiſchen Quellen;

[1] Nach einer alten Sage hätte der heil. Fridolin (in der katholiſchen Schweiz und dem obern Schwarzwalde ein gefeierter Name) mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt und dadurch dieſen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andre geleitet.

„Darum hämmre ich jetzt die Senſ' und gehe dann mähen.
„Wärſt du der Ehre nicht werth und ſagteſt, du wollteſt mir helfen?"
Alſo ſagte der Engel. Drauf ſage zum Engel ich wieder:
„„Sieh, es ſollte mich freun, doch iſt dabei noch ein Haken!
„„Stadtleut wiſſen damit nicht Beſcheid, wir rechnen und ſchreiben,
„„Zählen Geld, das können wir ſchon! und meſſen und wägen,
„„Laden auf und laden ab und eſſen und trinken,
„„Was man braucht in's Maul, in Küche, Keller und Kammer.
„„Strömt zu allen Thoren herein in Körben und Butten,
„„Immer läuft's in den Gaſſen und immer ruft's an den Ecken:
„„Kaufet Kirſchen! Butter kaufet: kaufet Endivien!
„„Kaufet Zwiebeln, gelbe Rüben, kauft Peterſilie!
„„Schwefelhölzchen, Schwefelhölzchen, Bodenkohlrabi!
„„Regenſchirme, wer kauft? Wachholderbeeren und Kümmel.
„„Alles für baares Geld und alles für Zucker und Kaffee.
„„Haſt du auch ſchon Kaffee getrunken, Herr Engel? wie ſchmeckt er?""
„Schwätz mir nicht ſo närr'ſch," ſagt drauf der Engel und lächelt,
„Nein, wir trinken Himmelsduft und eſſen Roſinen,
„Vier am Werkeltag, am Sonntag eſſen wir fünfe.
„Komm jetzt, wenn du willſt mitgehn, ich gehe nun mähen
„Hinter Todtnau ab, am Weg, am graſigen Abhang."
„„Ja, Herr Engel, gern begleit ich dich, wenn du mich mitnimmſt,
„„Kühl fängt's an zu werden. Ich will die Senſe dir tragen.
„„Willſt du ein Pfeifchen Taback, ſo nimm! es ſteht dir zu Dienſten!"" —

Drauf ſo ruft der Engel: „Puhuh!" Ein feuriger Mann ſteht
Gleich wie das Wetter da. „Komm, leucht uns hinunter nach Todtnau!" —

Sagt's und vor uns her marſchiert in Flammen der Puhuh
Ueber Stock und Stein und Dorn als lebendige Fackel.
„Gelt! das iſt bequem?“ ſagt jetzt der Engel: „Was machſt du?
„Warum ſchlägſt du denn Feur? und warum zündſt du das Pfeifchen
„Nicht am Puhuh dir an? Du wirſt dich doch nicht vor ihm fürchten,
„So ein Geſpenſter-Kind wie du biſt — nun, fraß er dich etwa?“ —
„„Nein, Herr Engel, er fraß mich nicht, doch muß ich bekennen:
„„Ganz hab' ich nicht ihm getraut. Gut aber brennt mir die Pfeife.
„„'S iſt ein Fehler von mir, die feurigen Männer, die fürcht ich,
„„Lieber ſieben Engel als ſo ein brennſtiger Satan.““ —
„'S iſt doch arg,“ ſagt jetzt der Engel, „daß ſich die Menſchen
„Vor Geſpenſtern ſo fürchten, es wäre wahrhaftig nicht nöthig.“
„Bloß zwei Geiſter allein ſind den Menſchen gefährlich und furchtbar,
„Irrgeiſt heißt der eine und Plaggeiſt heißet der andre;
„Und der Irrgeiſt wohnet im Wein. Aus Krügen und Kannen
„Steigt er einem zu Kopf und macht zerrüttete Sinne.
„Solcher Geiſt führt irr im Wald, auf Wegen und Stegen,
„Jetzt in die Höh' und dann in die Tiefe; der Boden will brechen,
„Brücken ſchwanken und Berge bewegen ſich, alles iſt doppelt.
„Nimm vor ihm dich in Acht!“ — Drauf ſag' ich wieder zum Engel:
„„Herr Kamerad, ich verſteh'! Ein Stich war's, aber er trifft nicht;
„„Nüchtern bin ich gewiß. Ich hab ein einziges Schöppchen
„„Erſt im Adler getrunken; da fragt nur den Adlerwirth ſelber,
„„Aber ſeid doch ſo gut und erzählt von dem anderen Geiſt mir.““
„Wer der andere iſt,“ ſagt jetzt der Engel, „das fragſt du?
„Das iſt ein böſer Geiſt, Gott wolle vor ihm dich bewahren!
„Wenn man früh erwacht, um Viere oder um Fünfe,

„Steht er vor dem Bett mit großen feurigen Augen,
„Sagt einem guten Tag mit glühenden Ruthen und Zangen.
„Da hilft kein „Gott walt' es", da hilft kein Ave-Maria,
„Wenn man beten will, gleich macht er einem das Maul zu.
„Sieht man zum Himmel auf, gleich ſtreut in die Augen er Aſche,
„Hat man Hunger und ißt, — er wirft in die Suppe dir Wermuth,
„Möchte man trinken zu Nacht, in den Becher ſchüttet er Galle.
„Läuft man wie ein Hirſch, er mit und bleibt nicht zurücke.
„Schleicht man wie ein Schatten, er ſagt: Wir wollen gemach gehn,
„Steht er nicht in der Kirche und ſitzt er nicht bei dir im Wirthshaus?
„Wo du gehſt und ſtehſt, Geſpenſter und wieder Geſpenſter!
„Gehſt du zu Bett und ſchließeſt die Augen, ſo ſagt er: es eilt nicht
„Mit dem Schlaf. Hör' an, ich will dir etwas erzählen:
„Weißt du noch wie du ſtahlſt, und wie du die Waiſen betrogen,
„So und ſo und das und dies, und, wenn er am End iſt,
„Fängt von vorn er an und mit dem Schlaf iſt es alle."
So hat der Engel geſagt und wie ein glühendes Eiſen
Hat der Puhuh geſprüht. Drauf ſag ich wieder: „„Ich bin doch
„„Auch ein Sonntagskind, und kenn' manch artiges Geiſtchen,
„„Aber behüt mich Gott der Herr!"" Drauf lächelt der Engel:
„Halt dein Gewiſſen dir rein, das geht über Siebnen und Segnen,
„Und jetzt geh da hinab den Pfad, da unten iſt Todtnau.
„Nimm dem Puhuh mit und löſch ihn aus in dem Wiesbach,
„Daß er nicht in die Dörfer rennt und die Scheunen nicht anſteckt.
„Gott behüt dich und halte dich wohl!" Drauf ſag ich: „„Herr Engel,
„„Behüt dich Gott der Herr und zürne nicht! Wenn du zur Stadt
kommſt.

„„In der heiligen Zeit, ſo beſuch mich, es wär' mir 'ne Ehre!
„„Nimm mit Roſinen vorlieb und mit Hippokras, wenn er dir mundet.
„„Rauh iſt die Sternenluft, abſonderlich neben der Berſig.““ [1]
Drüber graut der Tag und richtig komm ich gen Todtnau
Und geh wieder zu auf Baſel im lieblichen Schatten. —
Wie ich bei Mambach komm', da tragen hinaus ſie das Mädchen
Mit dem heiligen Kreuz und mit der verblichenen Fahne,
Auf dem Sarge den Kranz und Alle weinen und ſchluchzen.
Habt ihr's denn nicht gehört! Er will ſie ja wecken, wenn's Zeit iſt! —
Und am Dienſtag drauf, da komm ich wieder zum Vetter;
Meine Schnupftabacksdoſe, die ließ ich doch richtig wo liegen.

[1] Fluß dieſes Namens.

Der Abendſtern.

Der Abendstern.

Und kommſt du auch ſchon allgemach?
Was läufſt du ſo der Sonne nach?
Du lieber ſchöner Abendſtern!
Sie ſoll dich küſſen, möcht'ſt du gern?
Ja, tripple du nur hinterdrein,
Ich wett', du holſt ſie doch nicht ein!

Von allen Sternen groß und klein
Iſt er ihr Liebling ganz allein;
Die Brüderchen, die andern Stern',
Die hat ſie doch nicht halb ſo gern.
Wo ſie auch wandelt aus und ein,
Fortwährend muß er bei ihr ſein.

Früh, wenn ſie aus dem Morgenſchein
Da in den Schwarzwald guckt hinein,
Führt ſie ihr Bübchen bei der Hand
Und zeigt ihm Berg und Strom und Land.
Sie ſagt: „Hübſch ruhig! Nimm dir Zeit!
„Wer immer ſpringt, der kommt nicht weit."

Da ſchwätzt er denn, fragt hin und her,
Sie giebt ihm Antwort, gute Lehr';
Auf einmal ruft er: Mutter! ſchau,
„Wie's unten glänzt im Morgenthau
„So ſchön, grad' wie im Himmelsſaal!" —
„Ja," ſagt ſie, „'s iſt das Wieſenthal!"

Sie fragt ihn: „Haſt genug geſehn?
„Ich kann nicht länger ſtille ſtehn."
Da läßt er ihre Hand in Stich,
Jagt mit den weißen Wölkchen ſich,
Und wenn er meint, er hätt' ſie ſchon,
Ja, die ſind alle längſt davon.

Drauf wie die Mutter höher ſteht,
Zum Rhein allmählich weiter geht,
Da ruft ſie: „Fall mir ja nicht hin!"
Schnell faßt ſie bei dem Händchen ihn,
„Du könnt'ſt verlöſchen, denk doch dran,
„Wie grämt ſich deine Mutter dann!"

Doch wenn ſie über'm Elſaß ſteht,
Allmählich da bergunter geht,
Wird nach und nach das Bübchen ſtill,
Es weiß nicht, was es machen will.
Es kann nicht gehn vor Müdigkeit,
Fragt hundertmal: „Iſt es noch weit?"

Drauf wie ſie auf den Bergen ſteht,
In's Abendroth heruntergeht,
Und er da endlich matt und müd'
Im rothen Glanz die Heimath ſieht,
Hängt er an ihren Rock ſich an
Und zottelt nach, ſo gut er kann.

Nach Hauſe zieht ſchon Heerd' und Hirt,
Der Vogel ſitzt, der Käfer ſchwirrt,
Das Heimchen ſingt mit leiſem Ton,
Die Abendglocken klingen ſchon.
„Nu endlich!" denkt er, „'s war auch Zeit!
„Gottlob, jetzt iſt es nicht mehr weit!

Vor Freuden, daß er iſt zur Stell',
Wie wird ſein rund Geſichtchen hell! —
Da ſteht die Mutter ſchon am Haus:
„So komm doch! Komm! du kleine Maus!"
Jetzt iſt er froh, jetzt iſt er da,
Am Mutterherzen ruht er ja.

Schlaf wohl, du ſchöner Abendſtern!
Wahr iſt es, jeder hat dich gern.
Schauſt in die Welt ſo lieb und licht,
Und ſiehſt du wen, dem was gebricht,
Iſt einer müd, und hat man Schmerz:
Du füllſt mit Frieden ſtill das Herz!

Die andern Stern' im Prachtgewand,
Ei freilich ja, ſind auch ſcharmant.
O ſieh, wie flimmert's weit und breit
In Lieb' und Freud' und Einigkeit!
Keins macht den Weg dem andern ſchwer,
Ach, wenn es hier doch auch ſo wär'!

Da kommt die kühle Abendluft,
Und an den Halmen hängt der Duft.
Ich denk', wir gehen nach und nach
Nun auch in Frieden unter Dach.
Geh, Lieſe, ſteck' das Lämpchen an,
Laß nicht ſo großen Docht daran!

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Zu Müllen an der Post,
Tausendsappermost!
Trinkt man nicht 'nen guten Wein!
Geht er nicht wie Baumöl ein,
Zu Müllen an der Post!

Zu Bürglen auf der Höh'n,
Nein, was da zu sehn!
Hei, wie wechseln Berg und Thal,
Land und Wasser überall
Zu Bürglen auf der Höh'n

Zu Stauffen auf der Meß,
Ob ich's je vergeß?
Tanz und Wein und Luſtbarkeit,
Was dir nur das Herz erfreut,
Zu Stauffen auf der Meß!

Zu Freiburg in der Stadt
Sauber iſt's und glatt.
Reiche Herren, Geld und Gut,
Jüngferchen wie Milch und Blut,
Zu Freiburg in der Stadt!

Wo ich ging und ſtand,
War's ein luſtig Land,
Aber zeig mir, was es ſei,
Eines iſt doch nicht dabei
In dem ſchönen Land.

Meinem Aug' gefallt
Herriſchried im Wald.
Wo ich geh, da denk' ich dran,
Auf die Gegend kommt's nicht an
Zu Herriſchried im Wald.

In dem kleinen Haus,
Wandelt ein und aus —
Ja, du meinſt, ich ſag dir, wer?
'S iſt 'ne Sie, es iſt kein Er
In dem kleinen Haus.

Riedligers Tochter.

Spinnt, ihr Töchterchen, spinnt und Jürgen, lang' mir die Haspel,
Hin geht die Zeit, der Abend kommt, schon geht es zum Frühjahr,
Bald geht's wieder hinaus mit Rechen und Hacken zum Garten.
Werdet mir fleißig und brav, gleich wie des Riedligers Tochter! —
In den Bergen steht ein Haus, jetzt wuchert das Unkraut

Auf dem verfallenen Dach und regnet hinein in die Stuben.
Freilich iſt es ſchon alt und ſind's jetzt andere Zeiten,
Als da der Simmen-Fritz und das Evchen hauſten zuſammen.
Die erbauten das Haus, das ſchönſte Paar im Gebirge,
Und ihr Name ſteht noch wo am rußigen Balken.
Hat man gefragt, wer ſind im Wald die glücklichſten Eh'leut'?
Hieß es darauf: „der Simmen-Fritz und des Riedligers Tochter.“
Und dem Evchen iſt's geglückt mit verborgenen Dingen! —
Spinnet, ihr Kinder, ſpinnt! und Jürgen, hol mir die Winde! —
Manchmal, wie der Fritz noch lebte bei Vater und Mutter,
Nahm ihn die Mutter und hat gefragt mit beweglichen Worten:
„Haſt dich noch nicht anders beſonnen? Gefallen des Meiers
„Wieſen dir noch nicht beſſer mit ſeiner einzigen Tochter?
Und der Fritz hat drauf mit ernſtlichen Worten erwidert;
„Nein, ſie gefällt mir nicht und nie beſinn' ich mich anders,
„Riedligers artige Tochter gefällt mir mit ihrer Tugend.“ —
„„Laß den Engeln die Tugend! Jetzt ſind wir noch nicht im Himmel.““ —
„Laßt den Kühen das Heu von des Meiers graſigen Wieſen!“ —
„„Ihre Mutter iſt eine Hexe?““ — „Und mag ſie auch hexen,
„Mutter hin und Mutter her, ich will ja die Tochter!“ —
„„Auch das Mädchen ſoll's ſchon treiben, ſo ſagen die Nachbarn.““ —
„Mutter, das iſt ein altes Gered; ich kann es nicht ändern.
„Winkt ſie mir, ſo komm' ich und heißt ſie mich etwas, ich thu es,
„Sieht ſie mir gar in die Augen, und komm' ich ihr nah' an den Baſen,

„Wird mir, ich weiß nicht wie, und ſterben möcht ich vor Liebe.
„Lieblicher giebt es nichts, als ſo ein Hexchen, das jung iſt.“ —
Etwas hat die Mutter gewußt. Sie ſagen, das Mädchen
Sei einmal — zwölf Jahre war es alt — allein gegangen
Nach Erdbeeren in den Wald. Da hört es auf einmal was raſcheln,
Und wie es um ſich ſieht, ſo ſteht in goldigen Haaren
Um eine Elle lang vor ihm ein zierliches Weibchen
Da im ſchwarzen Gewand, geſtickt mit goldenen Blumen
Und mit Edelgeſtein. „Gott grüß dich, Mädchen!“ ſo ſagt es,
„Spring' nicht fort und fürchte mich nicht! Ich thue dir kein Leid an!“
Evchen ſagt: „„Gott dank dir, und wenn du des Erdmännels Frau biſt
„„Will ich dich nicht fürchten!““ — „Ja freilich,“ ſagt ſie, „das bin ich,
„Mädchen hör' und ſag: kannſt alle Sprüch' aus dem Spruchbuch?“
„„Ja, ich kann ſie all', auch ſchöne Gebete und Pſalmen.““
„Mädchen hör' und ſag: du gehſt doch auch fleißig zur Kirche?“
„„Alle Sonntag thu' ich's. Ich ſteh' im vorderſten Stuhle.““
„Mädchen hör' und ſag: du thuſt, was die Mutter dich heißet?“ —
„„Nun, ſo Gott will, ja! da fragt das Mütterchen ſelber!
„„Mutter kennt euch gut, ich weiß ſchon, ſie ſagte mir Vieles.““
„Mädchen, was haſt du geſagt? Du biſt wohl des Riedligers Tochter?
„Wenn du mein Pathchen biſt, da mußt du zu Haus mich beſuchen!“

Hinter dem Brombeergebüſch geht's auf verſchwiegenen Pfaden
Tief in die Felſen hinein. Wenn das Weibchen nicht in der Linken
Hätte gehabt die Latern' und am Arm das Evchen geführet,

Hätt' es den Weg nicht gefunden. Jetzt geht eine ſilberne Thür auf.
„„Ach, Herr Jeſus, wo bin ich? Frau Pathe, bin ich im Himmel?““
„Nein, du närriſch Kind. In meinem verborgenen Stübchen
„Biſt du, bei deiner Pathe. Sitz nieder und ſei mir willkommen!
„Gelt, das ſind koſtbare Stein' an meinen glitzernden Wänden?
„Gelt, das ſind glatte Tiſche? ſie ſind vom ſauberſten Marmor,
„Und die ſilbernen Schüſſeln dazu und die goldenen Teller!
„Komm, iß Honigſchnitten und ſchön gewundene Kringel,
„Willſt aus dem Täßchen Milch? Willſt Wein im kriſtallenen Becher?“
„„Nein, Frau Pathe, die Milch im Täßchen möchte ich lieber.““

Wie es gegessen hat und getrunken, da sagt ihm die Pathe:
„Kind, wenn du fleißig lernst, und thust was die Mutter dich heißet,
„Und du kommst aus der Schul' und gehst zum heiligen Nachtmahl,
„Will ich dir auch was schicken. Sag' an, was wär' dir am liebsten?
„Wär's die Kleiderkiste? Wär's da das Rädchen zum Spinnen?"
„„Kleider sind bald zerrissen. Frau Pathe, schenkt mir das Spinnrad!""
„Spinnrad will gesponnen sein. Nimm lieber die Kleider!
„Siehst du die seidene Kappe, gesprengt mit goldenen Tüpfeln?
„Siehst du das Halstuch nicht mit siebenfarbigen Streifen,
„Und den neuen Rock und da das gewässerte Haarband?"
„„Ja, mir ist's nur zu schön. Frau Pathe, gebt mir das Spinnrad!""
„Willst du's, so sollst du's haben und kommt's, so halt' es in Ehren!
„Wenn du's in Ehren hältst, soll's auch an Kleidern nicht fehlen
„Und an Segen und Glück. Es hat verborgene Kräfte.
„Nimm derweil dies Röslein und trag es im Busen mir sorglich,
„Daß du doch etwas hast von deiner heimlichen Pathe!
„Hör' und verlier' mir's nicht. Es bringt dir Freud' und Gesundheit;
„Wärst du mir nicht so lieb, Gold könnt' ich dir geben und Silber."
Und drauf hat sie's geküßt und hinaus geleitet zum Walde:
„Gott behüt dich und halt dich wohl und grüß mir die Mutter!"

So viel ist an der Sach' und deshalb schalten die Leute
Eine Hexe die Mutter und nicht viel besser die Tochter.

Nun, das Mädchen ist mit seiner verborgenen Rose
Lieblicher worden von Tage zu Tag und alleweil hübscher.
Und wie's aus der Schule gekommen mit anderen Kindern,
Und am Ostertag zum Nachtmahl geht und zurückkommt,
Nein, so behüt uns Gott! was steht im freundlichen Stübchen?

Denkt! von Birnbaumholz das Spinnrad; der Flachs an der Kunkel
Zierlich mit Band umwunden von roſenfarbiger Seide,
Unten die Schleife daran, das Geſchirr zum Netzen von Silber,
Und im Krebs ein Spülchen, und ſchon geſponnen ein wenig.
Angefangen hat mit eigenen Händen die Pathe. —
Hat mein Evchen geguckt! Iſt da mein Evchen geſprungen!
Strauß und Geſangbuch weg, in den Arm genommen das Rädchen
Und es geküßt und gedrückt. „Ach, liebe Frau Pathe, vergelt's Gott!"
Nichts gegeſſen hat ſie und es gab doch Schinken zu Mittag.
Nicht hinaus in's Grüne ging ſie mit den anderen Kindern,
Hätte geſponnen mit Händen und Füßen, wenn nicht die Mutter
Eingeſchloſſen das Rad und geſagt: „Gedenke des Sabbaths!
„Iſt nicht Chriſtus der Herr erſtanden heut von den Todten?" —
Nun, dein Spinnrad haſt du. Doch Evchen! Evchen! du weißt doch,
Wie man's in Ehren hält und was die Frau Pathe gemeint hat?
Freilich weißt du es, wie denn nicht? Und hat ſie verheißen:
„Wenn du's in Ehren hältſt, ſoll's nicht dir fehlen an Kleidern
„Und an andern Segen," ſo hielt ſie es auch, wie es recht iſt.
Hat nicht bald der Weber geholt voll Garn ſich die Trage?
Hat ſie nicht jedes Jahr vom feinſten gleicheſten Faden
Stück auf Stück zur Bleiche getragen und Stränge zum Färber
Ja! ſie erzählten ſogar, ſelbſt wenn ſie draußen im Feld ſei,
Spinne das Rädchen fort allein, und wie ſie den Faden
Unten zieh' in die Spule, ſo wachſe oben der Flachs nach
Unter dem rothen Band. — Das ließe man ſich ſchon gefallen!
Und wer hat im ganzen Dorf die ſauberſten Kleider
Sonn- und Werkeltag, und am Hemd' die reinlichſten Ermel

Immer gehabt und die saubersten Strümpf und den freudigsten Sinn stets?
Das war das liebliche Pathchen der Frau im Felsengewölbe.
Drum, wie sie achtzehn Sommer erlebt hat, hat zu der Mutter
Auch der Simmen-Fritz mit ernsten Worten gesprochen:
„Nur des Riedligers Tochter gefällt mir mit ihrer Tugend!"
Mutterherz ist leicht erschreckt; zwar sollt' ich's nicht sagen.
Als sie wieder einmal von des Meiers Tochter und Feldern
Ernstlich mit ihm spricht und will es versuchen mit Drohen:
„'S giebt ein kräftig Mittel," so sagt sie, „wenn du verhext bist.
„Haben für Riedligers Kind wir gehaust? Der Vater enterbt dich
„Und du hast meinen Segen nicht und daran bist du schuld.
„„Mutter,"" sagt der Fritz, „„soll mir Euer Segen verscherzt sein,
„„Ja, da steh ich ab vom Evchen und heische kein Pflichttheil,
„„Werber sitzen zu Stetten, und wenn man steht auf dem Berge,
„„Läuten die Türkenglocken an allen Orten und Enden:
„„Blut um Blut, und Kopf um Kopf, und Leben um Leben,
„„Färbt einen Türkensäbel mein Blut, so seid daran ihr schuld!""
Wie die Mutter das hört, da setzt sie sich nieder vor Schrecken:
„Du vermessen Kind! Willst du sie denn haben, so nimm sie,
„Aber geht's nachher dir nicht gut, da komm mir nicht klagen!" —
Das ist nicht nöthig gewesen. So wie die Engel im Himmel
Haben gelebt sie zusammen und nicht am verborgenen Segen
Hat's von der Pathe gefehlt in ihrem häuslichen Wesen.
Ja, sie haben zuletzt von des Meiers grasigen Wiesen
Selbst die schönste gemäht (es kam alles zuletzt unter'n Hammer)
Und noch Freude erlebt an frommen Kindern und Enkeln.

Thut die Räder jetzt weg! und Jürgen, die Haspel auf's Kiſtchen!
Dunkel wird's allmählich und Zeit zu andern Geſchäften. —
Und ſo iſt es geſchehn, und wie ſie die Räder zur Seite
Stellen und wollen gehn, und ſchütteln den Werg von den Schürzen,
Sagt Veronica noch: „Solch Pathchen möcht ich ſchon haben,
„Die mir verhelfen könnte zu ſolchem Röschen und Spinnrad!"
Aber die Mutter ſagt: „Es kommt nicht an auf die Pathe,
„Auch auf's Rad nicht an. Der Fleiß bringt heimlichen Segen,
„Wenn du arbeiteſt mit Luſt. Und haſt du kein Blümchen im Buſen
„Wenn du züchtig lebſt und rein an Sinnen und Werken?
„Geh jetzt, hol' mir Waſſer und glitſch nicht aus an dem Brunnen!

Die glückliche Frau.

Erhalt Gott meinen Friedel!
Hat eine einen bravern Mann,
Die mag ſich melden, wenn ſie kann
Er ſitzt am liebſten doch bei mir,
Und was mich freut, macht ihm Pläſir;
Und was er ſagt und was er thut,
Das iſt ſo hübſch und iſt ſo gut;
Wie fromm und ſtattlich ſieht er aus

Mit ſeinen Locken ſchwarz und kraus,
Hat Backen roth und kerngeſund,
Und Glieder hat er ſtark und rund! —
Wenn's auch einmal mich plagt und druckt,
Und mir ein Weh im Herzen zuckt,
Da denk ich denn an meinen Mann,
Und gleich lacht mich der Himmel an.
Erhalt Gott meinen Friedel!

Erhalt mir Gott mein Gütel!
Ich hab 'nen Garten hinterm Haus,
Und was ich brauch' das hol' ich draus;
Im Feld, im fetten Acker ſchwankt
Der Halm, am warmen Berge hangt
Die Traube; zwar der Hof iſt klein,
Doch Hühner, Schaf und Gans ſind drein.
Was will ich noch? Nichts brauch ich mehr,
Nenn' was du immer willſt mir her!
Und wenn man meint, jetzt käm' die Noth,
Hilft ſchon vorher der liebe Gott. —
Und wenn der Friedel müd und ſtill
Vom Acker kommt und eſſen will,
Da ſteht mit Buttermilch ſo friſch
Die große Schüſſel auf dem Tiſch.
Und in dem grünen Krug der Wein;
Ich ſeh ihn an und ſchenk ihm ein,
Drauf trinkt er und es ſchmeckt ihm gut

Und füllt ſein Herz mit Kraft und Muth.
Erhalt mir Gott mein Gütel!

Erhalt mir Gott mein Stübel!
Es iſt ſo heiter und ſo traut,
Als wenn's ein Engel hätt' gebaut,
Als ob es ein Kapellchen wär';
Wohin man ſieht, kein Stellchen leer!
Ja wirklich, blitzt es noch ſo ſehr,
Und gießt es wie mit Kübeln her,
Und wenn beim Nebel feucht und kalt
Der Schneewind an die Fenſter prallt,
Und wenn nach Weihnacht kalt und klar
Vom Berge ſteigt der Januar,
Und duftig an den Bäumen hängt,
Und Brücken über's Waſſer ſprengt,
Und wenn der Sturm die Eichen packt
Und tobt und in den Gipfeln knackt,
Da iſt's im Stübel warm und ſtill,
Nunmehr' der Sturm, ſo lang er will,
Erhalt mir Gott mein Stübel!

Doch ruft mir Gott den Friedel fort,
Und muß er folgen ſeinem Wort,
Sollſt Kirchhof, du mein Gütel ſein,
Da bauet mir ein Stübel drein.
Erhalt, o Gott, den Friedel mein!

Die Ueberraschung im Garten.

Wer gießt so früh mir meine Nelken da?
Vielleicht der Thau? da wär der Goldlack ja
Doch nimmermehr so trocken noch;
Er steht wie sie im Freien doch!
Wer gießt mir alle Früh die Nelken da?

Wenn noch ſo zeitig ich zum Garten ſpring'
Und unterwegs mein Morgenliedchen ſing',
Iſt was gethan. Wie ſtehn jetzt reihenweis
Die Erbſen wieder da am ſchlanken Reis
In voller Blüth'. 'S iſt doch ein närriſch Ding!

Ich wett', es ſind die Jungfern aus dem See,
Man glaubt, die tauchen nicht mehr in die Höh;
Doch weiß ich, ſonſt um Mitternacht,
Wenn nur allein der Mond gewacht,
Sind ſie auf's Feld gekommen aus dem See.

Den braven Leuten da mit frommer Hand
Beſtellten ſie ihr Feld und Gartenland,
Und kam man früh im Morgenſchimmer an,
Und wollt' man wieder zu der Arbeit dann,
War Alles fertig ſchon — und wie ſcharmant! —

Du Schelm da hinten, meinſt, ich ſeh dich nicht?
Ja, duck dich wie du willſt, es hilft dir nicht,
Ich hab mir ſchon gedacht, du wirſt es ſein.
Was fallen dir für Faxen ein?
O ſieh! zertritt mir meine Setzling nicht! —

„Ach Käthe, daß du doch auch Alles ſiehſt!
„Haſt recht, ich bin's, der deine Blumen gießt.
„Und wenn du willſt, ich geh für dich durch's Feu'r,
„Und all mein Leben wär mir nicht ſo theu'r.
„Es iſt mir, ach, ſo wohl und doch ſo weh!"

So hat zur Käthe da der Fried geſagt.
Ja! eine ſchwere Lieb' hat ihn geplagt,
Zu ſagen hat er's nicht gewußt,
Und Käthe hat in ihrer Bruſt
'Ne zarte ſcheue Lieb' zum Fried gehabt. —

„Sieh, Friedel, meine ſchönen Blumen an!
„Was ſind da lauter ſchöne Farben dran.
„Sieh doch, wie Eins zum Andern lacht
„In ſeiner hübſchen Frühlingstracht.
„Da ſitzt auch ſchon ein fleißig Bienchen dran! —

„„Schön ſind die Blumen ſchon, das iſt gewiß!
„„Ach Käthe, ſag', was hilft mir Alles dieß?
„„Wärſt du mir gut, ich wär im tiefſten Schacht,
„„Ich wär mit dir, wo auch kein Blümchen lacht,
„„Und wo kein Bienchen ſummt, im Paradies!""

Und wie dann früh die Sonne kommen iſt,
Schaut ſie in's Thal und ſpricht: „Was das doch iſt!
„So früh am Tag?" — Der Friedel ſchlingt den Arm
Um ſeine Käthe, wohl wird ihm und warm;
Da hat die Käthe ihren Fried geküßt.

Das Gewitter.

Der Vogel ſchwankt ſo tief und ſtill,
Er weiß nicht recht, wohin er will;
Es kommt ſo ſchwarz, es kommt ſo ſchwer,
Und in den Lüften hängt ein Meer

Von Dunſt und Wetter. — Horch, wie's ſchallt
Am Berg und wie es widerhallt!

In großen Wirbeln fliegt der Staub
Zum Himmel auf mit Halm und Laub.
Und ſieh einmal die Wolken an:
Ich hab kein groß Gefallen dran.
Sieh, wie ſich's auseinanderrupft,
Grad' ſo, als wenn man Wolle zupft.

So helf uns Gott, behüt uns Gott! —
Da! Aus der Wolke zuckt es roth!
Es kracht und ſtößt, es iſt ein Graus,
Die Fenſter zittern und das Haus. —
Schau's Kind dort in der Wiegen an,
Das ſchläft und kümmert ſich nicht dran.

Sie läuten, hörſt du? drauf und drauf
Im nächſten Dorf! — Es hört nicht auf. —
Sie läuten uns die Ohren voll;
Das fehlt auch noch, wenn's donnern ſoll!
Ach, helf uns Gott! — Das iſt ein Schlag,
Das traf den Baum am Gartenhag! —

Und ſieh, das Kind ſchläft immer fort,
Was fragt das nach dem Wetter dort?

Es denkt bei ſich: „Was kümmert's mich?
„Sein Auge wacht doch ſicherlich!“ —
Leis athmet's auf, dreht ſich in Ruh'
Auf's andre Ohr. — Schlaf, Kind, ſchlaf zu! —

O, ſiehſt den hellen Streifen da?
Horch, wie es raſſelt fern und nah!
Es kommt! Gott mag uns gnädig ſein,
Geht raſch und hängt die Läden ein!
'S iſt accurat, wie dazumal,
Ade du ſchöner Weizen all!

Es praſſelt auf dem Kirchendach
Und vor dem Haus. Wie ſchäumt der Bach!
Das läßt nicht nach! — daß Gott erbarm,
Jetzt ſind wir alle wieder arm! —
Wir glaubten's damals auch, — und doch,
Hernach wurd' Alles beſſer noch.

Und ſieh, das Kind ſchläft immer fort,
Was fragt das nach den Hageln dort?
Es denkt: Vom Weinen wird's nicht gehn,
„Mein Theil bleibt doch im Felde ſtehn.“
'S iſt wahr, ſein Theil hat's, Gott ſei Dank,
Bekommen all ſein Leben lang.

O geb uns Gott der Kinder Sinn!
'S iſt großer Troſt und Segen drin,
Und regnet's Nägel auch und Spieß',
Sie traun auf Gott und ſchlafen ſüß,
Und er macht auch ſein Sprüchlein wahr
Vom Schutz der Engel in Gefahr. —

Wo blieb das Wetter denn ſo ſchnell?
Da ſcheint die Sonne klar und hell!
Grüß Gott! und kommſt du auch zu ſpät.
„Was?" ſagt ſie, „ſpät? Woher ſo ſpät?
Es ſteht noch mancher Halm im Feld,
„Am Baum noch mancher Apfel hält." —

Der Tauſend! 's Kind iſt aufgewacht,
Das hat einmal 'nen Schlaf gemacht!
Es lacht und weiß von nichts, ei ja!
Siehſt Friedel, wie es ausſieht da?
Der Schelm hat gar Gefallen dran.
Geht, rührt ihm doch ſein Süppchen an!

Agathe

an der Bahre ihres Pathen.

Agathe komm! Hab keine Angſt;
Ich denk' mir ſchon, wovor du bangſt.
Komm, ſieh dem Pathen in's Geſicht,
Ihm iſt ja wohl, ſo wein' doch nicht!

Er liegt ſo ſtill und freundlich dort.
Man meint, er hört noch jedes Wort.
Ach Jeſus, ſieh, er lächelt ſtill,
Als wenn er noch was ſagen will.

An ſchwerer Krankheit litt der Mann,
Er ſagt: „Es greift mich Nichts mehr an;
„Der Tod hat meinen Wunſch erfüllt,
„Mein hitzig Fieber iſt geſtillt.“

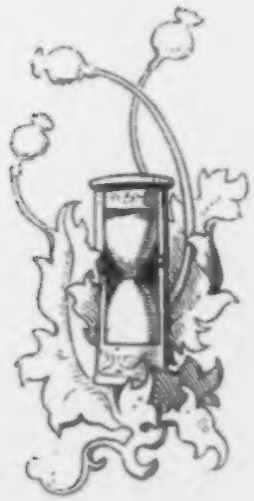
Auch mancher Kummer focht ihn an;
Er ſagt: „der ficht mich nicht mehr an,
„Und geh's auf Erden wie es will,
„Im Kirchhof unten iſt es ſtill.“

Sein Nachbar war ein böſer Mann.
Jetzt denkt der Pathe nicht mehr dran,
Er ſagt: „Wo's fehlt, da tröſt' ihn Gott,
„Und geb' ihm einen ſanften Tod!“

Ihm ſelbſt hing mancher Fehler an.
Was thut's, wir denken nicht mehr dran.
Er ſagt: „Jetzt bin ich davon frei,
„Mein Herz war niemals ſchlecht dabei.“

Er ſchläft und ſieht dich nicht mehr an;
Wie lacht er ſonſt ſein Pathchen an!
Er ſagt: „Will's Gott, ſo wird's geſchehn,
„Daß wir uns droben wiederſehn.“

Agathe, geh und denk daran!
Dein Pathe war ein braver Mann;
Geh, liebes Kind, und halt dich gut,
Bis auch dein Stündlein ſchlagen thut.



Die Häfnet-Jungfrau.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo sind wir nur? Fast scheint es mir, daß wir verirrt sind,
Keine Uhr ist zu hören, kein Hahn, kein Glockengeläute.
Wo man horcht und wo man hinsieht, nirgend ein Fußtritt!
Kommt den Fußsteg da herunter! Es ist mir, als wären
Wir nicht weit vom Häfnet-Berg. Sonst grauste mir, wenn ich
Darüber gemußt, jetzt wär' ich froh! Der Sonne nach möcht' es
Wohl schon Zehne sein. Das wär' kein Fehler, wir kämen
Allewil noch zeitig genug nach Steinen zu Mittag. —
Gelt! was hab' ich gesagt! Gottlob, da sind wir am Häfnet,
Und jetzt weiß ich Weg und Steg. Ihr habt doch gebetet
Heute früh, will's Gott, und habt euch gewaschen und habt euch
Mit dem Kamme gekämmt? Manchmal da nimmt man die Finger,
Und ihr seht mir fast so aus. Ei, Vetter, ich warn' euch!
Wenn wir beim Brunnen sind, da wird man euch waschen und kämmen.
In dem Wiesenthal ganz einsam in den Gefilden
Steht ein Haus noch jetzt, man nennt's das Steinemer Schlößchen.
Nun, den Handwerksleuten und Bauern, welche gefrohndet
Bei dem Bau, bis er stand mit seinem zackigen Giebel,
Thut kein Zahn mehr weh. Sie liegen im ruhigen Grabe.
Nicht so die Häfnet-Jungfrau, die vor undenklichen Zeiten
In dem Schlößchen einmal gehauset mit Vater und Mutter. —
Das war ein strenger Herr; die Frohnen nahmen kein Ende

Bald bei der Treibjagd, bald zum Bau und wieder zum Pfluge,
Nachts zum Hüten im Feld. Hat der Zwingherr oder die Zwingfrau
Nichts mehr gewußt, so kam die Tochter, ein zimperlich Dingel
Mit dem Zuckergesicht und marzipanenem Hälschen.
Gleich mußt' einer hinaus gen Basel oder noch weiter,
Salben zu holen und das und dies zum Waschen und Kämmen,
Schuh' mit gestickten Blumen und kostbare goldene Hauben
Reich mit Franzen besetzt und seidene Bänder und Handschuh.
Meint Ihr, sie wär' ein einzigesmal nach Steinen zur Kirche
Auf der Erde gegangen mit ihren papierenen Schuhen?
Wollenen Fries, wahrhaftig, den theuersten, den man kann finden,
Haben sie spreiten müssen vom Schloß bis herunter nach Steinen
Und durch's Dorf zur Kirchhofthür' und über den Kirchhof,
Und ihn am Montag waschen. Am folgenden Sonntag hat Alles
Müssen sauber sein, wie neu vom Weber und Walker.

Einstmals ist ein alter Mann — woher er gekommen,
Niemand hat es gewußt, — gestanden am wollenen Fußsteg
Bei der Kirchhofthür, der sprach: „Ich warn' euch, Jungfer!
„Hört mich an und treibt nicht Spaß mit dem heiligen Platz hier.
„Geht man so zur Kirch' und über die grasigen Gräber?
„Wie heißt's in der Bibel? Ihr werdet das freilich nicht wissen:
„Erde sollst du werden, aus Erde bist du genommen,"
„Jungfer, ich fürcht! ich fürcht!" Und damit war er verschwunden.
Diesmal ging's noch auf Wollen zur Kirch' und nimmermehr wieder,
Nein, Flanell muß her am nächsten Sonntag, mit rothen
Bändern rechts und links und unten und oben geändert.
Ach, wie sprachen die Leut' manchmal im Stillen den Wunsch aus:

Nähme dich nur ein Mann im Elsaß oder im Breisgau
Oder auch wo der Pfeffer wächst, dir sollt' er gegönnt sein!
Aber es mochte sie Keiner. Nachher ist die Mutter gestorben,
Drauf der Vater auch, sie liegen neben einander.
Endlich kommt's dazu, daß das Töchterchen hin bis zum Kirchhof
Keinen Flanell mehr braucht und doch nicht die Schuhe beschmutzet.
Haben sie nicht vier Richter im Sarg zu Grabe getragen?
Keiner hat da geweint. Ein Vater-Unser, nun freilich,
Beteten alle und sprachen: „Gott gebe dir ewigen Frieden!"
Weil der Tod doch Alles versöhnt, doch leider zu spät erst.
Aber der alte Mann hat einmal gestanden am Kirchhof
Wieder und hat gesagt mit schweren bedeutsamen Worten:
„Hast du den Platz nicht berührt, soll dich nicht dulden der Platz nun,
„Wo du hin gehörst, das weiß nur des Geitligers Stierpaar."
Und so kam es. Den andern Morgen, wie sie in's Feld gehn,
Draußen steht der Sarg der Jungfrau neben der Kirchmau'r.
Wer vorbeiging, hat ihn geschaut, auch will man noch wissen,
Raben saßen genug auf dem Sarg und pickten am Tuche,
Wie es so geht; ist etwas daran, so lügt man noch mehr zu.
Nun, man versucht' es noch einmal, man hat sie noch tiefer vergraben
Auf einem andern Platz; nichts half, nichts wollte verschlagen.
Endlich sagt der Vogt: „Wir müssen des Geitligers Thiere
„Fragen, wo sie hin gehört." Man rüstet den Wagen,
Spannt die Stiere hinein und stellt auf den Wagen den Sarg hin.
„Lauft, wohin ihr wollt!" Sie ließen's nicht zweimal sich sagen,
Auf und fort zum Häfnet-Berg, da sind sie gestanden,
Dicht am Brunnen (ihr wißt), da wo wir eben vorbei sind.

In dem Brunnen ſitzt ſie. Doch ſteigt ſie an ſonnigen Tagen
Manchmal herauf an's Land und kämmt die goldenen Haare
Und kommt einer vorbei, der nicht gebetet den Morgen
Oder ſich nicht gekämmt und nicht ſich geputzt und gewaſchen
Oder junge Bäume verderbt und andern das Holz ſtiehlt,
Den, ſo ſagt man, nimmt in den Arm ſie und fort in den Brunnen!
Vetter, ich glaub' das nicht. Man ſagt das wegen der Kinder,
Daß ſie ſäuberlich werden und keinem etwas verderben.
Vetter, wär's ſo gefährlich, mein Seel'! euch nahm in den Arm ſie.

Wir wir daran gingen entlang, und hätt' euch gewaſchen am Brunnen
Und euch auch wieder einmal gekämmt. — Nein, horchet, was hör ich?
Mittag läuten ſie ſchon zu Steinen! Bald ſind wir im Freien.
Kurz wird einem beim Laufen die Zeit doch, wenn man ſo etwas
Weiß mit einander zu reden, und irgend was hat zu erzählen,
Sei's denn auch nicht wahr! nicht beſſer iſts, wenn es wahr iſt.
Seht ihr das Schlößchen jetzt mit ſeinem eckigen Giebel?
Und das Dorf iſt Steinen. Da vorn hin zieht ſich der Kirchweg.

Auf den Tod eines Zechers.

Da haben sie 'nen Mann begraben.
'S ist schad' um seine seltnen Gaben!
Geh wo du willst, such' rings umher:
Wie ihn so sind'st du keinen mehr.

Ein Sterngelehrter war der Mann,
In allen Dörfern um und an
Hat er geguckt von Haus zu Haus,
Hängt denn nicht wo ein Stern heraus?

Ein grimm'ger Ritter war der Mann,
In allen Dörfern um und an
Hat er gefragt, wen er nur sah:
„Sind Löwen oder Bären da?"

Gewiß, ein guter Christ war er.
In allen Dörfern hin und her
Hat er bei Tage wie bei Nacht
Die Wallfahrt still zum Kreuz gemacht.

Sein Namen iſt in Stadt und Land
Bei großen Herren wohl bekannt,
Mit den drei Königen im Nu
War er Herr Bruder Du-und-Du. —
Jetzt ſchläft er ohn' ſich umzuſehn,
Ich glaub, ſo wird's auch uns ergehn.

Der Wegweiser.

Guter Rath zum Abschied.

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist?
Zum vollen Faß? — Im Morgenwind
Am Pflug durch's Feld, bis Stern' um Stern'
Am Himmel aufgegangen sind.

Man sieht nicht um und bleibt nicht stehn
Und hackt so lang der Tag noch da.
Zur Scheune dann, zur Küche dann,
Und sieh, da haben wir es ja!

Weißt, wo der Weg zum Thaler ist?
Der geht dem Pfennig hinterher:
Und wer nicht auf den Pfennig sieht,
Bekommt den Thaler nimmermehr.

Wo ist der Weg zur Sonntagslust?
Geh hübsch dem Werkeltage nach
Die Werkstatt durch, durch's Ackerfeld,
Der Sonntag kommt von selbst darnach.

Am Samſtag iſt er nicht mehr weit,
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk' mir: Fleiſch zum Sonntagskohl,
Vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

Weißt, wo der Weg zur Armuth geht?
Wo Schenken ſind, da ſieh nur hin.
Geh nicht vorbei, 's iſt guter Wein,
Sind nagelneue Karten drin,

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
Und gehſt du fort, ſo häng' ihn an!
„Du alter Lump, wie ſteht dir nicht
„Der Bettelſack ſo zierlich an!"

Find'ſt auch ein Schüſſelchen von Holz,
Verlier' es nicht und, was ich bitt',
Wenn du beim Waſſer gehſt vorbei
Und trinken willſt, ſo ſchöpf damit!

Wo geht der Weg zu Fried und Ehr,
Zu einem guten Alter hin?
Grad aus, grad aus in Mäßigkeit,
In Pflicht und Recht mit ſtillem Sinn!

Und wenn du an dem Kreuzweg ſtehſt
Und weißt nicht mehr, wo aus, wo ein:
Halt ſtill, frag dein Gewiſſen erſt,
'S kann Deutſch, Gottlob! drum folg' ihm fein.

Wo mag der Weg zum Kirchhof ſein? —
Was fragſt du noch, du liebe Seel?
Geh wo du willſt! Zum kühlen Grund
Führt jeder Weg, du gehſt nicht fehl!

Doch wandle du in Gottesfurcht!
Das iſt mein guter Rath dabei,
Der Ort hat ein geheimes Thor,
Dahinter giebt's noch mancherlei!

40-5048

Robert Reinicks

Geschichten und Lieder

für die Jugend.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Dr. Robert Riemann.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

ก่อน

Einleitung.

Das Todesjahr Robert Reinicks ist auch das Friedrich Fröbels, des Schöpfers der Kindergärten, der als Erster die ästhetische Erziehung des Kindes im vorschulpflichtigen Alter planvoll in bestimmte Bahnen lenkte. Während Fröbel das Hauptgewicht auf den Anschauungsunterricht und die praktische Betätigung im Spiel und im spielenden Schaffen legte, so daß sein Name unzertrennlich mit „Kugel, Walze, Würfel" verknüpft ist, hat Reinick seine dichterische Begabung in den Dienst der Kinderwelt gestellt und die letzten Jahre seines Lebens fast ausschließlich für die Kleinen geschaffen. Der Erfinder der Kinderpoesie ist er nicht. Man braucht sich nur des Umstandes zu erinnern, daß der Däne Christian Andersen bereits vor Reinicks Erscheinen auf diesem Gebiete mit seinen „Märchen, für Kinder erzählt", einen Weltruf erworben hatte. (Univ.-Bibl. Nr. 691—700.) Aber während Andersen abwechselnd für Kinder Märchen und für Erwachsene Dramen und Romane schrieb, ging Reinick schließlich in der Kinderdichtung auf, der er sich erst zuwandte, als er bereits ein geachteter Schriftsteller war.

Am 22. Februar 1805 in Danzig geboren, hatte er im elterlichen Hause eine strenge, aber gute Erziehung genossen. Charakteristisch ist es, daß der Vater den Kindern nur des Sonntags ihr Spielzeug herausgab und trotz seines Wohlstandes die Reste seines großen Tuchlagers zu Anzügen für sie verarbeiten ließ, so daß sie stets unmodern und selten hübsch gekleidet waren. Nach dem frühen Tode der Eltern kam Reinick in das Haus des Konsistorialrats Blech, der seine Liebe und sein Talent zur Poesie und Malerei mit Freude erwachen sah und pflegte. Er studierte dann in Berlin und Düsseldorf unter Begas und Schadow die

Malerei, obwohl ihm ein Augenleiden dabei sehr hinderlich war. Starken Einfluß auf seine Dichtung übte Adelbert von Chamisso, (Univ.=Bibl. Nr. 314—17) der allmählich an die Stelle Höltys trat, dessen Gedichte (Univ.=Bibl. Nr. 439) zuvor die Lieblingslektüre Reinicks gebildet hatten. Aber Chamisso war der erste Dichter, mit dem er persönlich verkehrte. Er porträtierte den Freund und sah sein Bild bald weit verbreitet.

Aufregende Erlebnisse brachte die italienische Reise (1838 bis 1841). Reinick wurde sogar von Räubern überfallen und erzählte später gern von dieser romantischen Episode seines sonst so friedlichen und ruhigen Daseins. Nach Überwindung einer Krankheit, die er aus Italien mitbrachte, feierte er in Danzig Hochzeit mit Marie Berendt und zog dann 1844 nach Dresden. Er hatte keine Kinder, verkehrte aber in seinen letzten Lebensjahren am liebsten mit den Kleinen, die ihn „Onkel Robert" nennen mußten. Für sie dichtete er fortan. 1845 erschien sein „Abcbuch für große und kleine Kinder", seit 1847 der „Jugendkalender", der alljährlich neue Lieder und Geschichten Reinicks in die deutsche Familie trug, bis ihn ein neuer Anfall seiner Krankheit am 7. Februar 1852 dahinraffte.

Robert Reinick wollte die Poesie der Kinder auf die Höhe heben, die damals von der deutschen Literatur erreicht war. Er versuchte es auf doppelte Weise. In der Erzählung „Des Esels Schatten" und in der „Schilfinsel" behandelt er bekannte literarische Motive in einer für Kinder faßlichen Form. In den meisten anderen Erzählungen wendet er die literarische Technik auf Stoffe an, die in die Welt des Kindes gehören. Die pädagogische Tendenz veranlaßt ihn, die Dichtungen reichlich mit Moral zu würzen, aber er gewährt auch dem Landschaftlichen und Stimmungsvollen einen breiten Raum. Die stoffliche Spannung sucht er durch kunstvollen Aufbau und überraschende Wendungen zu steigern. Er gestaltet die Personen zu wirklichen Persönlichkeiten, obwohl er auf eine detaillierte Charakteristik verzichtet, indem er ihre Haupteigenschaften, Biederkeit, Dummheit, Schüchternheit, Eitelkeit, auch in der Ausdrucksweise fest-

zuhalten versucht. Er schlägt eine Brücke zwischen der Märchenwelt und der Moderne, indem er die Märchen nicht vor tausend Jahren, sondern unmittelbar in der Gegenwart spielen läßt. Menschen unserer Tage, Leute, denen wir jeden Tag auf der Straße begegnen, geraten unter die Berggeister und Feen. Die Kartoffelmännchen rauchen Zigarren aus Fichtennadeln, und der Gespensterchor singt eine Partie aus dem „Freischütz".

Freilich sind ihm darin andere voraufgegangen, aber sie haben das Exempel nicht rein gelöst. Chamissos „Peter Schlemihl" (Univ.-Bibl. Nr. 93) war schon während der Befreiungskriege erschienen und hatte sich als Jugendlektüre eingebürgert, obwohl er ursprünglich nicht als solche gedacht war. Schon die langwierige Ausspinnung des Märchens zum Roman, der ein ganzes Menschenleben umfaßt, ist unkindlich. Auch die Reflexionen über Willensfreiheit und Notwendigkeit und die subtile Auffassung der moralischen Probleme rechnen auf durchgebildete Leser, und ganz abgesehen von Situationen, die in die kindliche Vorstellungswelt nicht hineinpassen, ist der Humor, der köstliche Humor, der über der Geschichte des schattenlosen Mannes liegt, keineswegs leicht faßlich. Nun erst der Dialog! Er ist schlechterdings im Konversationston der gebildeten Kreise gehalten und absolut nicht auf eine Fassungskraft berechnet, die sich erst entwickeln soll.

Weit stärker hat E. T. A. Hoffmann auf Reinick gewirkt. Wir begreifen kaum die Verbreitung, die Reinicks erstes Märchen, „Die Wurzelprinzessin", fand, so offenkundig springt die Anlehnung an Hoffmanns „Nußknacker und Mausekönig" (Univ.-Bibl. Nr. 1400) in der Beseelung der Produkte der Nürnberger Spielwarenindustrie, in der Schlacht zwischen Mäusen und Bleisoldaten in die Augen. Aber so unselbständig Reinicks Märchen anmutet, einen so großen Fortschritt bedeutet es gegen Hoffmanns tolles Brimborium. Reinick erzählt schlicht und einfach. Kein gespenstischer Pate Drosselmeier und keine politische Satire stört den ruhigen Verlauf der Handlung. Die Einkleidung des Hoffmannschen Märchens ist die denkbar unglücklichste. Er gibt es als den Fiebertraum — eines kleinen Mädchens, das am

Weihnachtsabend in eine Glasſcheibe fällt und ſich den Arm zerſchneidet. Zur Verwirrung des Leſers benehmen ſich aber die Perſonen, von denen das Mädchen träumt, im wachen Leben ähnlich und ſetzten die Traumhandlung fort. Das Kind fühlt in den eiskalten Schauern vor dem Geiſterreich ein ſeltſames Wohlbehagen — wie der Dichter. Welch eine ſpukhafte Verwirrung trägt er mit dieſer Fiebertraumpoeſie in die unglückliche Kinderſeele!

Die Aufgabe, Kindermärchen zu ſchreiben, lag der dämoniſchen Phantaſie des genialen Geſpenſterdichters weit weniger, als dem kindlich frohen Optimiſten, der Frühling und Sonnenſchein liebte und verehrte. Jede große Literaturbewegung bedarf zahlreicher Vermittler, die weder zu den Geringſten noch zu den Größten gehören, um ſich bis in alle Schichten der Poeſie fortzuſetzen. Reinick trägt die Romantik in die Kinderdichtung. Mit poetiſchem Ernſte geſtaltet er Oberon und die Elfen, die Nixen und Nymphen, die alten Burgen und ſtillen Täler, die mondbeglänzte Zaubernacht und die Waldeinſamkeit, den Blütenduft und die Farbenpracht in einer Form, die jugendlichen Seelen zuſagen muß. Der Dichter der „Waldmühle“ und der „Schilfinſel“ iſt der Romantiker der Kinderſtube. Darin liegt ſeine Bedeutung.

Leipzig, 1905.

Dr. Robert Riemann.

Märchen.

Die Wurzelprinzessin.

Erstes Kapitel.

Von dem Wurzeltal und seinen Bewohnern. — Die erzählenden Gäste. — Der Wurzelkönig und seine neugierige Tochter. — Die Luftkutsche. — Die Festlichkeiten in der Menschenstadt. — Heimkehr durch die Luft von der Rathausturmgalerie. — Die Grillen der Prinzessin.

Auf dem Wege zwischen Nürnberg und Leipzig lief in früheren Zeiten die Straße an einer Stelle neben dem Rande eines dunkeln Waldes hin, der weit in das Land hinein über die Berge sich fortzog. Mitten in diesem Dickicht bildeten Felsen ein tiefes grünes Tal, von fast undurchdringlichen Hecken umgrenzt, so daß weder Menschen noch große Tiere dort einzudringen vermochten. Hier lebte zu jener Zeit das lustige Volk der Wurzelmännchen. Das waren niedliche, menschenähnliche Geschöpfchen, die größten vielleicht eine Spanne, die kleinsten einen kleinen Finger lang. Sie wohnten im Sommer in Mooslauben und unter hohen Farnkräutern, im Winter verkrochen sie sich zwischen Baumwurzeln, in Astlöcher und Felsspalten. Ihre Kleidung war fein und zierlich: die Männchen trugen Moosröckchen und Mooshöschen, die Weiberchen Kleider von hübschen bunten Blumen, Blättern und Spinnengeweben, je nachdem es kalt oder warm war. Von Langeweile wußten sie nichts, immer hatten sie viel zu tun, mußten ihre Straßen in Ordnung halten, Vorräte sammeln und dergleichen mehr, auch trieben sie gern allerlei Kurzweil mit Klettern und Springen, stellten auf dem Bach, der durch ihr Land floß, große Wasserfahrten

in Nußſchalen an, jagten ſich mit Grashüpfern und Maikäfern und führten nach dem Geſange der Vögel die zierlichſten Tänze auf; dazu verſtanden ſie die Sprache aller lebenden Weſen.

Zwei Feſte im Jahr machten den Wurzelmännchen beſondere Freude. An gewiſſen Tagen des Frühlings und Herbſtes zogen große Scharen munterer Gäſte heran, die dann gaſtfreundlich bewirtet wurden und zum Dank dafür dem kleinen neugierigen Volk zu erzählen pflegten, wie es draußen in der Welt zuging.

Dieſe Gäſte waren niemand anders als die Tauſende und Abertauſende von Wandervögeln, die im Frühling aus dem Süden, im Herbſt aus dem Norden daherkamen. — Da klapperten die Störche ihre Dorfgeſchichten, die Zugſchwalben zwitſcherten Hausmärchen, und die Nachtigallen brachten neue ſchöne Lieder mit; dann kamen auch wohl noch Wanderratten dazu und trugen Reiſebeſchreibungen vor, und Elſtern und Krähen erzählten ſchauerliche Sagen. Auf dieſe Weiſe erhielt das Wurzelvolk fortwährende Kunde von der ganzen Welt. Allerdings erregten ſolche Erzählungen große Neugier, die Menſchen kennen zu lernen, doch immer hielt eine angeborene Scheu die kleinen Weſen ab, ihr friedliches Tal zu verlaſſen.

Nun regierte einmal in jenem Volke ein guter lieber Wurzelkönig, der hatte eine ſehr ſchöne Prinzeſſin zur Tochter. Dieſe aber war neugieriger als alle anderen Mädchen der Welt, ja ſogar neugieriger als alle ihre kleinen Landsmännchen. Der Wunſch, auch einmal die Menſchen da draußen zu ſehen, von denen ſie ſo viel Wunderbares gehört hatte, war bei ihr gar mächtig geworden. Der gute König tat ſein möglichſtes, ihr dieſen Wunſch auszureden. Er ſtellte ihr die Menſchen als grimmige, eigennützige Rieſen vor. „Kein lebendes Geſchöpf,“ ſagte er, „ſei vor ihrer Herrſchſucht ſicher, der größte Elefant müſſe ebenſogut nach ihrem Willen tanzen, wie der kleinſte Floh.“ — Das half alles nicht, ſeine Tochter hatte ſich's einmal in den Kopf geſetzt, eine Reiſe ins Land

der Menſchen zu verſuchen. Weil nun dieſer Gedanke ſie immer ſchwermütiger und magerer machte, beſchloß der König endlich, ihren Willen zu tun, in der feſten Hoffnung, der eigene Anblick würde ſie für immer abſchrecken und von ihrer krankhaften Neugierde heilen.

Sogleich wurde ein ſchönes, neues Vogelneſt ausgeſucht, mit Federn und Moos gepolſtert und darüber von Blättern ein ſchattiges Dach zum Schutz gegen die Sonne befeſtigt. Das beſtieg der Wurzelkönig mit der Prinzeſſin. Auch vergaß man nicht, ein feines Mittagseſſen von ſaftigen Beeren, Honig und Blütenknoſpen hineinzulegen. Zwei Kraniche, die ſich acht Tage vorher darauf eingeübt hatten, nahmen das Neſt in ihren Schnabel, und im Fluge ging es durch die Luft geradeswegs zur nächſten Hauptſtadt der Menſchen.

In wenig Stunden ſchwebten die beiden Vögel mit dem Neſte über den Häuſern der Stadt. Mit leiſem Fluge ließen ſie ſich aus der Luft herab und ſetzten die königliche Luftkutſche vorſichtig auf die Turmgalerie des Rathauſes nieder, von wo man alle Straßen überſchauen konnte, ohne Gefahr, ſelbſt geſehen zu werden. — Das war ein Anblick! So prächtig hatte ſelbſt der König ſich nicht eine Menſchenſtadt denken können. Die Prinzeſſin jubelte auch vor Freuden ſo ſehr, daß ſie beinahe aus dem Neſt gefallen wäre, hätte nicht einer der Kraniche mit ſeinem langen Schnabel ſie ſchnell an den Beinchen feſtgehalten.

Nun wollte aber der Zufall, daß gerade an demſelben Tage der Prinz des Landes in dieſer Hauptſtadt ſeine Hochzeit mit einer fremden Königstochter feierte, ſo daß die ganze Stadt in größter Pracht funkelte.

Was gab es da nicht alles zu ſchauen! Aufzüge, Jahrmarkt, Paraden von tauſend Regimentern, Theater im Freien, Seiltänzer, Tanzböden, Wettrennen — es läßt ſich unmöglich beſchreiben! — Vor allem aber der Prinz und ſeine junge Frau! Wie ſchön ſah er aus in ſeiner roten Huſaren-

uniform mit dem Stern auf der Brust, dem Schnurr- und Knebelbart und den großen blauen Augen, und sie, im roten Samtkleide mit Perlen und Brillanten über und über bedeckt, die bis hoch auf die Rathausturmgalerie heraufblitzten! — Wo man nur hinsah, gab es immer wieder was Neues, und so ging es vom frühen Morgen, bis die Sonne hinter den Bergen verschwand.

So sehr alle die Herrlichkeiten den Wurzelkönig auch entzückten, sein Urteil über die Menschen änderte sich nicht. Daher war es ihm denn gar nicht recht, daß seine Tochter gerade am heutigen Tage die glänzendsten Seiten des menschlichen Treibens mußte kennen lernen. Dennoch war er zu schwach, sich selbst den Anblick zu versagen. Er wäre auch noch länger dort oben geblieben, wenn bei anbrechender Dunkelheit nicht plötzlich Menschen auf die Galerie gekommen wären, um dort Illumination und Feuerwerk anzustecken. Die Männer näherten sich dem Neste. Wie erschrak die Prinzessin beim Anblick dieser Riesengestalten! Auch der König verlor vor Angst die Sprache, und hätten nicht die Kraniche von selbst das Storchnest in die Höhe gehoben und in raschem Fluge davongetragen, so wäre es mit dem Wurzelpärchen und unserer Geschichte bald zu Ende gewesen. So aber war es gerade zur rechten Zeit. Noch ganz von weitem sahen die Luftfahrer das Feuerwerk über dem Rathausturm in die Luft prasseln, was aus der Ferne zwar sehr prächtig anzuschauen war, in der Nähe aber ihr sicherer Tod gewesen wäre. Wohlbehalten kamen beide wieder in ihrem Wurzeltale an.

Freilich erkannte nun wohl die junge Prinzessin, daß die Menschen für sie zu groß wären, als daß sie mit Vergnügen ihre Herrlichkeiten hätte genießen können. Die alten Wünsche stiegen aber dennoch wieder und jetzt viel stärker als früher in ihrem Herzen auf, wenngleich in einer etwas anderen Gestalt. Sie bildete sich fest ein, es müsse auf Erden noch ein anderes Geschlecht geben, so klein wie ihre Landsleute,

aber ſo geſcheit wie die Menſchen, und ſie beſchloß daher, niemals in ihrem Leben zu heiraten, wenn nicht ein Prinz von ihrer Größe ſie zur Frau nähme; der aber müßte gerade ſolche Huſarenjacke anhaben, gerade ſolchen Stern auf der Bruſt tragen und gerade ſo große blaue Augen beſitzen, wie der Menſchenprinz in der Hauptſtadt, auch ſollte er über ein Völkchen regieren, das ähnliche Eigenſchaften wie jenes beſäße.

Dieſe Grille ſeiner Tochter machte den alten guten König recht traurig. Wie gern hätte er einen Schwiegerſohn gehabt! Aber ein ſolcher? Wo in der ganzen Welt war der zu finden? Zwar verſuchte er alles mögliche, um ſein Volk nach menſchlichen Grundſätzen zu bilden, doch kam bei alledem nicht eben viel Geſcheites heraus. Hören konnten die kleinen Kerle nicht genug von den Menſchen und ihrem Treiben, aber ſelbſt welche werden? Nein! Sie wollten nun und immer bleiben was ſie waren: freie luſtige Wurzelmänner! — Die Folge davon war, daß die Prinzeſſin keinen Mann und der König keinen Schwiegerſohn bekam.

Zweites Kapitel.

Das Frühlingsfeſt im Wurzeltal. — Die Nußwieſe. — Die Wandervögel. — Es erſcheint ein fremdes Volk. — Nußknacker und Hampelmann. — Die Prinzeſſin gerät in Entzücken.

Es waren mehrere Jahre vergangen, als wieder einmal das Frühlingsfeſt erſchien. Schon blühte und ſproßte alles, auf Bäumen und Hecken, auf den Felſen wie in den Gründen. Das Wurzelvolk hatte bereits ſeine dunkeln Winterquartiere verlaſſen und ſeine Sommerwohnungen an dem kühlen Bache bezogen, der jetzt wieder luſtig dahinſprudelte. Begierig harrte alles auf die Ankunft der geflügelten Gäſte.

Endlich kam der große Tag heran. Es war ein ſchöner Maienmorgen; durch das junge ſaftige Nußlaub des Waldes

flimmerte und funkelte der Sonnenſchein über Blumen und Raſen, über Kieſel und Wellen. Da ſah man ſchon ganz in der Frühe die kleinen Herolde, in neuen Moosröckchen auf Heupferdchen, das Tal durchreiten, und mit heller Stimme riefen ſie überall aus:

„Heraus, ihr Wurzelmänner, heraus!
Der Frühling iſt kommen, die Vöglein ſind drauß!“

Kaum war der Ruf vernommen, ſo ſtrömte das ganze kleine Volk zur Nußwieſe hin, die, immer für ſolche Feſte beſtimmt, auch diesmal aufs ſchönſte geſchmückt war. In der Mitte prangte auf einem zierlich mit Kieſelſteinchen belegten Maulwurfshaufen der Thron für den guten König und ſeine ſchöne Tochter, er war aus Schneckenhäuſern und Bachmuſcheln erbaut und mit Federchen gepolſtert. Eine lange ſechsfache Allee von Maiglöckchen führte ſchnurgerade zu ihm hin, und als die königlichen Herrſchaften, begleitet vom ganzen Hofe, auf Eichkätzchen da hindurch galoppierten, erklangen alle Maiglöckchen in wunderlieblichen Melodien, denn an jeder Staude war eine Spinne angeſtellt, die ſämtliche Glocken daran an feinen Spinnefäden läuten mußte.

Es erfolgte eine feierliche Stille. Die Vögel waren noch immer nicht da. Wahrſcheinlich hatten ſie ſich noch irgendwo in der Nähe niedergelaſſen, um ihre Federn, die von der langen Reiſe in Unordnung geraten, in Ordnung zu bringen; ſie mußten doch vor ihren freundlichen Wirten als anſtändige Gäſte erſcheinen. — Plötzlich hörte man fern, dann immer näher und näher ein Platzen von Knallſchoten, das gewöhnliche Zeichen, daß die Gäſte im Anzuge wären, und alsbald rauſchte es hoch in der Luft. Schon kamen einzelne Züge der Vögel über den Wald daher, dann wieder welche, und ſo immer mehr, bis zuletzt die Wieſe ganz beſchattet ward von den fliegenden Gäſten. In langen Scharen ließen ſie ſich auf der Mitte des Platzes nieder.

Allgemeiner Jubelruf erſcholl ringsum. Darauf ließ man die Ankömmlinge an Speiſe und Trank ſich erquicken, und nun beſtieg ein alter Storch, der berühmteſte Erzähler ſeiner Zeit, einen Felsblock, der ihm als Katheder diente. Schon machte er ſein gemütliches Geſicht, womit er alle Erzählungen zu beginnen pflegte, ſchon räuſperte er ſich und öffnete den langen roten Schnabel, da ward er durch ein lautes Gemurmel des Volkes unterbrochen, und ein eigentümliches Geräuſch, wie von vielen Wagen und Pferden, erſcholl aus der Ferne. Wurzelherolde ſprengten heran und meldeten: drinnen im Walde rückte ein ganz neues, fremdes Volk in unabſehbaren Scharen daher, geführt von einem Prinzen in roter Huſarenuniform mit großen blauen Augen und einem Stern auf der Bruſt. Derſelbe nenne ſich Fürſt Nußknacker, ſein Miniſter heiße Hampelmann, und beide erſuchten den Wurzelkönig und deſſen Fräulein Tochter um eine allergnädigſte Audienz.

Bei dieſer Nachricht ward die Prinzeſſin vor Schreck glühendrot und der König leichenblaß. Die Prinzeſſin glaubte, der Menſchenprinz in der Hauptſtadt habe ſie neulich auf der Rathausturmgalerie erblickt, und komme her, um ſie zu heiraten. Der König fürchtete, das Rieſenvolk der Menſchen ziehe herbei, um ihn und ſeine Untertanen zu vernichten und ſein Land zu erobern. Als ſie aber erfuhren, Prinz Nußknacker und ſein Volk ſeien nicht größer als die Wurzelmänner ſelber, verwandelte ſich ihre Angſt in eine ſolche Freude, daß die Prinzeſſin ihrem Vater um den Hals fiel und gar nicht aufhören konnte, ſeine Hände zu küſſen; der König aber gebot dem erzählenden Vogel Schweigen und befahl, den fremden Prinzen mit ſeinem Gefolge ſogleich herzuführen.

Wie Prinz Nußknacker und ſein Rat Hampelmann hierher kommen, wird das folgende Kapitel erzählen.

Drittes Kapitel.

Der Wunderbach an der Straße. — Der herabgeſtürzte Frachtwagen. — Nußknacker und Hampelmann werden lebendig. — Die drei Wünſche. — Die Kiſten voll Nürnberger Spielzeug. — Die Wanderratten. — Wie Hampelmann ein Volk und eine Armee lebendig macht. — Schlacht gegen die Ratten. — Huldigung. — Der Völkerzug nach dem Wurzeltal.

Die Straße von Nürnberg nach Leipzig führte zur Zeit unſerer Erzählung an einer Stelle neben einer tiefen Schlucht dahin, durch die ein klarer Bach ſich hindurchſchlängelte. Er kam geradeswegs aus dem Wurzeltal und hatte die wunderſchöne Eigenſchaft, daß alles, was da hineinfiel, ſogleich lebendig wurde, wenn es nur vorher ſchon die Geſtalt irgendeines lebendigen Weſens gehabt hatte.

Da geſchah es eines Tages, daß ein Frachtwagen, der zur Leipziger Meſſe fuhr und turmhoch voll Kiſten und Kaſten gepackt war, gerade als er an dieſer Schlucht vorüber kam, ein Rad brach und in den Abgrund ſtürzte. In den Kiſten war lauter Nürnberger Spielzeug aller Art und von ſolcher Menge, daß ein ganzer Jahrmarkt damit ausgeſtattet werden konnte. Als der arme Fuhrmann den Wagen da unten liegen ſah, wo kein Menſch hinzukommen konnte, lief er in die weite Welt. Wer weiß, wo er geblieben iſt! — — Natürlich waren durch den Sturz des Wagens einige Kiſten aufgeſprungen und von den Puppen, die da herausfielen, waren ein Nußknacker und ein Hampelmann in den Wunderbach gerollt. Eben wurden ſie vom Waſſer des Baches nur ein wenig benetzt, ſo durchdrang auch beide ſogleich ein wunderbares Leben. Langſam erhoben ſie ſich und ſahen verwundert einander an. Nußknacker, ſchön lackiert mit den glotzenden blauen Augen, dem hölzernen Zopf und dem Stern auf der Bruſt, ſtand auf ſeinen Beinen wie eine Säule da; Hampelmann dagegen in ſeiner bunten Jacke, mit lachendem Geſicht, ſchlug Hände und Beine vor Freuden über dem Kopfe zuſammen und hüpfte wie ein Wiedehopf um jenen herum.

Wie diese ersten Lebensregungen in ruhigere Betrachtungen übergingen, öffnete Hampelmann zuerst den Mund und sagte: „Großer Prinz! Daß Ihr ein Prinz seid und ich Euer lustiger Rat, das ist klar, denn sonst hättet Ihr keinen Stern und ich keine Narrenjacke. Was aber nun anfangen?“

„Diese Frage zu beantworten kommt dir zu, aber nicht mir,“ entgegnete Nußknacker, den das Gefühl seiner erhabenen Geburt schon jetzt sehr stolz und nachdenklich gemacht hatte. In den Bart murmelnd, bewegte er seine kräftigen Unterkinnbacken fortwährend auf und nieder und fuhr dann weiter fort: „Lieber Hampelmann! Daß ich, wie du sehr richtig erkannt hast, zu einem großen Mann geboren bin, bestätigen mir, außer meinem Stern, auch noch drei Wünsche, die soeben in mir aufsteigen. Der erste Wunsch zielt auf ein Gericht guter und feiner Nüsse, denn ich bin bei außerordentlichem Appetit; der zweite besteht in der Sehnsucht nach einem treuen Volk und einer glänzenden Armee, denn zum Regieren bin ich nun einmal geboren; der dritte endlich geht aus nach einer schönen und reichen Prinzessin, die mir zugleich als Mitgabe ein hübsches Stück Land zubrächte, worin ich in aller Gemächlichkeit mit deiner Hilfe Nüsse essen, regieren und mich belustigen könnte. Deine Pflicht ist es nun, mir zu raten, wie ich diese Wünsche in Erfüllung setzen könnte!“

„Besser Taten als Raten!“ rief Hampelmann. „Verlassen sich Eure Herrlichkeit nur auf meine Lustigkeit. Noch vor Sonnenuntergang sollen Sie sich im Besitze aller dieser Kleinigkeiten befinden, oder ich will nicht mehr Hampelmann heißen und meine Beine nie mehr über meinem Kopfe zusammenschlagen können.“

Mit diesen Worten sprang er auf den nächsten Nußbaum und schüttelte, was er konnte. Wie Hagel fielen die köstlichen Nüsse von den Zweigen herab und wurden von dem hungrigen Prinzen mit größter Schnelligkeit verarbeitet, so

daß er erst recht aufzuleben begann, als sein Hunger befriedigt war.

Viel schwieriger als der erste Wunsch war der zweite auszuführen, aber auch dafür wußte Hampelmann Rat. Die umherliegende Ladung des Frachtwagens enthielt ja ein Volk und Soldaten genug, es kam nur darauf an, die Kisten zu öffnen und alle die tausend Puppen, die darin sich befanden, lebendig zu machen. Leider aber waren die Bretter der Kisten so fest aneinander gefügt, daß die Kraft der beiden kleinen Leute nicht ausreichte, sie zu öffnen.

Wie sehr sie sich auch daran abmühten, alles war umsonst. Da war guter Rat doch teuer! Vor lauter Nachdenken traten dem Nußknacker seine großen Augen schon weit aus dem Kopfe hervor, daß sie wie Krebsaugen anzusehen waren; Hampelmann dagegen verlor keinen Augenblick seinen lustigen Mut. Um Hilfe zu ersehen, drehte er sich wie ein Kreisel nach allen Seiten herum, und eh' er es selbst noch dachte, zeigte sich ihm wirklich die ersehnte Hilfe in einer Art, die ans Wunderbare grenzte.

Weithin schienen die braunen Felder, die neben der Schlucht dem Walde gegenüber lagen, auf einmal lebendig zu werden. Ein gewaltiger Zug Wanderratten, die auf einer Reise von Süden nach Norden begriffen waren, zog daher und ging zufällig gerade auf die umherliegenden Kisten los.

„Aus dem Wege, mein Prinz!" rief Hampelmann, „wenn wir uns nicht selbst wie Haselnüsse wollen auffressen lassen."

Beide sprangen auf die Seite. Die Ratten, die, wie bekannt, keine Umwege kennen, sondern immer geradeaus, durch Felder und Wälder, über Zäune und Mauern hinweg spazieren und sich durchbeißen, wo sie nur können, fielen ohne Umstände über die Kisten her. Das frische, junge Fichtenholz der Bretter war ihren scharfen Zähnen ein gefundenes Fressen, ebenso die festen, hanfnen Stricke. Bald hier, bald da fiel ein Deckel, bald hier, bald da sprang ein Strick.

s köſtliche Spielzeug lag in kurzer Zeit bunt durcheinander
der Straße umher, und einzelne Ratten fingen ſchon an,
h an dieſem ihre leidenſchaftliche Nageluſt zu befriedigen.
e Hampelmann das ſah, rief er den Ratten zu: „Proſit
hlzeit, ihr Bretterfreſſer, jetzt habt ihr genug!“ und mit
em Satze ſprang er in den Bach, ſchlug Arme und Beine
twährend über dem Kopfe zuſammen, daß das Wunder-
ſſer weit umher und auf alle die Nußknacker, Hampel-
nner und zinnernen und hölzernen Soldaten ſpritzte, die,
n auch davon benetzt, ſogleich lebendig wurden und auf
en Beinchen emporſprangen.

„Immer mir nach! und macht's wie ich,“ rief Hampel-
nn fortwährend. „Ein Narr macht viele Narren, ein
ger viele Kluge!“ — Und richtig! Immer neue Puppen
en auf und erweckten wieder neue zum Leben, die Regi-
nter fanden ſich zuſammen, die kleinen Pferde an den
nen Kanonen erhoben ſich und fuhren ihnen nach, die
nernen Generale ſtellten ſich an die Spitzen der Armeen
kommandierten, und im Nu war die Schlachtordnung
en die Ratten gebildet. Es war aber auch die höchſte
t, denn ſchon fielen einige Puppen unter den ſcharfen
nen der garſtigen Tiere zu Spänen auseinander. Da
achte auch im Nußknacker ein wahrhaft großartiger Hel-
nut. Seine Augen rollten nach allen Seiten, ſeine Kinn-
en klapperten vor Kampfluſt, der hölzerne Zopf begleitete
Bewegungen ſeines Mundes mit fürchterlichen Zuckun-
Schnell zog er ſein Schwert aus der Scheide, und an
Spitze ſeiner Leibgarde (die ebenfalls Nußknacker, aber
e Stern, daher auch keine Prinzen waren) führte er das
r zur Schlacht.

Jetzt kommandierte er Feuer! Sogleich knatterten alle
vehre und Kanonen der unzähligen Regimenter auf die
ten los, und erſchreckt von dem ungewohnten Getöſe
iffen dieſe eiligſt die Flucht. So ward der Sieg glän-
errungen, und wo früher umgeſtürzte Kiſten aufgetürmt

waren, sah man nun eine neue bunte Welt. Städte und Dörfer, Festungen und Landhäuser, Küchen und Putzstuben lagen über- und untereinander, dazwischen liefen viele Tausende kleiner Menschen und Tiere umher. — Das erste, was nun geschah, war natürlich, daß Prinz Nußknacker sich von seinem Volke als Fürst huldigen ließ.

Jetzt war aber die letzte Aufgabe noch zu erfüllen: eine Prinzessin zu finden und mit ihr ein Stück Land zu erwerben, wo die neue Kolonie sich niederlassen könnte. Auch dazu fand Hampelmann bald Rat. Einige verwundete und gefangene Ratten mußten auf sein Geheiß von allen Prinzessinnen, die sie auf ihren Wanderungen kennen gelernt hatten, Bericht erstatten. Als sie nun auch von der Wurzelprinzessin viel Schönes berichteten, wurde bei ihrer Beschreibung das hölzerne Herz des Fürsten Nußknacker so stark erwärmt, daß ein Ton durch dasselbe fuhr, als wenn eine Diele in einer plötzlich erwärmten Stube zu reißen anfängt. Dieser Ton war ihm ein Zeichen: nur diese und keine andere Prinzessin dürfe seine Königin werden. Er beschloß daher auf der Stelle, mit seinem Volke dorthin zu ziehen und um die Prinzessin zu werben.

Sogleich wurde der Zug geordnet. Als Führer dienten die gefangenen Ratten. Ihnen folgte Reiterei, dann der König mit seinem Hofstaate; hinter ihm das Geschütz und Fußvolk. Nun kamen Schaukelpferde, über und über mit Schachteln beladen, worin die Städte, Dörfer, Theater, Festungen, Küchen und dergleichen mehr, ebenso das Küchengeschirr und der Hausrat, hinter diesen die kleinen Lastwagen, die blechernen und hölzernen Kutschen ganz mit Passagieren besetzt; dann Fußgänger aller Art, in allen Kleidertrachten von Adam bis auf unsere Zeiten. Ihnen folgten lange Herden von Tieren, groß und klein, alle aus den Noahkasten und Menagerien, die auf dem Frachtwagen gewesen waren, erst die zahmen, zuletzt die wilden, letztere umgeben von zinnernen Beduinen und Tscherkessen, welche aufpassen mußten,

daß die kleinen brüllenden Bestien nicht sich selber oder andere unschuldige Wesen auffräßen. Und zwischen allen diesen Zügen sprangen die Hampelmänner, Harlekine und Ledermätze einher, machten ihre Possen und erhielten das ganze Volk auf dem langen und beschwerlichen Marsch fortwährend bei gutem Mute.

Auch schwammen auf dem Wunderbache, an dessen Ufer sie hinzogen, ganze Flotten magnetischer Schiffe, dazwischen die blechernen Schwäne, Enten und Fische. Nun denke man sich diesen unabsehbar langen Zug in dem schönen grünen Walde, zwischen Maiglöckchen, Veilchen und Butterblumen, unter Lattichblättern, Brennesseln und Farnkräutern bergauf und bergab marschierend, und alles das bei funkelndem Sonnenschein unter blauem Himmel, und dazu die Anstrengung und Mühe der kleinen Wichte, das Rädergeknarre, das Peitschengeknalle, das Kommandieren, Musizieren und Singen an guten Stellen, das Ach- und Wehgeschrei auf beschwerlichem Pfade, wie zierlich und lustig muß das ausgesehen haben! Da war's wohl sehr natürlich, daß auf dem ganzen Wege, den der Zug machte, die Vögel aus den Sträuchern, die Käfer aus den Blumen, selbst die Regenwürmer und Schnecken aus der Erde neugierig herbeikamen, und daß diese alle doch einen großen Respekt bekamen vor dem König Nußknacker, der ein so blankes Volk beherrschte und sogar auf Reisen führte.

Nach langer Mühe und unsäglichen Anstrengungen langte endlich die Kolonie, wie wir schon gelesen haben, bei der großen Nußwiese an.

Viertes Kapitel.

Nußknacker verlobt sich mit der Wurzelprinzessin und nimmt Besitz von der Nußwiese. — Die Vögel ziehen ab. — Was dadurch für Unheil gestiftet wird. — Hochzeit und Abschied.

Prinz Nußknacker und seine Begleiter wurden vom guten Wurzelkönig auf das freundlichste empfangen. Die Prinzessin schwamm in Entzücken über die glänzende Erscheinung

des schön lackierten hölzernen Fürsten, der in einer steifen, wohlgesetzten Rede seine Liebeserklärung und seine übrigen Wünsche ungemein anständig vortrug. Auch der König wurde so von seinen Worten gerührt, daß er ohne weiteres ihm seine Tochter zur Frau und die ganze Nußwiese zur Aussteuer gab. Und als er nun gar seinen künftigen Schwiegersohn zärtlich umarmte, jauchzte ringsumher alles Volk, und alle die Tausende der Vögel stimmten mit Singen, Pfeifen und Klappern in das Vivatrufen und Jubelgeschrei ein. Darauf ward angeordnet, daß der ganze Zug des Puppenvolks vor den Augen des versammelten Wurzelvolks von seinem neuen Lande, der Nußwiese, Besitz nehmen sollte, was auch sogleich geschah.

Wie es nun im Leben so oft zu geschehen pflegt, daß man liebe alte Bekannte über neuen Gästen vergißt und sogar verachtet, so ging es auch hier zu. Die Wandervögel, die früher mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurden, die noch eben bei der Verbindung beider Völkerschaften durch den schönsten Spektakel ihre Teilnahme gezeigt, mußten es im Laufe dieses Tages erleben, daß man ihnen den Rücken kehrte. Die neugierigen Wurzelmännchen drängten sie sogar von allen Seiten zurück und gaben ihnen nicht undeutlich zu verstehen: sie könnten nur fortfliegen und für immer wegbleiben.

Empört über eine solche Behandlung, erhoben sich sämtliche Vögel wie mit einem Flügelschlage, schwebten noch einmal mit mächtigem Gebrause über den Köpfen der beiden Völker und verschwanden dann raschen Flugs in der blauen Luft.

O Entsetzen! Was ereignete sich da! Der Flügelschlag dieser Tausende hatte einen solchen Luftzug hervorgebracht, daß fast keiner der neuen Ankömmlinge sich auf den Beinen erhalten konnte. Die Zinnsoldaten fielen reihenweise, einer über den anderen zu Boden. Die papiernen Helden, Schauspieler und Jäger wurden weit über die Wiese hingeweht, und selbst Fürst Nußknacker, der eben seiner geliebten Braut

mit anständiger Manier die Hand küssen wollte, stand auf so schwachen Füßen, daß er taumelte, umfiel, den Maulwurfshügel herunterrollte und mit offenem Munde am Fuße desselben liegen blieb.

Das war ein schlimmes Zeichen für die Macht des neuen Fürstentums! Der große Respekt, den die Wurzelmänner noch eben vor den neuen Ankömmlingen gehabt, verwandelte sich bei diesem Anblick bald in Verachtung. Nur der gute König und die schöne Prinzessin ließen sich in ihrer Bewunderung nicht irre machen, sie sprangen eilig von ihrem Thron herab und halfen dem gefallenen Fürsten wieder auf die Beine. Nußknacker aber brach in bittere Schmähungen aus; er nannte die Vögel, die ihn umgeworfen hatten, alberne hochfliegende Narren, die sich über alles auf der Welt erhüben, die alle Ordnung und Regel über den Haufen würfen. Sein Zorn wurde nicht eher besänftigt, als bis der künftige Schwiegervater versprach, daß auch er, um ähnliche Unfälle zu vermeiden, nichts Fliegendes, selbst keine fliegenden Blätter in seinem Lande dulden wolle.

Allmählich war alles wieder auf die Beine gekommen, der übrige Teil des Tages verging unter Jubel und Lustbarkeiten, und am folgenden Tage ward die Hochzeit des Fürsten Nußknacker mit seiner schönen Braut auf das allerglänzendste gefeiert; darauf nahmen beide Völker voneinander freundlichst Abschied, die Wurzelmänner kehrten in ihr Tal zurück, das Puppenvolk blieb auf seiner Nußwiese.

Fünftes Kapitel.

Das Puppenreich wird eingerichtet. — Übermut Nußknackers, seiner Gemahlin und seiner Untertanen. — Abneigung beider Völker. — Der Wurzelkönig entsagt der Regierung. — Nußknacker ein Tyrann. — Rüstungen im Wurzelreich. — Der Krieg. — Hampelmanns Tod. — Flucht und Untergang des Puppenreichs. — Nußknackers Tod. — Rettung der Fürstin.

Ganzer acht Tage bedurfte Fürst Nußknacker, um seinen Staat einzurichten, die Städte, Festungen und Dörfer an

geeigneten Stellen aufzubauen und seinen Untertanen ihren Platz und ihre Tätigkeit anzuweisen. Alles das wurde mit Hilfe des lustigen Ministers Hampelmann, der die Seele des Ganzen war, vortrefflich ausgeführt. Es schien auch, als wolle der Himmel selbst das neue Fürstentum begünstigen, denn bisher hatte sich kein Wölkchen am Himmel gezeigt, kein Windstoß eine Kompanie Soldaten umgeworfen, kein Regen die schönen bunten Wasserfarben des Schlosses abgespült oder die fürstlichen Dekorationen des großen Theaters aufgeweicht.

So lebte die junge Fürstin einige Tage mit ihrem Gemahl herrlich und in Freuden. Sie hatte bereits ihre alten Kleider aus Blumenblättern und Spinneweben abgelegt und trug sich, wie die eleganteste Staatspuppe, nach dem neuesten Pariser Modejournal. Ihre munteren natürlichen Bewegungen gewöhnte sie sich ab und nahm die steifeste Haltung ihres Mannes und ihrer Hofdamen an, die es für unanständig hielten, den Kopf nur etwas auf die Seite zu drehen. Das Gehen verlernte sie fast ganz; dagegen fuhr sie häufig auf Bälle, Konzerte und Paraden, auf Maikäferhetzen und Fliegenjagden. Ihr liebstes Vergnügen war und blieb der Putz. Alle Tage wechselte sie ihren Anzug, und vor ihren Fenstern waren sämtliche Modebuden aufgestellt, so daß sie gleich beim Aufstehen die ersten Blicke dahin werfen konnte.

Aber auch ihr Gemahl und seine Untertanen wurden immer übermütiger. Sie verachteten alles, was nicht Puppe und nicht so schön angestrichen und lackiert war wie sie. Jedes geflügelte Tier, das in ihre Nähe kam, wurde mit der härtesten Grausamkeit verfolgt.

Auch die Wurzelmänner, die von Zeit zu Zeit zum Vergnügen herüberkamen, wurden immer kälter empfangen. Bald blieben sie ganz weg. Selbst der gute König mußte es erleben, wie sein Schwiegersohn und seine eigene Tochter ihn mit der Zeit lieblos behandelten. Da verwandelte sich

natürlich die frühere Freundschaft der beiden Völker schnell in bitteren Haß. Noch waren nicht vier Wochen vergangen, so trieb Fürst Nußknacker seinen Übermut so weit, daß er von den Wurzelmännern einen monatlichen Tribut von zweitausend Stück ausgesuchter Haselnüsse forderte, dabei an der Grenze seine Truppen zusammenzog und alle Festungen in einer Linie gegen das Wurzelreich aufstellen ließ. Im Falle der Weigerung wollte er mit Heeresmacht in das Land seines Schwiegervaters einfallen.

Eine solche Verletzung alles Rechtes mußte das weiche Gemüt des guten Königs aufs bitterste empören. Einen ganzen Tag lang weinte er die hellen Tränen in seinen bemoosten Bart hinein, dann sagte er sich öffentlich von der undankbaren Tochter los und beschloß, sie nie mehr vor Augen zu sehen. Endlich zog er sich selbst von allen Regierungsgeschäften zurück. Er fühlte wohl, daß er für ein so schwieriges Geschäft zu weichmütig sei.

Die Nachricht davon gelangte bald zu seiner Tochter. Jetzt gingen ihr die Augen auf, wie unwürdig sie ihre Hand verschenkt, wie tief sie durch Eitelkeit alle Pflichten gegen ihren Vater und gegen die verletzt hatte, die ihr früher lieb und wert gewesen. Leider war es zu spät. Sie versuchte alles, ihren Mann von seinen unbilligen Forderungen abzubringen; er blieb bei seinem Vorsatz. Da sie aber mit Bitten nicht nachließ, richtete er endlich seinen Zorn auch gegen sie, schloß sie in ihr Zimmer ein und wollte nichts weiter von ihr hören. Statt Lust und Heiterkeit waren nun Schmerz und Reue ihre ständigen Begleiter.

Indes war im Wurzelreiche ein junger kräftiger König gewählt worden. Er teilte den Ingrimm seines Volkes gegen die frechen Eindringlinge und erklärte ihnen kurzweg den Krieg. Er beschloß, sie in einem furchtbaren Kampfe gänzlich zu vertreiben oder zu vernichten, daher berief er von allen Seiten Bundesgenossen. — Kaninchen und Maulwürfe, Eidechsen und Regenwürmer sollten unter der Erde in das

Land Nußknackers einbrechen und Städte und Dörfer umstürzen; Heuschrecken, Bienen und Käfer sollten aus der Luft über die Feinde herfallen: auf der Erde wollten die Wurzelmänner selbst mit spitzen Binsenpflanzen und scharfen zweischneidigen Grasschwertern die Feinde angreifen.

Der Morgen des verhängnisvollen Kampfes brach düster an, der Himmel hing voll schwarzer Wolken. In ihren grünen und braunen Moosröcken rückten die Wurzelmänner gegen die Nußwiese an, so daß der Feind sie nicht eher erkannte, als bis sie dicht unter seinen Festungen waren. Nun erhob sich ein Bombardieren und Feuern aus allen Schießscharten derselben, aber die Kugeln blieben in dem Moose der Angreifenden hängen, und mit lautem Gelächter erwiderten sie das furchtbare Schießen. Schnell drang das Wurzelheer auf der Nußwiese vor. Prinz Nußknacker warf sich ihnen mit seiner Leibgarde entgegen, wurde aber zurückgeschlagen. Er floh in den Palast und machte Hampelmann zu seinem Feldmarschall. Mit verzweifelten Sprüngen führte dieser auch die Hauptarmee ins Feld. Da überfiel ein allgemeiner Schrecken das Land. Schon hatten die unterirdischen Hilfstruppen der Feinde den Boden, wo das Puppenheer marschierte, und zugleich Festungen, Städte und Dörfer der Nußwiese unterhöhlt, und zu derselben Stunde stürzten fast sämtliche Gebäude des Landes mit lautem Krachen über- und untereinander zusammen. Auch den Feldmarschall Hampelmann packte ein alter grimmiger Maulwurf bei einem Beine und zog ihn trotz seines Hampelns in die Erde hinab. Nie hat man ihn wiedergesehen. — Das war das Signal zu einer allgemeinen wilden Flucht für das ganze glänzende Heer des Nußknackers, und mit dem Geschrei: „Rette sich, wer kann!“ stürzten die Fliehenden dem fürstlichen Palaste zu. Der aber war aus festen hölzernen Prachtstuben erbaut und trotzte noch am längsten den wühlenden Tieren. Hier hatte Nußknacker bereits seine Staatskutsche anspannen lassen. Mit seiner Gemahlin warf er sich schnell in diese hinein

und rief dem Kutscher zu: „Fort aus diesem Tal, so rasch es geht, so weit als möglich!“ Da drängte sich sein Volk in wildem Getümmel um die Kutsche herum, einen Halt daran zu finden; denn überall sausten aus der Luft Insekten herunter und warfen mit ihren Flügeln zu Boden, was nicht auf sehr festen Füßen stand.

So wälzte sich das fliehende Volk wie ein großer Knäuel über die Wiese dahin. Obgleich hart von seinen Feinden gedrängt und mit Verlust vieler Toten, gelang es ihm doch, unter den großen Hecken, die das Tal umgaben, hindurch zu schlüpfen und in den Wald zu entkommen.

Da sollte das Elend der Übermütigen seinen Gipfel erreichen. Selbst der Himmel brach gegen sie los, dichter Regen strömte auf sie herab. Mit Trauer sahen Nußknacker und seine Gemahlin aus ihrer Staatskutsche, wie die Gießbäche auf dem Wege anschwollen, wie ihre Untertanen, Häuser und Geräte im wilden Strudel an ihnen vorbeigetrieben wurden, wie von den Ihrigen einer nach dem anderen den Mühseligkeiten des Marsches erlag, in Abgründe stürzte oder in Wurzeln, Brennesseln und Laubabfall sich verwickelte und elendiglich umkam. Bald war Nußknackers ganzes Volk zugrunde gegangen. — Auch er fuhr nur noch wenige Schritte. Der Regen löste die geleimten Fugen der Kutsche auf, und das fürstliche Paar ward von der Wasserflut ergriffen. Erst jetzt erwachte wieder, durch die Not geweckt, der frühere kräftige Naturgeist der Prinzessin. Wie war sie sonst bei solchem Wetter jauchzend umhergesprungen und den Wellen entgegengeschwommen! — Mit der einen Hand faßte sie nur noch eben den Zopf ihres Mannes, mit der anderen einen Zweig. Schnell wollte sie sich mit ihm auf eine höhere Baumwurzel emporschwingen. Aber ach! selbst das Haar des geängstigten Fürsten war nicht mehr stark genug! Den Zopf behielt sie in der Hand, ihren Mann sah sie von den Strudeln fortgetrieben, und bald war er ihren Blicken entschwunden.

Erst rief sie ihm klagend nach, dann aber erregte sich ihr ursprüngliches Wesen um so kühner. Sie zerriß die läppischen modischen Kleider, die, vom Regen durchnäßt, ihre schlanken kleinen Glieder beengten. Rasch wickelte sie sich in die ersten besten Blätter und kletterte schnell wie ein Eichkätzchen einen alten Baum hinauf, in dessen Astloch sie Schutz suchte gegen das Unwetter und die hereinbrechende Nacht.

Sechstes Kapitel.

Der Vogelsteller und seine Familie. — Wie die Kinder mit seltsamen Schätzen heimkehren. — Die Leiche Nußknackers. — Das Weibchen aus dem Kranichneste und wer es gewesen. — Rührende Versöhnung auf der Nußwiese. — Drohende Gefahr für die Wurzelmänner. — Wie die Wurzelmänner auswanderten.

Zu derselben Zeit, als sich alle diese wunderbaren Dinge ereigneten, lebte am Ausgange des eben beschriebenen Waldes ein alter Vogelsteller mit seiner Familie. Seit den zwei Jahren, daß er sich hier angesiedelt hatte, war es ihm mit seinem Geschäft vortrefflich gegangen, und besonders im Frühling und Herbst waren so viele Vögel in seine Netze geflogen, daß er damit manchen Taler Geldes verdient, manchen Sparpfennig zurückgelegt hatte.

Nun war einmal an einem Frühlingstage ein sehr heftiger Regen gefallen, und seltsamerweise ließ sich seit jenem Tage kein Vogel mehr bei ihm sehen; seine Netze fand er des Morgens immer zerrissen, seine Leimruten verdorben, und selbst sein Uhu und die übrigen Lockvögel waren seit einiger Zeit aus ihren Käfigen und von ihren Stangen verschwunden. Und doch wohnte, wie er wohl wußte, kein Mensch im ganzen Walde, der das hätte tun können.

Einstmals hatte er seine Kinder mit der Holzkarre tiefer in den Wald geschickt, um Reisig zu suchen.

Es war Abend, sie kamen und kamen nicht wieder. Schon fing es an dunkel zu werden, und weil sie noch immer nicht da waren, überfiel ihn große Angst, und er beschloß,

ſie zu ſuchen. Er ſetzte eben den Fuß vor die Tür, da hörte er aus dem Walde ein Jauchzen und Lärmen. Gottlob! es waren ſeine lieben Kinder, die die Holzkarre hoch bepackt heranzogen und vor ſich her ſchoben.

„Ihr Tauſendſappermenter, wo bleibt ihr denn?“ fuhr er ſie halb ärgerlich, halb erfreut an; ſie aber lachten, und indem ſie das grüne Reiſig, womit ſie die Karre oben bepackt hatten, hinwegnahmen, riefen ſie, ganz rot im Geſicht vor lauter Vergnügen: „Schau einmal, Vater, was wir haben.“ Und ſiehe da, der ganze Wagen war mit zerbrochenem, verbogenem und zernagtem Spielwerk von unten bis oben angefüllt.

Und nun ging das Erzählen der Kinder an. Der Sinn ihres Durcheinanderſchreiens war der: Nachdem ſie ſich verirrt, wären ſie in ein ſchmales ebenes Tal gekommen, das ſich wie ein Fußweg in den Wald verloren. Es ſei dort noch ganz ſchlammig vom letzten Regen geweſen. Da hätten ſie denn alle dieſe Herrlichkeiten in buntem Gemiſch durcheinanderliegend gefunden, und wäre nicht die Sonne hinter die Tannen gegangen, ſo würden ſie den Weg noch weiter verfolgt haben. Der habe gar nicht aufgehört, ſondern ſei tief in dem Dickicht verſchwunden, und ſo weit ſie hätten ſehen können, wär' er fort und fort mit ſolchen Schätzen beſät geweſen.

Dem Vater kam die Sache ſeltſam vor. Er beſchloß, am anderen Tage den bezeichneten Pfad zu verfolgen; denn ſo hoffte er demjenigen auf die Spur zu kommen, der ihm die Vögel verſcheucht und die Netze zerriſſen hatte.

Als der nächſte Morgen durch den ſtillen Wald dämmerte, zog die ganze Vogelſtellerfamilie mit der Holzkarre dem Tale zu, und richtig! fand ſich alles, wie es die Kinder erzählt.

„Siehſt du, Vater, da iſt wieder ein ſo prächtiger Kerl von Holz!“ rief das jüngſte Kind und ſcharrte einen garſtigen

Nußknacker, von dem alle Farbe abgespült, und dessen Fußgestell abgelöst war, aus dem Schlamme hervor.

„Hu! Was der Kerl für ein Gesicht hat, und was für ein Maul, und was für hervorstehende Augen!“ riefen die Kinder durcheinander.

„Dummes Zeug! Die Fratze da!“ rief der Alte, der noch immer ärgerlich war, nahm ihnen den Nußknacker weg und warf ihn zur Seite, eine ganze Strecke in den Wald hinein.

Da zeigte sich seinen Blicken ein wunderliches Schauspiel. Aus einem Kranichneste, hoch auf einem alten Eichenbaum, erhob sich ein kleines weibliches Wesen von menschlicher Gestalt, ganz in weiße Spinneweben eingewickelt. Wie ein Eichkätzchen kletterte es den Baum herunter, lief eilig nach der Stelle, wo der zerbrochene Nußknacker lag, grub ihm mit beiden Händen ein Grab, legte ihn hinein, wobei zwei Kraniche ihm behilflich waren, und scharrte Erde darüber hin, worauf es eilig wieder auf den Baum und in das Nest zurück kletterte.

Der Vogelsteller und seine Familie standen mit offenem Munde da; sie wollten das kleine Wesen nicht verscheuchen, auch machte der neue Anblick sie unentschlossen, etwas dabei zu tun.

„Also du bist am Ende die kleine Hexe, die mir mein Brot wegnimmt,“ platzte endlich der Vogelsteller seinen so lange verhaltenen Ärger heraus. „Wart' nur, mein hübsches Vögelchen. Morgen kommen wir wieder her, mit Beil und Netzen, da wollen wir schon deinen Baum umhacken und dich einfangen. Fürs erste aber wollen wir einmal sehen, wo denn dieser Weg hinführt, und ob da nicht mehrere deines Gelichters sind?“

Er hatte seine Rede noch nicht beendet, als er sehen mußte, wie das kleine Weibchen ängstlich mit ihren weißen Schleiern aus dem Neste hinaus winkte. Da kamen sogleich die Kraniche herbeigeflogen, faßten das Nest mit den Schnäbeln,

hoben es aus den Zweigen und trugen es durch die Luft in schnellem Fluge davon.

Wer konnte das Weibchen wohl anders sein, als unsere Wurzelprinzessin?

Furcht vor ihrem Vater und ihrem Volk hatte sie abgehalten, in ihr Tal zurückzukehren. Dazu war die Reue über ihre Hoffart, mit der sie die sonst so befreundeten Vögel behandelt hatte, so mächtig in ihr geworden, daß sie beschloß, an diesen freundlichen Tierchen das wieder gut zu machen, was sie früher an ihnen verschuldet. Seit dem Unglückstage, der ihren Mann und dessen Volk vernichtet, hatte sie daher auf diesem Baume ihren Wohnsitz aufgeschlagen und sich mit liebender Sorgfalt aller jungen Vögel angenommen, deren Eltern gestorben waren. Eben sie war es auch gewesen, die trotz ihrer Furcht vor den Menschen die Netze des Vogelstellers alle Nächte zerriß und die Vögel warnte, in seine Nähe zu kommen.

In diesem Augenblick aber sah sie die Gefahr, die ihrem ganzen Volke drohte, wenn diese eigennützigen Menschen das Wurzelreich entdeckten: da mußten alle anderen Rücksichten schweigen.

Ohne Aufenthalt ließ sie sich von den Kranichen geradeswegs in ihr Tal tragen, mochte daraus entstehen, was da wolle.

Auf der Nußwiese, die noch jüngst der Schauplatz ihres falschen Glanzes und ihrer Torheiten gewesen, war gerade an demselben Tage das Volk der Wurzelmänner versammelt. Auch sie hatten die Prinzessin trotz ihrer Torheiten noch nicht aufgegeben und wollten eben auf die Bitten ihres Vaters beraten, was man tun solle, um die Entführte aufzusuchen.

Da senkten die Kraniche sich mit dem Neste herab; bald fiel die reuige Tochter ihrem hocherfreuten Vater um den Hals, und das ganze Volk hatte Mitleid mit ihr und vergab ihr aus Herzensgrunde.

In der Freude über ihr Wiedersehen wollte nun alles

ſich der unbefangenſten Luſt überlaſſen, aber die Prinzeſſin wies jede Heiterkeit zurück. Sie verkündete den Ihrigen die Gefahr, die ihnen drohe, von Menſchen entdeckt zu werden. Angſt und Schrecken überfielen das Wurzelvolk bei dieſer Nachricht. Nun war ſeines Bleibens in dieſem Walde nicht länger. Man beſchloß, auf der Stelle das Tal zu verlaſſen und durch unterirdiſche Höhlen in ferne Gegenden auszuwandern.

Der Zug ſetzte ſich auch ſogleich in Bewegung. Zu gleicher Zeit erſchien aber auch ſchon auf der Höhe der Felſen, hinter den dichten Hecken, der Vogelſteller mit ſeiner Familie.

Waren dieſe Leute erſt erſtaunt geweſen, um wieviel mehr waren ſie es jetzt, als ſie die ſämtlichen Wurzelmännchen in den Felſen verſchwinden ſahen.

Ganz erboſt darüber, daß er nicht hinzukommen konnte, griff der Vogelſteller in die Hecken und verſuchte auf jede Weiſe, ſie zu durchbrechen. Es half ihm alles nichts, er brachte nur zerriſſene Hände davon.

„Ei du Himmel!“ rief er aus, „hätt' ich nur mein Beil hier und meine Netze, die Knirpſe da einzufangen! Der reichſte Mann von der Welt könnt' ich werden, wenn ich die in der Stadt verkaufte oder für Geld ſehen ließe!“ Darauf nahm er ſchnell eine Vogelpfeife hervor und fing an zu blaſen und Lockweiſen zu ſingen. Er dachte die Kleinen dadurch wie Vögel herbeilocken zu können. Auch das war umſonſt. Das ganze Völkchen zog vor ſeinen Augen in den Fels. Die letzten kleinen Kerle lachten ihn noch obendrein aus, ſchnitten ihm ſpöttiſche Geſichter und machten ihm lange Naſen, und wie der allerletzte Zwerg in dem Berge verſchwunden war, ſchloß ſich deſſen Öffnung. Kein Menſch hat die Wurzelmännchen ſeitdem geſehen.

Der Roſenſtrauch.

In einem ſtillen Waldtal ſtand ein kleines Haus, das war ſo freundlich, daß jedes Jahr im Frühling die Schwalben hingeflogen kamen und ihre Neſter an dem Fenſtergebälk bauten, da wo der Weinſtock, der um die Fenſter herumgewachſen war, ihnen dazu Platz ließ. Neben dieſem Hauſe war ein Gärtchen eng und ſchmal, aber hübſch und heimlich, darin blühte ein Roſenſtrauch auf einem Platz, wie ihn ein Roſenſtrauch nur wünſchen kann. Die Erde, worin er wuchs, war ſo recht fett und ſchwarz; im Frühling blühten um ihn herum Primeln und Veilchen, im Sommer Levkojen und Lavendel, mit denen konnte er ſich unterhalten, ſoviel er Luſt hatte. Auch ſtand ein dichter Fliederbuſch nicht weit davon, darin hatten Vögel ihre Neſter, und hinter dem Fliederbuſch am Bach ſtand ein hölzerner Schuppen mit ſechs Bienenſtöcken, die waren voller Bienen. Da ſangen und ſummten die Vögel und Bienen und machten Muſik von morgens früh bis abends ſpät; es war eine rechte Freude, das anzuhören. Was aber dem Roſenſtrauch ganz beſonders gefallen konnte, das war das blonde Anne-Mariechen, die in dem kleinen Hauſe wohnte. Sie pflegte ihn gerade, als wäre er ihr Kindchen. Morgens, wenn ſie friſch gewaſchen und glatt gekämmt in den Garten kam, da war das erſte, was ſie tat, daß ſie ihren lieben Roſenſtock begoß, ihm die Raupen ablas, ihm die vertrockneten Blätter abſtreifte, und wenn irgendeine Brenneſſel oder ſonſt ein häßliches Unkraut über Nacht in ſeiner Nähe aufgeſchoſſen war, riß ſie es aus und warf es über den Zaun. Dafür ſchenkte ihr der Roſenſtock denn auch, wenn ſeine Blütezeit war, die ſchönſten Knoſpen. Das ſah einmal hübſch aus, wenn Anne-Mariechen Sonntags, wenn ſie zur Kirche ging, ſich die Roſen an ihr himmelblaues Bruſttuch ſteckte; und wenn ſie abends im Schatten des Fliederbuſches neben ihrem lieben Roſenſtock ſaß, ihre Liederchen ſang und dann wieder ab und zu ihr klein weiß

Näschen tief, tief in die Roſen hineinſteckte, um ſich an ihrem Geruch zu ergötzen, da waren beide, der Roſenſtock und 's Anne-Mariechen, ſo vergnügt und ſtill zufrieden, wie man es nur irgend ſein kann.

So ging das Ding eine Zeitlang fort, bis einmal ein fremder Vogel in den Garten geflogen kam, der ſetzte ſich auf den Gartenzaun und ſang dem Roſenſtock ein nie gehörtes Lied vor. Er erzählte, wie ſchön es ſei weit fort außerhalb des Waldes: da ſtände ein prächtiges Königsſchloß, und neben dem Schloß wäre ein herrlicher Garten; in dem Garten wüchſen keine Primeln und kein Thymian, keine Aurikeln und kein Lavendel — nein! — da ſtänden die ſchönſten Blumen aller Art gerade ſo ſtolz und ſchön wie die Fräulein, die in dem Garten immer herumſpazierten, und da rieſelte auch nicht nur ein gewöhnlicher Bach — nein! — hohe Springbrunnen plätſcherten dort in marmornen Becken, und ſtatt der Nachtigallen im Fliederbuſch plapperten dort grüne und rote Papageien in zierlichen Vogelhäuſern.

Der Roſenſtrauch konnte ſich an dem Liede nicht ſatt hören. „Was meinſt du," fragte er den Vogel, „würde ich in den Garten wohl hinpaſſen?"

„Warum denn nicht," antwortete der Vogel. „Du biſt ſchöner wie viele andere Blumen in der Welt! Und außerdem gehörſt du auch gar nicht hierher, unter die erbärmlichen Primeln und Levkojen. Da drüben, da drüben! da gehörſt du hin, da iſt der rechte Platz für dich!"

„Aber das Anne-Mariechen!" rief der Roſenſtrauch und ſchüttelte bedenklich ſeine Zweige. „Das pflegt mich, und ich habe es ſo lieb!"

„Ach was! Anne-Mariechen hin, Anne-Mariechen her! Da drüben iſt ein gelehrter Kunſtgärtner und ſechs Gehilfen, die werden dich ganz anders warten und hüten, und die ſchönen Fräulein, die wirſt du erſt recht lieb gewinnen, wenn du ihre ſeidenen Kleider und ihre feinen Geſichter ſiehſt. Die

werden auch nicht immer deine Knoſpen brechen und dich mit Riechen inkommodieren, wie das einfältige Anne-Mariechen in ihrem Leinenröckchen mit den braunen Fingern und dem Stumpfnäschen — die ſehen dich nur an und machen Gedichte an dich und ſingen dir Lieder vor, wie kein Vogel und keine Biene nnd kein Bauernkind es vermag."

„Nein, das muß prächtig ſein!" rief der Roſenſtrauch, „da muß ich hin, mag's werden, wie es will!"

„So iſt's recht!" rief der Vogel, „alſo auf baldiges Wiederſehen!" Und damit flog er fort.

Aber dem Roſenſtrauch war es, als hörte er immer noch den Wunderſang Tag und Nacht, und er ſehnte ſich fort, fort von hier in den ſchönen Garten. Und er klagte den Blumen nunmehr ſein Leid, doch ſie alle, groß und klein, flüſterten: „Gar ſchön iſt's hier beim lieben Anne-Mariechen." Und er fragte die Bienen, die ſummten und brummten: „Nein, nein! Bleib' hier, beim Anne-Mariechen!" Und den Vögeln im Fliederbuſch klagte er auch, und ſie ſangen luſtig und laut: „Wie ſchön iſt's hier, bleib' hier, bleib' hier!"

Doch der Roſenſtrauch war gar töricht, er hörte nicht auf den Rat ſeiner Freunde, die es ſo gut mit ihm meinten, er ſah gar nicht mehr, wie ſchön alles um ihn her war, merkte kaum auf Anne-Mariechens zärtliche Pflege: alle ſeine Gedanken und Wünſche flogen zum ſchönen Garten hinüber. Und er bat den Bach: „O nimm mich mit und bring' mich zum Königsgarten." Aber die Wellen rauſchten: „Nein, nein! das kann nicht ſein! Bleib' hier, bleib' hier, beim Anne-Mariechen!"

Und der Vogel kam wieder und wieder und ſang die lockende Weiſe, und der Roſenſtrauch ward immer trauriger und bat wieder und wieder den Bach: „O nimm mich mit, nimm mich mit!" — —

Es war Sommer und heiße Tage kamen; die Sonne brannte, und alles ſchmachtete nach Friſche und Kühlung.

Der Roſenſtock konnte wohl zufrieden ſein, denn reichlich waren ſeine Wurzeln mit Waſſer getränkt vom kleinen Anne-Mariechen, die es mühſam geſchöpft, denn der Bach war faſt vertrocknet bei der großen Hitze; aber dennoch ließ der Roſenſtrauch die Blätter und Knoſpen hängen und war gar traurig, und Anne-Mariechen ward es mit ihm. Sie konnte nicht begreifen, warum er nicht luſtig fortgrünte und blühte, tat ſie ihm doch alles Liebe und Gute. Noch vor Schlafengehen brachte ſie ihm wieder Waſſer und ſah ihn lange freundlich und nachdenklich an.

Und in der Nacht zog ein entſetzliches Wetter herauf! Der Sturm ſauſte durch die Luft, Blitze fuhren durch die Dunkelheit, der Donner krachte unaufhörlich und dann rauſchte mächtiger Regen nieder. Der Bach ſchwoll an und ſeine Wellen rauſchten eilig am Roſenſtrauch vorüber, da rief der: „Jetzt nimm mich mit, nimm mich mit! Bring' mich zum Königsgarten!“ — In demſelben Augenblick ging die Tür des kleinen Hauſes auf, und Anne-Mariechen erſchien in derſelben. Sie wollte ſehen, ob das Unwetter ihrem lieben Roſenſtrauch nicht zu weh täte. Ein heller Blitzſtrahl zeigte ihre kleine Geſtalt im leichten Röckchen, ihr angſtvolles Geſichtchen — aber Sturm und Regen tobten gar zu arg und jagten ſie zurück ins Haus. Und die Wellen riefen: „Bleib' hier, bleib' hier, beim Anne-Mariechen!“ Aber der Roſenſtrauch bat und flehte immer mehr und mehr und immer heftiger und dringender, und da ward der Bach zornig: „Jetzt hab' ich's ſatt,“ rief er, „ſo komm denn mit, du Tor, wenn du durchaus es willſt.“ Und er riß den Strauch mit allen Wurzeln aus dem Boden; heftiger Schmerz durchzuckte ſeine Zweige, Blätter, Blüten und Knoſpen, und er ächzte tief auf — der Bach aber riß ihn fort, weit fort in die ferne Welt hinaus!

Das Gewitter war vorüber, die Nacht tief dunkel, und auf den ſchäumenden Wellen fuhr der Roſenſtrauch weiter und weiter. Es ward ihm angſt und bange, und er rief

den Wellen zu: „Nicht so schnell“ — und dann in steigender Furcht: „O bringt mich zum Anne-Mariechen!“ Aber der Bach rauschte: „Du hast's gewollt!“ und rauschte weiter, immer weiter.

Da endlich kam der Morgen! Der Lauf des Baches ward allmählich langsamer, und plötzlich fühlte der Rosenstock einen Halt am Ufer; er lag am Fuß einer kleinen Brücke. Leicht schwang sich ein feiner Bogen mit zierlichem Geländer über den Bach, ganz anders als der kleine Steg an Anne-Mariechens Häuschen. Die Sonne ging auf in stiller Pracht, und der Rosenstock schaute erstaunt um sich; welch glitzernde, strahlende Herrlichkeit umgab ihn! Ja! das war der Königsgarten, von dem ihm der Vogel erzählt. In der Ferne sah er das prächtige Schloß, ringsum den herrlichen Garten mit seinen Blumen, Springbrunnen und Wundervögeln, und auf allen Bäumen, Sträuchern, Blumen glänzten Tausende von Diamanten, die Regentropfen der Nacht, im Sonnenschein. Der Rosenstock war voll Freude und Bewunderung; bald aber überkam ihn ein Gefühl der Trauer und des Zagens. O, wie einsam und verlassen lag er hier! Er sah flinke Gärtnerburschen in zierlicher Kleidung, die hier eine vom Sturm gebeugte Blume aufbanden, dort abgebrochene Zweige sammelten, aber niemand kümmerte sich um ihn — fern war das Kind, das ihn so treu gepflegt, so sehr geliebt! — Und wie klein, wie unbedeutend fühlte er sich in der ihn umgebenden Pracht!

So verging Stunde auf Stunde; immer trauriger ward der arme Rosenstrauch. Sollte er hier im Anschauen der ersehnten Herrlichkeit verschmachten? O, wenn der Bach ihn wieder mitnähme und brächte ihn zum Anne-Mariechen. Aber der Bach hörte nicht auf sein Seufzen; er tat, als kenne er ihn nicht mehr, und lief eilig vorüber.

Da plötzlich sah der Rosenstock zwei schlanke Mädchengestalten vom Schloß herkommen. Ein kleines Windspiel lief vor ihnen her, umkreiste sie spielend in zierlichen Sprüngen

und kehrte dann wieder liebkosend zur schönen Herrin zurück. Ja, das waren die Königsfräulein mit den seidenen Kleidern und den feinen Gesichtern, von denen der Vogel erzählt hatte; glitzerten doch auch ihre langen Locken im Sonnenschein wie lauteres Gold. „Sie werden mich finden, mich aufnehmen und pflegen," so hoffte er. Das Hündchen kam heran, beschaute und berooh den Gast aufmerksam und schoß wieder weiter; doch auch die schönen Fräulein kamen näher und näher. Jetzt betraten sie die Brücke und schauten ringsum, als sie oben standen. Da rief die Größere: „O sieh, der schöne Rosenstock! Wo mag der herkommen? Ich will's dem Gärtner sagen, der soll ihn einpflanzen" — und sie gingen vorüber! Wie wäre das Anne-Mariechen zu seiner Hilfe herbeigesprungen, hätt's nicht geachtet, wenn die Dornen ihre Fingerchen gestochen, ihr Kleidchen zerrissen. Der arme Rosenstrauch war gar traurig.

Bald kam nun ein munterer Gärtnerbursch und nahm ihn mit zu seinem Herrn, dem Obergärtner, und der sagte: „Es ist ein guter Rosenstrauch; wir können ihn gebrauchen. Pflanze ihn ein, hier nahe beim Springbrunnen. Aber der Rosenstrauch muß anders werden. Ich will ihn beschneiden, und er soll künftig nicht nur hellrote, sondern auch weiße, gelbe und dunkelrote Blüten tragen."

Und so geschah es. Die Zweige wurden gestutzt, andere Triebe künstlich eingesetzt. Mit neuen Augen schaute nun der Rosenstrauch um sich, aber fröhlich konnte er nimmer werden. Wohl war es schön um ihn her — aber die Lieder, die der Springbrunnen neben ihm sang, waren immer die gleichen, einförmig und langweilig; die fremden Blumen umher erzählten einander von ihrer fremden Heimat gar seltsame Geschichten. Der Rosenstock aber wollte von nichts lieber hören als von Anne-Mariechen im stillen Waldtal, und davon wußten sie nichts, und wenn er ihnen von dort erzählte, so hörten sie kaum zu. Und die anderen Rosen, seine schönen Schwestern, die im Garten standen, kümmerten

ſich auch nicht um ihn. Und ſelbſt die bunten Vögel mit ihren Wunderliedern und ihrer gelehrten Sprache machten ihm keine Freude. Er wurde achtſam gepflegt, man ließ es ihm an nichts fehlen; auch die ſchönen Königsfräulein kamen öfter in den Garten, gingen an ihm vorüber, ſahen auch wohl mit freundlich teilnehmenden Blicken auf ihn — aber ſie liebten ihn nicht wie's Anne-Mariechen! An die dachte er Tag und Nacht. Er wußte es nur zu gut, das Kind ſehnte ſich auch nach ihm und trauerte wohl gar um ihn! Faſt weinte er ſich die Augen aus, ward welk und krank.

Und eines Morgens kam der Gärtnerburſch, riß den armen Roſenſtrauch aus dem Boden und warf ihn zum Garten hinaus. Da lag er nun verſchmachtend an der Mauer, und ſeine dürren Zweiglein flüſterten noch traurig: „O Anne-Mariechen, wär' ich bei dir geblieben!"

Der Faule und der Fleißige.

Zwei Leute, ein Fleißiger und ein Fauler, gingen eines Morgens mitſammen über Feld. Da ſahen ſie vor ſich, weit ins Land hinein, ein glänzendes Schloß auf dem Berge liegen; es funkelte in der Sonne, daß es eine wahre Luſt war, dahin zu ſchauen. „Dorthin laßt uns gehen!" ſagte der Fleißige. — „Ja, wer nur erſt da wäre!" ſagte der Faule. — „Das könnt ihr noch heute," ſprach eine helle Stimme hinter ihnen, „ihr ſeid ja ein paar junge, rüſtige Geſellen."

Wie ſie ſich umſahen, woher die Worte kämen, erblickten ſie eine ſchöne Frau; ſie ſtand auf einer Kugel, und dieſe rollte mit ihr raſch nach dem Schloſſe zu, an ihnen vorbei. „Die hat's gut," ſprach der Faule, „die braucht kein Bein zu rühren und kommt doch vorwärts," und damit ſetzte er ſich ins Gras nieder. Der Fleißige aber bedachte ſich nicht lang, lief ihr nach, ergriff ſie an dem Zipfel ihres weiten

Mantels und sprach: „Wer bist du?“ — „Das Glück,“ antwortete die Frau, „und jenes Schloß ist mein. Kommt mir nach! und seid ihr vor Mitternacht da, so will ich euch freundlich aufnehmen. Kommt ihr aber nur eine Sekunde nach Mitternacht, so ist für euch mein Haus verschlossen!“

Bei diesen Worten entzog sie ihren Mantel der Hand des Gesellen und rollte so rasch dahin, daß sie bald seinen Blicken entschwunden war.

Der Geselle kehrte zu seinem Kameraden zurück, erzählte ihm, was ihm begegnet, und sagte: „Ich geh' hin. Kommst du mit?“ — Der aber sprach: „Bist du toll? — Ja, wenn ein Pferd hier wäre und mich hinbrächte!“ — „Ade,“ rief der andere und trat seine Reise an.

Der Faule dachte: „Lauf' du nur immer zu; der Zufall ist schon manchem im Schlafe günstig gewesen, vielleicht ist er's mir heute auch einmal.“ Damit legte er sich auf den Bauch und blinzelte behaglich, aber doch etwas sehnsüchtig nach dem flimmernden Schlosse hin.

Plötzlich fühlte er um seine Ohren etwas Warmes schnuppern, und als er sich langsam umwandte, siehe, da stand ein hübsches, munteres Pferdchen da, das war glänzend weiß, schüttelte die Mähnen und wieherte lustig in die frische Morgenluft hinaus.

„Hab' ich's nicht gleich gesagt!“ rief der Geselle, „wer nur dem Zufall vertraut! Komm her, mein Tier, wir wollen gute Freunde sein!“ — Mit diesen Worten hob er sich ruhig in den Sattel, und wie der Wind flog das Tier mit ihm auf und davon. Bald holte er seinen Kameraden ein. „Viele Grüße an Schusters Rappen von meinem Schimmel!“ rief er ihm im Vorbeijagen zu. Der aber ließ sich nicht stören, sondern schritt rüstig und sicher seine Straße vor sich hin.

Auf einer buschigen Anhöhe machte der Schimmel mit seinem Reiter um Mittag plötzlich Halt. „Recht so,“ sprach dieser, „du bist ein ganz gescheites Tier. Eile mit Weile,

das iſt die wahre Weisheit. Das Schloß da läuft uns nicht fort, aber der Appetit, wenn man ſich überhungert."

Nun ſtieg er vom Pferde, ſuchte einen weichen, ſchattigen Abhang neben einem bequemen Stein, ließ ſich ins Moos nieder, ſtemmte die Beine gegen einen Baumſtamm und hielt ſein Mittagsbrot, denn glücklicherweiſe befand ſich Brot und Wurſt in ſeinen Taſchen und ein guter Schluck in ſeiner Korbflaſche. Und als der Magen gefüllt war, und ihn der Schlaf überkam, folgte er dieſer ſüßen Lockung, ſtreckte alle viere von ſich und ſchlief ruhig ein.

Das war ein Schlaf! So ſchöne Träume hatte er noch nie gehabt. Ihm träumte, er ſei ſchon im Schloſſe, läge auf ſeidenen Polſtern, und was er wünſche, käme ihm von allen Seiten zugeflogen, ohne daß er auch nur den kleinſten Finger zu rühren brauche. Zuletzt war es ihm, als würde ein großes Feuerwerk abgebrannt, und die ſchönſte Muſik ſpielte dazu das Lied: „Friſcher Mut, leichtes Blut iſt des rüſt'gen Wandrers Gut." — Da wachte er auf.

Er rieb ſich die Augen. Nun ſah er, daß die Sonne hinter dem Schloſſe ſoeben unterging und ihm noch den allerletzten Strahl in die Augen warf. Aus dem Tale vor ihm aber ſchallte die Stimme des Kameraden herauf, der ſang das Lied, das ihm ſoeben im Traume in die Ohren geklungen hatte, und ſchritt, ohne umzuſehen, vorwärts. — „Ei der Tauſend," rief der Faule. „Nun aber iſt's denn doch Zeit, aufzubrechen. Schimmel! wo biſt du?"

Ja, da war kein Pferd in weiter Runde mehr zu ſehen, wohl aber weidete auf der Anhöhe ein alter grauer Eſel. — Der Geſelle rief, er lockte, er pfiff — nichts da! — Das Pferd blieb fort, und der Eſel kam nicht herbei. So mußte er ſich denn doch entſchließen, zum Grauen hinzugehen und ihn zu beſteigen.

Der ließ ſich's auch ruhig gefallen und trabte gemächlich mit ihm vorwärts, freilich ſein Schimmel war's nicht, der ging raſcher, und was das ſchönſte war, viel bequemer.

Bald fing es an dunkel zu werden, und Wolken zogen herauf. Auch hatten sie in dem Schlosse, wie man deutlich sehen konnte, die Lichter schon angesteckt. — Da ging die Not los. Der Esel schlich langsamer und immer langsamer, und als er mitten in einem rabenschwarzen Walde war, blieb er mit einem Male ganz und gar stehen. Da half kein Bitten, kein Streicheln, kein Zügelreißen, und als sein Herr ihm zuletzt mit Hacken und Fäusten eine volle Stunde lang fortwährend zugesetzt, machte das Tier kurzen Prozeß: Kopf zwischen die Beine, Hinterteil in die Höhe, und mit einem Ruck lag mein Reiter auf dem harten Boden.

Das war kein Polsterkissen, und nun gar für einen, dessen Arme und Beine von dem Schlagen selbst ganz zerschlagen waren. Und vor ihm flimmerte das Schloß schon ganz nah durch die Bäume, als winke es ihn so recht zu sich hin. Ach, was für prächtige Betten mußten da drinnen sein!

Dieser Gedanke einzig und allein gab dem Zerschlagenen die Kraft, aufzustehen. Aber was nun machen? — Gehen? — Das war ganz unmöglich, er konnte ja kaum noch stehen, so schmerzten ihn alle Glieder. Vielleicht hatte sich ja auch sein Grauer eines Besseren besonnen. Er tappte also wohl eine Viertelstunde nach ihm umher, stieß hier den Kopf an einen Baum, riß da sein Gesicht an den Dornen entzwei, stolperte überall an Wurzeln und Steine, aber wer nicht zu finden, das war der Esel. — An Liegenbleiben war nun gar nicht zu denken; denn von Zeit zu Zeit ging ein Heulen durch den Wald wie von hungrigen Wölfen.

Plötzlich stieß er an etwas Weiches, es war nicht sein Esel, aber es war doch wie ein Sattel anzufühlen. Eben wollte er sich hinaufschwingen, als er merkte, es sei ein kaltes, nasses Tier, das er besteige. — Ihm schauderte. Indem aber schlug eine Glocke in der Ferne. Er zählte, sie schlug elf Schläge. Es war die höchste Zeit, in einer Stunde konnte er das Schloß noch erreichen — er hob sich in den Sattel.

Es saß sich auch gar nicht übel da oben, ungemein weich und im Rücken eine hohe Lehne, auch ging das neue Tier sehr sicher, nur noch viel langsamer als das frühere. Dennoch kam er dem Schloß allmählich immer näher, und schon konnte er die erleuchteten Fenster darin zählen, als der Mond aus den Wolken trat und hell auf ihn herunter schien.

O Wunder! was erblickte er da! Das Tier, worauf er saß, war kein Pferd und kein Esel, sondern eine großmächtige Schnecke, so groß wie ein Kalb, und ihr Haus, das sie auf dem Rücken trug, hatte ihm zur Lehne gedient. Da war's nun wohl natürlich, daß er nicht schneller weiter kam. — Ihn überlief es eiskalt! Aber das half alles nichts, er mußte froh sein, auf solche Weise seinem Ziele näher zu kommen. Und wirklich, schon schlug die Glocke aus der Ferne den ersten der zwölf Schläge, mit denen sie in langen Zwischenräumen die Mitternachtsstunde verkündigen sollte. In demselben Augenblicke schob sich sein neues Saumtier mit ihm aus dem Walde heraus, und das prächtige, wunderbare Schloß des Glückes lag ganz dicht vor ihm da. Bisher hatte der Faule auf seinem Sitz kein Glied gerührt, jetzt drückte er dem Tiere beide Fersen in die weichen, schwammigen Seiten. Das aber war solche Behandlung nicht gewohnt, im Nu zog es sich mit Kopf und Kragen in sein Haus hinein und ließ den Reiter zu Boden gleiten.

Jetzt brummte die Turmuhr den zweiten Schlag. — Hätte der Faule sich zusammen genommen und seinen Füßen vertraut, noch immer hätte er sein Ziel erreichen können, ehe der letzte Schlag verhallt wäre. Aber nein! Er stand da und rief jammernd: „Ein Tier! ein Tier! was es auch sein mag, nur ein Tier, das mich zum Schlosse hinträgt!“

Unterdes aber waren fast sämtliche Lichter im Schlosse erloschen, der Mond trat wieder hinter dunkle Wolken und ringsherum war es, wie früher, dunkle Nacht.

Die Turmuhr schlug den dritten Schlag. — Da hörte er neben sich etwas rasseln, es kam durch die Dunkelheit

daher wie ein gepanzert Roß und hielt neben ihm still. — Das wird mein Schimmel sein, dachte der Faule, den hat mir der Himmel zur rechten Zeit geschickt! So rasch es ihm möglich war, schwang er sich dem Tiere auf den Rücken; nur ein kleiner Hügel war noch zu erklimmen, noch sah er die Torflügel des Schlosses offen, und in der Tür stand sein Kamerad und winkte ihm jubelnd mit seiner Mütze zu.

Schon schlug die Turmuhr den vierten Schlag, da fing das Tier, worauf er saß, an sich zu bewegen; — sie schlug den fünften Schlag, da ging es vorwärts; — sie schlug den sechsten Schlag, da stand es still; — sie schlug den siebenten Schlag, da erhob sich das Tier abermals, nahm einen Anlauf und ging rückwärts! — Vergebens suchte er sich hinabzuwerfen. Bei einem flüchtigen Strahl des Mondes erschien ihm sein gepanzertes Roß als ein schauriges Ungeheuer mit zehn Beinen, von jeder Seite erhob es eine riesige Schere, und kniff und hielt ihn fest an den Armen. Er schrie um Hilfe. Umsonst! Immer weiter kam er von dem Schlosse zurück, und immer näher rückte der entscheidende Augenblick. Die Turmuhr brummte einen Schlag nach dem anderen herunter und endlich den zwölften — noch einmal sah er den Wunderbau vor seinen Blicken in hellem Lichtschimmer aufleuchten, aber in demselben Moment hörte er auch die Torflügel mit gewaltigem Prasseln zuschlagen. — Der Eingang zum Schlosse des Glücks war ihm für immer verschlossen; und als er beim Scheine des flammenden Lichts das Ungeheuer, das ihn immer weiter und weiter rückwärts riß, näher betrachtete, siehe, da war es ein ungeheurer Krebs.

Wo er auf diesem Rosse hingekommen, weiß ich nicht zu sagen. Kein Mensch hat sich weiter um ihn bekümmert.

Sein Kamerad aber ward von der schönen Herrin des Schlosses aufs freundlichste empfangen und aufs köstlichste bewirtet; auch soll sie ihm Zeit seines Lebens behilflich gewesen sein, große Dinge zu vollbringen, seinen Mitmenschen Freude zu bereiten und Notleidende zu unterstützen.

Die Waldmühle.

1.

Ein lustiger Soldat kam aus dem Kriege zurück. Er hatte tapfer gefochten, und das Herz saß ihm auf dem rechten Fleck. Den Ranzen auf dem Rücken, die dampfende Pfeife im Munde, den Knotenstock in der Hand, zog er seines Weges und dachte schon mit Vergnügen an die nächste Schenke, wo er zu Mittag einkehren würde. Die letzte Nachtherberge war erbärmlich gewesen, das Brot darin hart und das Bier sauer. In so tröstliche Gedanken vertieft, merkte er nicht, daß er von der Landstraße abgekommen war; der Weg wurde immer öder, das Gestrüpp wilder, und ehe er sich's versah, befand er sich in einem dichten Walde. „Auch gut!" sprach der lustige Bruder vor sich hin, „im Schatten marschiert sich's frisch, der Tabak im Pfeifel verpafft nicht so flink als da draußen, wo der Wind geht, und ein Lied klingt im Grünen noch einmal so schön, das weiß jeder dumme Vogel so gut wie ich!"

Bald stand die Sonne ihm hoch über dem Kopf, und im Walde regte sich kein Lüftchen. Wenn sein Lied zu Ende war, hörte er die Käfer summen, die Blätter von den Bäumen fallen und das Rascheln der Eidechsen, die vor seinen Füßen am Wege ins Gestrüpp schlüpften; aber rings im Dickicht lag der Mittag um so schwüler und stiller.

Wie er so fortschritt, bemerkte er, daß vor ihm her in der Luft sich etwas Weißes bewegte, wie ein kleines sich ringelndes Wölkchen, das, vom Winde bewegt, allerlei Gestalten annahm. „Hm!" brummte er, „was der Tabak in meinem Pfeifel heute nur für einen absonderlichen Dampf von sich gibt; macht mir da allerlei Faxen und Figuren vor den Augen her! Bald sieht's aus wie eine Wolke, bald wie ein Vogel, bald wie ein Gesicht, bald wie eine Hand, die mir winken tut; ist mir mein Lebtag so etwas nicht vor-

gekommen!“ — Bald war aber ſeine Pfeife ausgebrannt, und das Geflimmer hörte doch nicht auf.

Er rieb ſich die Augen. Noch immer ſchwirrte das weiße Ding vor ihm her, aber jetzt ſah er deutlich, daß es ein großer Schmetterling war, wie er bisher noch keinen geſchaut.

Den Blick immer auf das flatternde Tier gerichtet, hatte er bald auch die letzte Spur eines Fußpfades verloren; dabei ſetzte ihm ſein hungriger Magen gewaltig zu, und doch war weit und breit keine Menſchenwohnung zu ſehen, viel weniger eine rauchende Küche. „Kamerad,“ rief er dem Schmetterlinge zu, der immer auf den wegſamſten Stellen vor ihm herflatterte, „du ſcheinſt hier Beſcheid zu wiſſen. Des Spaßes halber will ich noch eine Zeitlang hinter deiner Fahne herlaufen; wie wär's, wenn du mich ſo raſch wie möglich in ein gutes Quartier brächteſt?“

So ging er denn folgſam hinter ſeinem neuen Führer her.

Bald ward die Waldung lichter, ein geſchwätziger Bach ließ ſich hören, immer näher und näher, ein Hund ſchlug in der Ferne an, und es dauerte nicht lange, ſo vernahm er das Klappern einer Mühle. Die ſchönſte Regimentsmuſik und der prächtigſte Zapfenſtreich hatten ihm nie ſo herrlich geklungen als dieſes einfache Geklapper; denn ſchon ſah er in ſeiner aufgeregten Phantaſie ganze Kompanien gebratener Hühner, Gänſe und Schweine in Reih' und Glied nach dem Takte des Mühlrades geradeswegs in ſeinen Mund marſchieren.

Das fuhr ihm recht friſch durch alle Glieder, ganz von ſelbſt ſchritten ſeine Beine jetzt vorwärts, während er ſie noch eben mühſam hinter ſich hergeſchleppt hatte. Nun ſah er bald zwiſchen den Bäumen ein Strohdach, worauf die Sonne glitzerte, dann erſchien ein Zaun hinter dem Geſträuch, und als er endlich aus den Büſchen hervortrat, ſtand er auf einem freien Platz, eine alte baufällige Mühle dicht vor ſeinen Augen. Ein ſchöner Anblick! Nur ſchade, die Tür war verſchloſſen, der ſchwarze Schornſtein ſtarrte rauchlos in

die Luft, und von menſchlichen Weſen war weit und breit keine Spur zu ſehen, keine Stimme zu hören.

Der Schmetterling flatterte geradeswegs auf das Haus zu, und durch das große Schlüſſelloch der Tür ſchlüpfte er ohne Umſtände hinein. Auf dieſem Wege konnte ihm der Soldat beim beſten Willen freilich nicht nachfolgen.

„Maul gehalten!“ rief er dem ruppigen Hunde zu, der auf der Hundsbude ſtand und, wütend an der Kette zerrend, über den verfallenen Bretterzaun mit heiſerer Stimme hinüber kläffte. Der Soldat griff nach einem Stein, und die Beſtie war ſtill, dann rüttelte er an Tür und Schloß; das rührte ſich nicht. — „Heda! Wirtſchaft! Hallo! Aufgemacht!“ rief er und ſchlug mit Knüttel und Stiefelabſätzen gegen die Pforte. — Drinnen blieb's ſtill.

„Lumpenwirtſchaft das!“ brummte der Hungrige und ſah ſich nach allen Seiten um. Das einzige lebende Weſen, das er jenſeits des Baches ſah, war ein alter langhaariger Eſel, der auf der Wieſe an einer Diſtelſtaude rupfte und faul ſeine Augen gegen ihn aufſchlug.

„O du allerglückſeligſtes Vieh!“ rief der Soldat, „Eſel! Hätt' ich nur erſt ein Mittagsbrot im Leibe, das mir ſo gut ſchmeckte, wie dir dein Diſtelfraß da! Aber ſo ſoll doch gleich — — —“ und unter einem kräftigen Soldatenfluch ſtieß er noch einmal mit ſolcher Kraft gegen die Tür, daß ſie aufſprang. — „Viktoria!“ jubelte er und ſchwang ſeinen Hut. Singend und pfeifend, den Knüttel auf der Schulter, zog er ins Haus hinein.

2.

Kein Menſch in der Mühle zu ſehen! Nur das Mühlenrad klapperte fort und fort, und in dem nämlichen gleichmäßigen Takte zitterten Pfoſten und Wände des baufälligen Hauſes. Sein Geſchrei „Wirtſchaft!“ verhallte in dem räucherigen Gange. Einem richtigen Inſtinkt folgend, ging

er an zwei verſchloſſenen Türen vorüber nach der letzten, die offen ſtand, und die führte natürlich zur Küche.

Schwarz genug ſah es darin aus. Kraut und Rüben lagen halbgeputzt auf dem Boden umher, daneben das Meſſer. Auf dem Feuerherd über dem ausgebrannten Holze hing ein Keſſel mit Waſſer, aber wer nicht da war, das war die Küchenmagd. Statt dieſer ſaß eine braune Katze auf dem Schemel, blinzelte mit den Augen, ſah dem Soldaten jämmerlich ins Geſicht und blinzelte dann wieder vor ſich hin. Er guckte in die Töpfe hinein, alles leer! „Daß doch gleich neunmalhundertneunundneunzig Kartaunen die ausgehungerte Feſtung neunzigmal in die Luft ſprengen möchten! Hier ſieht's ja nicht um einen Piſtolenſchuß beſſer aus wie in meinem eigenen Magen! — Aber am Ende ſteht's Mittagsbrot ſchon drinnen auf dem Tiſch, da käm' ich gerade recht zum Einhauen!"

Die nächſte Tür führte zur Wohnſtube; auch da war kein Menſch. Eine alte ſchwarze Henne ſaß auf dem Polſterſtuhl am kleinen Fenſter. Das Tageslicht dämmerte wegen des dichten Weinlaubes gar heimlich herein. Vor der Henne auf dem Tiſchchen lag ein Strickzeug, eine Brille, ein Geſangbuch, ein Bund Schlüſſel und eine offene Tabaksdoſe. Sonſt alles ſtill bis auf das Ticken der Wanduhr und das Schwirren des weißen Nachtvogels, der den Soldaten bisher geleitet hatte, und der ſich nun wie ein Betrunkener an den Fenſterſcheiben den Kopf ſtieß.

Kerzengerade ſtellte ſich der luſtige Bruder vor die Henne. Es war von jeher ſeine Gewohnheit geweſen, mit allem, was ihm vorkam, laut zu diskutieren, mit Menſch und Vieh, mit ſeiner Muskete, wie mit ſeinen Stiefeln. Mit militäriſchem Anſtande, die Hand am Hut, ſprach er: „Exzellenz, Frau Gackelhenne! Vielleicht Kommandeur dieſer rapplichen Feſtung?"

Die Henne zuckte mit ihren geſchwollenen Augenlidern,

als ob ſie ſeine Frage bejahte. — „Gut,“ fuhr jener fort, „Exzellenz Rapport zu vermelden, daß ich, Hans Quäckenberger, verabſchiedeter Musketier, ohne weitere Redensarten vollen Beſitz von dieſer Feſtung oder Mühle hiermit zu nehmen willens bin. Einverſtanden damit?“ — Die Henne hob den Kopf in die Höhe, als nickte ſie ihm zu. — „Brav, alte Gackelhenne,“ rief der Soldat, „die Kapitulation iſt geſchloſſen, und jetzt will ich mir's bequem machen!“

Er warf ſein Ränzel von der Schulter auf die Ofenbank, daß es nur ſo krachte, zog die Stiefel von den müden Beinen und ſah ſich nach Pantoffeln um. In der Stube war nichts davon zu ſehen. Um welche zu ſuchen, ſteckte er den Kopf durch die nächſte Tür. Die führte zu einer Kammer, darin ſah es gar zierlich aus, als ob ein ſchmuckes, feines Mädel dort wohnen müßte. Kein Staub auf den Möbeln, auf dem Tiſch ein Nähzeug; Myrten und Roſenſtöcke auf dem Fenſterbrett, und ſelbſt ein klein Klimperklavierchen am Fenſter; das war geöffnet, und ein aufgeſchlagenes Notenbuch ſtand auf dem Pult. Bei alledem wieder keine Menſchenſeele. Nur ein zart klein Lachtäubchen ſaß auf der Stuhllehne vor dem Klavier. Dem ſchien es nicht lächerlich zu Sinne. Es hatte die Federn aufgeblaſen, das Hälschen kurz eingezogen, den Kopf traurig auf einer Seite hängen, und mit den Augen ſtarrte es fortwährend in die Notenblätter hinein.

„Bitte tauſendmal um Vergebung, du ſchönſter Schatz!“ rief der Kamerad der Taube zu und zog, noch immer in der Tür ſtehend, den verknüllten Hut bis tief auf die Erde. Aber aus Spaß wurde Ernſt. Der Anblick der Taube übte augenblicklich eine ſeltſame Gewalt über ihn aus, er konnte ſeine Augen nicht von ihr abwenden. „Allerherzigſter Tauſendſchatz,“ platzte er endlich verlegen heraus, „auf Parole! Hans Quäckenberger war von jeher ein großer Liebhaber von Tauben, nicht ſowohl von gebünſteten, als vielmehr von gebratenen.“

Das Täubchen schüttelte ängstlich seine Federn, als schauderte es über und über.

„Aber so wahr ich ein braver Kerl bin," fuhr jener fort, „wenn ich auch vor lauter Hunger ein Wolf werden sollte, an dir werde ich mich nie vergreifen, denn ich bin ganz vernarrt in dich, du lieb klein Tierlein du!"

Da sah ihn die Taube mit einem so freundlichen und doch so traurigen Blicke an, daß es dem guten Kerl fast weich ums Herz wurde. Er zog sich aus der Kammer zurück und lehnte die Tür hinter sich an. Lange dauerte freilich diese weiche Stimmung nicht, und er setzte seine Haussuchung fort.

Der Kammer gegenüber führte eine andere Tür in einen Verschlag. Da standen ein paar gute Betten. Darunter zwei Paar Morgenschuhe. Am Türnagel hing ein weichgefütterter geblümter Schlafrock, an der Wand wohl ein halbes Dutzend lange Tabakspfeifen, davon sogar einige gestopft, über den Pfeifen eine Pistole. Das kam ja alles wie gerufen! Bald prangten die Pantoffeln an seinen Füßen, der Schlafrock an seinem Leibe, und nun galt's, sich ein gutes Mittagsbrot zu verschaffen. Was diesen Punkt betrifft, da braucht jeder Soldat, der den Krieg mitgemacht, keinen Lehrmeister dazu.

Fürs erste nahm er der Henne vor dem Schnabel das Bund Schlüssel weg. Die schrie und schlug mit den Flügeln, als ob sie eine Herde Küchlein verteidigen wollte. — Es half ihr nichts. „Alte," rief er, „sei du froh, wenn ich dich nicht selbst beim Kragen nehm' und dich verspeise!" Da ließ die Henne augenblicklich die Flügel hängen und verkroch sich hinter dem Ofen. Nun holte sich der Geselle Speck und Kartoffeln, Brot und Käse aus dem Schrank, einen Humpen Bier aus dem Keller. Nachdem er das alles auf dem Tische in der Wohnstube zusammengestellt, warf er sich gravitätisch in den Großvaterstuhl und hieb in die Speisen ein, als wären sie seine allergrimmigsten Feinde,

während ihm in diesem Augenblick doch in der Welt nichts lieber war als gerade diese. — —

Das Mahl war verzehrt, der Humpen geleert, der Schnurrbart mit dem Ärmel des geblümten Schlafrocks abgewischt, da überkam ihn auch gleich eine solche Müdigkeit, daß er den Lockungen der Betten, die er eben gesehen, nicht länger widerstehen konnte. Er ging in die Schlafkammer und machte die Tür hinter sich zu. Als er noch einmal durch das Türfensterchen in die Wohnstube zufällig zurückschaute, hatte er seine Lust daran zu sehen, wie es auf dem Schlachtfelde, das er eben verlassen, dem Eßtisch nämlich, mit einem Male wieder lebendig geworden war. Das Huhn war hinter dem Ofen hervorgekrochen, die Katze aus der Küche herbeigeschlichen, das Täubchen aus der Kammer hereingeflogen, und alle saßen nun auf dem Tisch und verzehrten die wüst umherliegenden Brosamen mit großem Heißhunger. Es fiel ihm nicht ein, sie zu stören.

So müde er auch war, sein Übermut verließ ihn nicht. Mit einem „Juchhe!" schnellte er die Pantoffeln von den Füßen, daß sie bis an die Decke flogen, und ohne die Kleider abzulegen, sprang er mit einem Satze ins nächste Bett. Kaum hatte er nur die Augen geschlossen, so ging auch schon das Schnarchen los, mit einem Gerassel, daß es mit dem Klappern der Mühle ein ganz harmonisches Konzert abgab.

3.

Am anderen Morgen — es war ein Sonntag — erwachte der Soldat erst, als die Sonne seinen roten Schnurrbart schon über und über vergoldete. Das erste, was er zu Gesicht bekam, war die schwarze Henne. In dem Bett, das neben dem seinigen stand, saß sie auf dem Kopfkissen. Sie schlug mit den Flügeln und sah eifrig nach dem Fenster hin. Kurios! Da stand draußen der zottige alte Esel und beschnupperte die Scheiben; er grinste mit dem garstigen Maul der Henne entgegen, als ob er ihr einen guten Morgen böte.

Das stille Mienenspiel der beiden Tiere machte dem lustigen Bruder eine Zeitlang vielen Spaß.

Wie nun die Henne ihre Flügel immer höher und höher erhob, sah er unter ihrem Leibe etwas glitzern. „Her damit!“ rief er und zog es ihr unter den Federn hervor. Es war das geliebte Schlüsselbund, dem er eine so wohlschmeckende Mahlzeit verdankte. Die Henne erschrak und geriet wie gestern in Wut. Als sie aber eins auf den Schnabel bekam, floh sie hinter den Ofen, und der Eselskopf verschwand vom Fenster.

Alle diese Begebenheiten hätten jedem anderen Staunen, wo nicht gar Gruseln erregt und allerlei tiefsinnige Betrachtungen hervorgerufen. Hans Quäckenberger aber kannte weder Furcht noch Grübeleien. Im Nu war er aus dem Bett und machte bald mit dampfender Pfeife (es war eine von den langen in der Schlafkammer) die Runde durchs Haus.

In Stube und Küche fand er alles wie am Tage zuvor. Als er auf die Kammer zuging, wo er gestern die Taube gesehen, hielt er plötzlich inne. Bald trieb es ihn hinein, bald hielt es ihn zurück. Das kam von einem Traum her, den er diese Nacht gehabt. Seltsame Dinge waren ihm darin vorgekommen. Er hatte sie zwar schon wieder vergessen, doch war ihm davon ein Gefühl zurückgeblieben, das er bisher noch nicht gekannt hatte.

Jetzt hörte er deutlich, wie jemand da drinnen auf dem Klavier ganz leise die Töne eines Morgenliedes anschlug. Das konnte doch nur ein Mensch tun; wer mochte das wohl sein? Er legte das Ohr an die Tür und horchte. — Die Weise, die da angeschlagen wurde, war ihm bekannt, es war die eines schönen Morgenliedes, das seine liebe Frau Mutter daheim immer zu singen pflegte. — Zwischen den Tönen des Klaviers vernahm er dann ebenso leise die Stimme des Täubchens: „Kukeruh! Kukeruh!“ Weiter kam nichts heraus; aber dieses „Kukeruh“ klang fromm und lieblich. Ihm fiel

wieder der Traum von dieſer Nacht ein, und ihm ward ſo feierlich zumute, als ſtünde er in der Kirche. — Endlich trieb ihn denn doch die Neugier an, durch die Türſpalte hineinzugucken.

Auch jetzt war kein Menſch da zu ſehen. Aber die Taube ſaß auf dem Klavier. Mit ausgebreiteten Flügeln fuhr ſie weich und leiſe über die Taſten hin, daß ſie ſo ſchön erklangen, und den Kopf zum Fenſter gekehrt, ließ ſie ihr einfaches Stimmlein in den lichten Morgenſchein ertönen, und von draußen ſtimmten alle Waldvögel in vollen Chören mit ein.

Das war ein rechter Sonntagsmorgen!

Hans ſtand an der Türſpalte und regte ſich nicht. — Erſt ganz allmählich fing er an, wie in tiefe Gedanken verſenkt, an ſeinem Schnurrbart zu drehen, erſt mit der einen Hand, dann mit allen beiden.

„Dummes Zeug! dummer Schnack!“ brummte er vor ſich hin und machte linksum Kehrt; aber ganz leiſe. Nun ging er auf den Zehen zu ſeinem Torniſter und holte einen Brief daraus hervor, damit ſetzte er ſich in den ledernen Großvaterſtuhl und las ſo andächtig darin, als wär's ein Gebetbuch. Den Brief hatte ſeine liebe Mutter ihm kürzlich von Hauſe geſchrieben. Die lange Pfeife ſtak ihm dabei noch immer im Munde, aber die brannte ſchon lange nicht mehr, ohne daß er es ſelbſt gemerkt hätte. Das kam ſelten in ſeinem Leben vor.

4.

Bald hatte ſich der Hans ganz vergnüglich in der Mühle eingerichtet. Jeden Tag glaubte er, nun müßte er doch auch endlich einmal Menſchen zu Geſicht bekommen. Er hatte manchen Grund dafür. Als er angekommen war, hatte er das Mühlenrad in vollem Gange angetroffen, auch viel Vorrat an Mehl und Getreide war noch da. Geſetzt auch, der Müller mit Weib und Geſinde kämen nicht mehr zum

Vorschein, so müßten sich doch die Kunden melden, ihr Mehl abholen, ihr Getreide herbringen. Übrigens gingen ihm die Gedanken zuweilen wie Räder im Kopfe herum, ob er nicht selbst noch dereinst seine Fahne auf dem alten Rumpelkasten, wie er die Mühle nannte, aufstecken könnte. Sein verstorbener Vater war auch Müller gewesen, dem hatte er als Geselle tüchtig im Handwerk geholfen. Von jeher war es sein Hauptwunsch geblieben, eine Mühle zu besitzen. Nun war aber der wilde Krieg durchs Land gefahren und hatte einen schwarzen Strich durch diese weiße Rechnung gemacht. Die Eltern waren dann verarmt, der Vater bald gestorben, er selbst zum Kriegsdienst ausgehoben. Jetzt brachte er zwar im Tornister einige ganz gute Taler Beutegeld aus dem Kriege heim, aber die reichten kaum für einen Mühlstein aus, geschweige denn für eine Mühle. — —

Einen ganzen Monat lebte er in der Einsamkeit, es hielt ihn da, er wußte nicht, was. Tags bestellte er die Mühle; nachmittags ging er auf die Jagd; es war ihm immer so, als ob er noch ganz schnurrige Geschichten hier erleben würde. Sein Hauptgrund dafür, daß es ihm da so heimisch wurde, den er sich wohl selbst nicht eingestehen mochte, war der: die jetzigen Bewohner des Hauses, die Henne, die Katze, vornehmlich aber die Lachtaube hatte er lieb gewonnen. Sie waren freilich nichts anderes als Tiere, aber er hatte nun ein für allemal jedes Tier stets gern gehabt, keines aber wie diese. Auch den Kettenhund fütterte er treulich, selbst den Esel da draußen auf dem Hofe mochte er wohl leiden, nur wurde ihm seine große Zudringlichkeit oft widerwärtig. Immer wollte das Tier sich in das Haus drängen, Fenster und Türen mußte er daher sorgfältig verschließen. Das war aber auch doppelt notwendig, denn wie jener hinein, so wollte das Täubchen immer hinaus, besonders wenn der alte Eselskopf sich am Fenster zeigte. Im übrigen hatte sich das zarte Tierchen schon so an den lustigen Bruder gewöhnt, daß es ihm alles aus den Händen nahm, was er ihm gab,

und daß es ihm zum Dank dafür manch lustig Soldatenstückchen auf dem Klavier vorklimperte.

Da konnte sich denn der Hans nicht satt daran hören und sehen. Wahrhaftig, er begriff sich selber nicht. Er, früher der lustigste Kamerad von der Welt, ein stämmiger Musketier, ein Kerl, dem es eine wahre Lust gewesen, gegen eine krachende Batterie, durch Bomben und Kartätschen im Sturm anzurücken, er, derselbe Hans Quäckenberger, saß hier wie ein Schulbub und fütterte eine Lachtaube mit Zucker und Brosamen. Es war ganz unbegreiflich, und doch war es einmal so.

Eines Tages hatte der Soldat wieder den Forst durchstrichen und aus Langeweile Kaninchen geschossen. Er war recht weit umhergeschweift und hatte doch immer keinen Ausgang gefunden. Dichter Wald, soweit er sehen konnte; nur hier und da durchkreuzten sich einige Fußwege, die ihn aber fast in die Irre geführt hätten; auch erkannte er deutlich Spuren von den Hufen der Esel, die wahrscheinlich das Getreide noch vor kurzem zur Mühle gebracht. Müde von seiner Wanderung, gedachte er sich heute abend recht was zugute zu tun. Er holte sich ein paar Flaschen Wein aus dem Keller und leerte sie auf die Gesundheit seiner Mutter, auf die seiner Hausgenossen, der Tiere, und besonders auf das Wohl der schmucken Taube. Dann begab er sich zu Bett. Vor Hitze konnte er kein Auge zutun, er öffnete das große Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Das verfehlte auch nicht die gewünschte Wirkung, bald lag er in tiefem Schlafe.

Es mochte Mitternacht sein, als er von einem schweren Gepolter dicht neben sich aufwachte.

„Alle neunundneunzig!“ rief er, „will die alte Kasematte mir über dem Schädel zusammenbrechen?“ Es war stockfinster. Der Mond war noch nicht über dem Walde hervor. Schlaftrunken, wie er war, tastete er um sich nach dem anderen Bette, das neben dem seinigen stand. Da lag etwas

wie ein Mehlsack darin. Das beruhigte ihn. „Die Stubendecke da oben muß doch nicht schußfest gewesen sein," brummte er vor sich hin, „daß der Klumpen von Mehlsack so mir nichts dir nichts vom Söller herunterpurzeln konnte. Nu! mich hat er wenigstens noch nicht totgeschlagen." — Bald schnarchte er wieder wie vorhin, aber nicht lange. Er erwachte von einem schweren Drucke auf seiner Brust. Wie er hinfühlte, war es etwas Hartes, Haariges. Halb im Schlaf, hielt er es für seinen Tornister, stieß es von sich und schlief wieder ein. — Nun träumte ihm: eine ungeheure Kanone wäre neben seinem linken Ohr aufgefahren, jede Sekunde schösse sie mit gewaltigem Prusten ihm einen mächtigen Pulverdampf ins Gesicht; er wollte den Kopf auf die andere Seite biegen, da stand aber ein riesiger Kanonier, der hielt ihm den Kanonenputzer entgegen, was ihn denn so um Nase und Mund kitzelte, daß er gegen seinen Willen laut auflachen mußte und darüber zum drittenmal erwachte. Aber das Kitzeln und Prusten, das ihn im Traume belästigte, hörte nicht auf.

Er richtete sich empor. Der Mond war über den Wald heraufgestiegen und schien durchs offene Fenster hell auf das nebenstehende Bett. Ei! was mußte er da erblicken! Die geträumte Kanone war in Wirklichkeit nichts anderes als der Kopf des alten zottigen Esels, der in festem Schlaf neben ihm lag und ihn mit seinem süßen Odem höchst ungeschliffen anprustete. Der eine Vorderhuf, der dem Hans erst so arg auf die Brust gedrückt, lag noch dicht neben ihm auf seinem Kopfkissen.

„Oho, Patron," rief der Musketier und sprang aus dem Bette, „dich wollen wir bald hinbringen, wo du hingehörst!" Schon hielt er seinen Herzbruder, den Knüttel, in der Faust und erhob ihn mit hochaufgeschwungenem Arm, um dem schlafenden Tier einen furchtbaren Schwabronshieb über den dicken Wanst zu versetzen. In dem nämlichen Augenblick kam die Henne mit Geschrei hinter dem Ofen hervor und

flog dem Soldaten gerade ins Geſicht hinein; fortwährend ſchlug ſie ihm mit den Flügeln in die Augen, daß ihm Sehen und Hören verging und er mit ſeinem Knotenſtock in die leere Luft hineinfuchtelte. Unterdes war auch der Eſel erwacht, der fuhr in die Höhe, daß die Bettlade zuſammenbrach. Mit Mühe haſpelte er ſich aus den Bettruinen in die Höhe und begann ſo wütend, wie er ſonſt faul geweſen, einen Angriff auf ſeinen Gegner. Vorn und hinten ſchlug er aus, rechts und links biß er um ſich. Der Soldat bekam in der engen Kammer einen ſchweren Stand. Nun ſtürzte auch noch die braune Katze durchs Fenſter herein. Ehe er ſich deſſen verſah, fiel ſie ihm ins Genick und zerkratzte ihm das Geſicht dermaßen, daß er endlich den Knüttel mußte ſinken laſſen. Dabei zerrte der Kettenhund draußen ſo grimmig bellend an der Kette, daß Hans jeden Augenblick fürchten mußte, auch er werde über ihn herfallen. In der höchſten Not fiel ihm die Piſtole ein; vom Monde hell beſchienen, hing ſie über den Pfeifen an der Wand. Eben wollte er danach greifen, da ſah er die Taube darauf ſitzen. Sie war durch das offene Türfenſterchen hereingeflogen. Ängſtlich pickte ſie nach ſeiner Hand, als wollte ſie die Waffe nicht hergeben. — Der Soldat ſtutzte. Einen Augenblick zauderte er, aber von neuem drängten die wütenden Tiere gegen ihn an. Da war an kein Zögern mehr zu denken. „Fort da!“ rief er und legte die Piſtole auf den Eſel an, „fort da! oder ich will euch den Magen mit Blei füttern, daß ihr euer Lebtag dran verdauen ſollt!“

Eben wollte er das Tier niederſchießen, da flatterte aber die Taube dicht vor der Mündung des Feuergewehrs auf und nieder, ſo daß er es doch nicht abzudrücken wagte. Dieſen Moment benutzte der Eſel: durchs offene Fenſter nahm er Reißaus, die Henne und die Katze hinter ihm her, und erſt, als einige Zeit verſtrichen, flog die Taube ihnen nach.

Nun aber erwachte beim Hans auch der kriegeriſche Zorn

aufs neue, blindlings feuerte er den fliehenden Tieren die Pistole nach.

Ob er eines getroffen? Er wußte es nicht. Er sah nur, wie sie unter den Waldbäumen im wirren Mondlicht verschwanden. Auch der Kettenhund hatte sich losgerissen und war mit entflohen.

Mit dem Schlafen war es vorbei. Seine eigenen Gedanken ließen ihm keine Ruhe mehr. Bald wollte er sich halbtot lachen über die Heldentat: einen armen Esel mit der Waffe in der Hand in die Flucht geschlagen zu haben. Bald überkam ihn eine Angst, ob sein Schuß auch jemand im Walde getroffen hätte; denn es klang ihm in den Ohren, als habe er einen durchdringenden Schrei gehört, nachdem der Schuß gefallen. So brach endlich der Morgen an.

Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken, er fühlte sich recht allein. Da kam keine Lachtaube mehr, die sich aus der Hand füttern ließ. Er schämte sich seiner Traurigkeit, und doch konnte er sie nicht vertreiben. Jetzt war ihm Mühle und Wald und Klavier und alles umher verleidet, und er beschloß, am nächsten Tage seinen Marsch anzutreten, ginge es auch in die wildeste Wildnis hinein.

Ehe er sich nachts zur Ruhe begeben konnte, hatte er noch viel zu tun. In der Schlafkammer sah es nicht anders aus, als in einer demolierten Festung; zertrümmerte Betten, Schemel, Pfeifen, alles hatte der nächtliche Kampf wild durcheinander geworfen.

Wie er mit Mühe die Strohsäcke aus dem Haufen herauszog, bemerkte er unter dem Bette, in dem der Esel herumrumort hatte, eine zerbrochene Kiste. Er leuchtete mit der Lampe hinein und, o Wunder! lauter blanke Taler glitzerten ihm hell in die Augen. Manchem armen Soldaten hätte der Schatz eine gute Beute geschienen. Hans Quäckenberger wußte Krieg und Frieden wohl zu unterscheiden. „Unrecht Gut gedeiht nicht," sprach er, „ihr Taler mögt ruhig auf euren Herrn warten. Der ist vielleicht

morgen wieder hier, da ſoll er ſehen, daß ein ehrlicher Kerl bei ihm zu Gaſte geweſen.“ — Sorgfältig nagelte er die Kiſte wieder zu und ſchob ſie in den Winkel. Dann warf er ſich aufs Lager.

5.

Er konnte nicht einſchlafen. Immer mußte er an die unbekannten Bewohner der Mühle denken, ob er ſie jemals von Angeſicht ſehen möchte. Daß ſie arge Geizhälſe ſeien, das hatten die blanken Taler, die er in dem baufälligen Hauſe fand, wohl zur Genüge bewieſen. Trotzdem ließ er kein Gelüſten nach dem lockenden Schatze in ſich aufkommen.

Allmählich fielen ihm doch die Augen zu. — Nach kurzer Raſt fuhr er aber wieder auf; es kam ihm vor, als hörte er draußen Trommelgeraſſel. — Das Mühlrad konnte es nicht ſein, das hatte er geſtellt. — Er horchte. — Es war wohl nur der Wind! — Er beruhigte ſich. — Und doch! Bald erſcholl es wieder wie ferner Hörnerklang — jetzt hörte er ſogar die Marſchmelodie eines Dragonerregiments, bei dem er früher geſtanden, ehe er Musketier geworden war. — Das fuhr ihm in alle Glieder. Er flog ans Fenſter. Ringsum nichts zu ſehen als helles, verworrenes Mondgeflimmer zwiſchen den dunkeln Wipfeln, und doch erklangen die Töne ſchon ganz nahe der Mühle.

„Da bleib' ein Lump dabei im Neſte, nicht ich!“ rief er, fuhr in ſeine Kleider, ſteckte die Piſtole in ſeinen Gurt, warf den Torniſter über die Schultern und, ſeinen Herzbruder, den Knüttel, in der Fauſt, rannte er blindlings in den Wald hinein, immer dem Hornruf und Trommelwirbel nach. Im Anfange ging's gut, bald aber kam er in dichtes Geſtrüpp, auch vermehrten ſich die kriegeriſchen Klänge um ihn her; jetzt waren ſie hier, jetzt dort, vor ihm und hinter ihm, zur Rechten und zur Linken.

Er ſtand ſtill und ſah ſich um. Es ſchien ihm, als ſähe er in weiter Entfernung unter den ſchwarzen Eichenſtämmen

ein Reiterregiment dahinsprengen, blitzende Helme und Harnische und die Schwerter wie lauter Mondstrahlen, dazu die Rosse leuchtend wie Schnee. Er drehte den Kopf nach der anderen Seite; dort sah er dasselbe in derselben Ferne. — Ihm wirbelte der Kopf, bald lief er dahin, bald dorthin, bis er fast erschöpft vor einer Felsschlucht ankam. Er trat hinein. Drei Wasserfälle schienen am Ende der Schlucht ihm entgegenzubrausen. Er hatte sich geirrt. Was daher kam, waren drei Dragoner auf weißen Rossen. Es schienen winzige Burschen auf kleinen Pferdchen, aber in prächtiger Uniform, weiß, blau und Silber. Wie drei erstarrte Blitze standen sie plötzlich vor dem Erstaunten da.

„Wer da?" rief dieser. — „Feinde!" war die Antwort. — „Auch gut," sprach Hans und griff nach der Pistole, „was wollt ihr von mir?" — „Dich vors Kriegsgericht führen!" — „Hoho! Dazu gehören unser vier; drei, die mich führen, und ich selber, der sich führen ließe, wenn ich ein Hasenfuß wäre. Kommt heran, ihr Mondscheinhelden, ihr flunkrigen Milchbärte! Kommt heran, wenn ihr ein Herz im Leibe habt!" Er streckte ihnen die Pistole entgegen. — Ein lautes Gelächter antwortete ihm und hallte in tausendfachem Echo von den Felsen wider. — — „Ihr bellenden Spitze!" schrie wütend der Verhöhnte, „nehmt das für euer Gekläffe!" Er drückte die Pistole gegen sie ab.

Wie ein gewaltiger Donnerschlag krachte der Schuß in der engen Schlucht. Die drei Dragoner standen unversehrt vor ihm, er selbst aber fühlte durch den eigenen Schuß einen solchen Schlag durch den ganzen Körper, daß ihm alle Glieder wie gelähmt wurden, und die Pistole seiner Hand entfiel. „Ich bin euer Gefangener und folge euch," sprach er gefaßt. Die Dragoner nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn die Schlucht entlang vorwärts. Schweigend ging Hans neben den Reitern her. Von Furcht wußte er einmal nichts, nur eine Art Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt; über das Wunderbare seiner Lage viel nachzudenken, fiel ihm nicht

ein. Muß ich ſterben, dachte er für ſich, ſo iſt's Gottes Wille. Leid ſollte es mir tun, aber einmal muß es doch in dieſer Welt dazu kommen! — Könnt' ich nur meiner Frau Mutter zu wiſſen tun, was aus ihrem Hans geworden. Ja! Wäre meine liebe Taube bei mir, der hing ich einen Zettel um ihren ſchlanken Hals, und die täte mir's gewiß zu Gefallen und flöge heim und brächte ihr die Botſchaft. — Das liebe Tierlein, das!

6.

Unter dieſen Betrachtungen war er mit ſeinen Begleitern zu einem Felſentor gelangt, durch das ſie in ein weites Tal niederſtiegen. Ringsum ſtarrten zackige, ſchwarze Felſen hoch in den lichten Nachthimmel, unten breitete ſich ein großer Wieſenplan aus, umgeben von Birken und Eſpen und durchſtrömt von ſchlängelnden Bächen. Nebel ſtiegen dort aus den Waſſern auf und flirrten und wehten wie durchſichtige Schleier im Mondlicht; dann ſchien es wieder, als wären es ſchwebende Geſtalten, die auf- und niedertauchten, ſie beugten ſich und neigten ſich und wirbelten dann plötzlich empor in weiten verſchlungenen Kreiſen.

Jetzt erſcholl ein kriegeriſcher Marſch, die Nebel und Kreiſe zerſtoben. Aus mehreren Felsſpalten ſauſten klirrende Reiterregimenter auf den Platz, in deſſen Mitte die Richter erſchienen, vom General herab bis auf den Gemeinen. Auf Felſenblöcken nahmen ſie feierlichſt ihre Sitze ein. Der Verklagte ward vorgeführt, die Sitzung eröffnet.

Ein gemeiner Dragoner trat als Kläger vor. Er hieß Nachtvogel, und kein Name hätte paſſender für ihn ſein können. Er war ein ganz kleiner Kerl, in einen weißen Reitermantel, wie eine Schmetterlingspuppe, eingewickelt; die Spitzen ſeines blonden Schnurrbarts ſtreckten ſich wie zwei Fühlhörner aus dem dicken Geſicht hervor. Der ſagte folgendes aus: „Geſtrenge Richter! Seit letztem Vollmond hatte ich den Poſten in der Waldmühle; da kam dieſer

gewesene Dragoner und Musketier an. Ich habe es gesehen, wie er ohne weiteres von Haus und Hof Besitz genommen. Ich hab's gesehen, wie er auf Kosten seines Wirtes herrlich und in Freuden gelebt, von seinem Brot gegessen, von seinem Weine getrunken, in seinem Bette geschlafen, aus seinen Pfeifen geraucht. Ich hab' es gesehen, wie er in letzter Nacht den Müller mit Weib, Kind und Magd unbarmherzig aus dem Hause getrieben; ich habe gesehen, wie er aus des Müllers eigener Pistole den Fliehenden eine Kugel nachgeschossen, die des Müllers unschuldiges Töchterlein zu Tode getroffen. Aller dieser Dinge klage ich den Hans Onäckenberger an."

„Halten zu Gnaden, meine Herren Offiziers!" rief der Verklagte, „der ruppige Nachtvogel lügt wie ein Spitzbube!"

„Die Zeugen her!" befahl der General. — Aus einer Felsenhöhle traten hervor der Esel, die Henne, die Katze und der Kettenhund. Hinter ihnen ward eine Bahre getragen, die war mit einem Tuche bedeckt, weiß und glänzend, wie frischgefallener Schnee.

„Hier sind die," sprach der Richter, „die du gemißhandelt. Kannst du deine Taten leugnen?"

„Halten zu Gnaden!" erwiderte der Angeklagte. „Wenn dieser faule Esel ein Müller, diese geizige Gackelhenne eine Frau, wenn diese näschige Katze eine Magd und der bissige Köter ein Mühlknecht ist, ja! dann hat der Spion von Nachtvogel recht gehabt, und ihr mögt mich richten nach Recht und Gesetz. Nun frag' ich aber jeden braven Soldaten, ob er sich mir nichts, dir nichts wird mit Füßen treten, die Augen auspicken und das Gesicht zerkratzen lassen, ohne vom Leder zu ziehen und um sich zu schießen?"

Mit wütenden Gebärden wollten die vier Zeugen während dieser Rede über den Sprecher herfallen, wurden aber zur Ruhe verwiesen.

„Das Tuch von der Bahre!" — Man tat, wie er befohlen. Da lag auf einem Lager von Rosen und Rosmarin die Taube mit ausgebreiteten Flügeln und geschlosse-

nen Augen, an ihrem Köpfchen war ein kleiner roter Fleck sichtbar.

„Hans Quäckenberger, kennst du diese?“ fragte der Richter.

„Das ist mein herziger Schatz! Das ist meine Taube!“ rief jener mit herzzerreißendem Schrei. Schluchzend warf er sich neben der Bahre hin. „O, ich schlechter Kerl! Ich unglücklicher Mensch! Jetzt fühl' ich's, du bist nicht, was du scheinst! Hab' ich's doch gleich bei dem ersten Anblick geahnt, daß du mein Schatz, mein alles sein solltest. Nun bist du tot, und ich bin dein Mörder!“

Er sprang von der Bahre auf, riß sich die Kleider von der Brust und sprach: „Gebt mir den Tod, ich hab' ihn verdient!“

Man umwand ihm die Augen mit einem dichten Schleier. Zwölf Dragoner legten ihre Gewehre auf ihn an.

Hans selbst kommandierte: „Feuer!“

Totenstille ringsumher; nur ganz in der Ferne krähte ein Hahn. Da ging durch die Luft ein Sausen, wie von einem gewaltigen Wirbelwind.

„Ist das der Tod?“ rief Hans und riß den Schleier von den Augen.

Der erste Morgenstrahl glühte eben durch die Felsspalten herauf, das Kriegsgericht mit allen seinen Dragonern war verschwunden; neben sich sah er vier Leute stehen. Der Müller war's mit Weib, Magd und Knecht. Aber vor ihm in einem Beete von Rosen und Rosmarin lag des Müllers Töchterlein, ein wunderliebliches Mädchen, mit geschlossenen Augen und bleichen Wangen. Eine schwarze Korallenschnur zierte ihren weißen Hals: ein kleiner roter Fleck war an ihrer Stirn sichtbar.

Hans stand lange wie im Traume da. — — — — —

Zwischen den Bergschluchten ergoß sich ein Lichtstrom der aufgehenden Sonne, und wie sie dem Mädchen ins blasse Angesicht schien, fingen ihre Wangen an sich zu röten und

zu blühen, immer frischer und schöner, bis sie die Rosen verdunkelten, in denen sie lag.

Daß die Sonne aufgegangen war, hatte Hans nicht bemerkt; als aber das Mädchen vor ihm die Augen aufschlug, da ging vor ihm eine Sonne auf, die sein ganzes Leben von nun an bescheinen sollte. Er warf sich nun neben sie hin und küßte sie auf ihren roten Mund, sie richtete sich auf, und beide schauten sich lange in die Augen und waren so glückselig wie nie in ihrem ganzen Leben.

Da trat der Müller mit seinem Weibe zu den beiden heran, legte ihre Hände ineinander und sprach: „Dies ist deine Braut, die dir bestimmt ist, du braver Mensch! Du hast uns alle von dem Zauber erlöst! Wir waren auf schlimmen Wegen, wir werden ein neues Leben anfangen!“

Vater, Mutter und Tochter hingen mit Freudentränen an dem Halse ihres Retters.

So ward Hans und das schöne Müllermädchen Braut und Bräutigam, und alle kehrten in voller Lust in die Waldmühle zurück. Der sonst so faule Müller ward ein fleißiger Mann, die geizige Müllerin eine freigebige, gastfreundliche Frau, die Magd naschte nie mehr in ihrem Leben, der bissige Knecht wurde ein friedliebender Mensch. Bald baute der Müller neben der alten Mühle eine ganz neue, und die Leute, die darin das glücklichste Leben von der Welt führten, waren niemand anders als Hans Quäckenberger und seine Frau.

Wer nun aber so überaus neugierig ist, daß er hieran noch nicht genug hat, sondern wissen möchte, wie es mit der Bezauberung der Müllerfamilie zugegangen ist, dem zuliebe will ich das auch noch berichten.

Der Wald, in dem die Mühle lag, gehörte zu Oberons, des Elfenkönigs, Herrschaft. Oberon war es also gewesen, der die Schuldigen zur Strafe für ihre Fehler in Tiere verwandelte. Aber mit ihnen mußte — das ist nun einmal in dieser Welt nicht anders — auch die Unschuld leiden, wie

wir es an der Taube geſehen haben. Nur wenn dies treue Herz für die Ihrigen ſich dem Tode von liebender Hand preisgab, nur wenn der, welcher die Unſchuldige tödlich verwundet hatte, um ihretwillen ſein eigenes Leben hinzugeben bereit war, konnte der Zauber in einer Vollmondnacht gelöſt werden.

Dazu war Hans Quäckenberger von den neckiſchen Elfen auserſehen worden. Kein anderer als ein ſo braves Gemüt hätte die Prüfungen beſtanden, die dazu nötig waren, unglückliche Geſchöpfe wieder in fröhliche Menſchen zu verwandeln.

Ob Oberon und ſein Elfenvolk ſich den Glücklichen noch ſpäterhin gezeigt, als Dragoner oder in anderer Geſtalt, das weiß ich wirklich nicht zu ſagen, glaube es aber gewiß; denn fröhliche Leute ſehen ebenſooft luſtige Geiſter, als mürriſche zu allen Zeiten von böſen und garſtigen Geiſtern heimgeſucht und geplagt werden; und ſo wird es bleiben bis an der Welt Ende.

Rübezahls Mittagstiſch.

Ihr werdet ſchon manche Streiche von dem Berggeiſt im Rieſengebirge gehört haben, ihr habt auch gewiß erfahren, daß er jedem, der ihn mit dem Spottnamen „Rübezahl“ benannte, einen tüchtigen Schabernack antat. Einen Streich aber, den der Berggeiſt vor nicht gar langer Zeit geſpielt hat, kennt ihr noch nicht, das weiß ich, und darum will ich ihn euch erzählen.

1.

Es war einmal ein ſchöner, warmer Frühlingsmorgen, als aus dem Städtchen Hirſchberg eine große Geſellſchaft Herren, Damen und Kinder eine Luſtpartie zu Wagen durch das Rieſengebirge machte. Man hatte beſchloſſen, wo die Straße es zuließ, zu fahren, wo das unmöglich war, zu

Fuß zu gehen. Früh um sechs Uhr hatte man sich auf den Weg gemacht und hielt jetzt — es mochte neun Uhr morgens sein — am Fuß einer Waldhöhe still, um zu einer schönen Berganſicht zu gelangen.

Einer von der Gesellschaft, ein Student, hatte sich zum Führer angeboten. „Ich kenne hier jeden Weg und Steg, jeden Strauch und Stein," sagte er, „Sie glauben es gar nicht, was ich für einen merkwürdigen Ortssinn habe. Sie können sich darauf verlassen, wo ich nur einmal im Leben gewesen bin, da will ich mich nach zehn Jahren, trotz aller alten und neuen Nebenwege, fast im Schlaf zurecht finden. Und wenn Sie den Rübezahl selbst als Führer annehmen wollten, der könnte Sie nicht so führen wie ich!"

Einige Damen hatten aber nicht so rechtes Vertrauen zu seiner Führung, sie meinten: es wäre doch ängstlich, wenn man nachher den Weg verfehlte, besonders da man gar keinen Mundvorrat mitgenommen hätte.

„Gut, so wollen wir den Berggeist rufen," sagte der Student etwas empfindlich. „Rübezahl! alter Rübezahl!" rief er in die Berge hinein. „Komm und führ' uns!" — Alles war still ringsum, nur eine Elster auf dem nächsten Eichenbaum schnatterte, daß es wie Lachen klang, und eine runde, weiße Wolke guckte wie neugierig über die Berge herüber.

„Sehen Sie, der Rübezahl will nicht kommen; da müssen Sie mich schon als Führer behalten," sagte der junge Mann.

„Aber wie lange haben wir zu gehen?" fragte eine alte Dame. „Meine Kinder werden leicht müde."

„Nur eine kleine halbe Stunde," antwortete der Student, „dann haben wir die Höhe erreicht. Sie werden sehen, eine Aussicht ist da, himmlisch, göttlich. Da überblicken Sie das ganze Riesengebirge in seiner weitesten Ausdehnung, die Schneekoppe, Heuscheuer; alles in vollster Pracht. Und nun gar die Nähe! Unten im Grunde ein paar Dutzend Dörfer. Von den schwarzen Tannenwäldern steigen Rauch

ſäulen aus den Kohlenmeilern blau in die Luft, dazu von allen Seiten Glockenklingen, Kuhgeläute, Hundegebell und Hirtengeſang. Und nun erſt das Echo da oben! Nirgends in der weiten Welt iſt ein Echo zu finden, das die ſchwierigſten Wörter mit ſolcher Leichtigkeit nachſpricht. Zum Beiſpiel das berühmte Wort: ‚Sechsundſechzig ſächſiſche Schuhzwecken‘ ruft es ſechsmal hintereinander zurück, wenn man es ihm nur deutlich vorgeſprochen.“

„Singt es denn auch wohl?“ fragte ein pfiffiges kleines Mädchen.

„Nein, ſingen tut es ſo recht eigentlich nicht,“ erwiderte der Student, „aber wenn man den Jägerchor aus dem Freiſchütz da oben anſtimmt, ſo iſt der Widerhall gerade ſo, als wenn ein ganzer Chor von Waldhörnern geblaſen würde, und wenn ich meine Piſtole in die Berge hinein abfeure, ſo gibt das ein Krachen, als ob von jeder Bergſpitze ein Donnerwetter ins Tal hineinführe.“

„Da wollen wir denn doch lieber nicht ſchießen,“ ſagte die alte Dame, und ihre Kinder machten ſchon jetzt ſo weinerliche Geſichter, als ſollten ſie beim bloßen Gedanken an den Schuß umfallen. Man kannte zwar den Studenten als einen Erzaufſchneider und Windbeutel, aber da er in Breslau ſtudierte und während der letzten Zeit viel im Gebirge umhergeſtreift war, ſo vertraute man ſich in Ermanglung eines anderen Führers ſeiner Leitung. Der Fußſteg, den er der Geſellſchaft zeigte, ſchien bequem und ſchattig, man hoffte, in anderthalb Stunden wieder zurück bei den Wagen zu ſein; dazu war die Luft ſchön und warm, man ließ daher Mäntel und Schirme zurück und trat den Spaziergang an.

Vorauf ſchritt natürlich der Herr Studioſus. An ſeinen Stock hatte er einen Eichenzweig gebunden, den er als Fahne hoch in die Luft ſchwenkte. Die übrige Geſellſchaft, etwa dreißig Perſonen an der Zahl, mußten einer hinter dem anderen ziehen; das ſah zwiſchen den dunkeln, grünen Büſchen, zumal da, wo der Weg ſich ſchlängelte, gar bunt

und lustig aus. Die jungen Männer und Mädchen sangen allerlei Lieder, die Kinder, bald voran, bald wieder mitten unter den anderen, stimmten in die Melodien mit ein, suchten Blumen am Wege und liefen den Schmetterlingen nach. Die älteren Herren, ihre Zigarren im Munde, führten gelehrte Gespräche, und zuletzt kamen die Frauen; ihrer seidenen Kleider wegen mußten sie sehr vorsichtig gehen. Sie waren gleich anfangs etwas verstimmt; denn der redselige Führer machte ihnen viel zu rasche Schritte. Auf ihre Bitten, seinen Eifer zu mäßigen, hörte er gar nicht.

Trotzdem ging es sich im Anfange ganz hübsch auf dem anmutigen Wege. Rechts zog sich ein junger Tannenwald mit lichten Birken dazwischen den Berg in die Höhe; links rauschte unter Erlen ein geschwätziger Bach über farbige Kiesel, bald dunkel beschattet, bald mit den glänzenden Sonnenstrahlen spielend, die auf seinen Wellen wie lichte Flämmchen zitterten. Auch sah man hier und da auf ein freundliches Wiesental herunter, da stand das Heu in runden Haufen aufgeschüttet, und der frische Duft davon wurde von einem leichten Winde herauf geweht.

„Nun, meine Herrschaften!“ rief der junge Mann an der Spitze des Zuges, „was sagen Sie, versteh' ich es nicht, Sie zu führen?“

„Reizend! Ganz reizend!“ riefen die jungen Mädchen.

„Entzückend schön!“ rief eine Dame, sah aber dabei sehr ärgerlich nach dem Saum ihres seidenen Kleides, worin sie sich eben ein großes Loch gerissen.

„Nur weiter! nur weiter, mein Lieber!“ eiferte ein alter dicker Herr mit rotem Gesichte. „Je länger hier, je später kommen wir zum Frühstück wieder hinunter, und ich habe gewaltigen Hunger und Durst.“

Die bunte Reihe der Gesellschaft zog nun in die tieferen Schatten eines dunkeln Tannenwaldes hinein.

Bald fing die Sache an etwas unangenehm zu werden. Der Weg war voll häßlicher spitzer Steine, dazwischen Pfützen

und Schlamm. Von den Bäumen hingen an vielen Stellen dürre Zweige, mit weißem Moos bewachſen, tief herunter und hinderten die Gehenden. Schwarze nackte Schnecken ſchleiften ſich an der Erde fort.

„Das ſind ſchlimme Wetterpropheten," rief einer in der Geſellſchaft. „Ich fürchte, wir bekommen heute noch Regen!"

„Ich glaub's auch," ſagte der dicke Herr. „Da unten in dem Dorfe hört man deutlich alle Hähne krähen!"

„Ach unſere Schirme! Wenn wir nur erſt wieder zurück wären!" ſeufzten die anderen.

Plötzlich ſchrie ein junges Mädchen laut auf: „Um Himmels willen! Nehmt mir die greuliche Spinne ab, die mir da auf dem Halſe herumkriecht!"

„Das wird ja immer fürchterlicher!" jammerten die älteren Damen, „lauter Spinneweben; man wird ganz davon eingewickelt." — „Ach die Weſpen! die abſcheulichen Mücken!" ſchrien die Kinder, und dabei ſchlugen ſie rechts und links mit den Händen um ſich.

„Sind wir denn nicht bald oben?" ſeufzte bald hier, bald dort einer.

„Gleich! gleich! — Nur noch um jene Ecke, da wird die Ausſicht ſchon freier, und in einer Minute ſind wir oben!" Das war die ſtehende Antwort des Studenten auf die immer dringender werdenden Fragen und Klagen. Aber der Weg wurde böſer, der Student wurde einſilbiger, und zuletzt ging die ganze Schar ſtumm und ſtill hinter ihm her.

Jetzt gelangte man nach einem Punkt, wo vier Wege zu allen Himmelsgegenden führten, einer ſteiniger wie der andere, ſtatt der Blumen wuchſen da nur Diſteln und Dornen.

Der Student ſtand ſtill und ſah ſich um. Alles machte hinter ihm Halt.

„Meine Herrſchaften," rief er nach einer Pauſe, „ich glaube faſt, wir haben den rechten Weg verfehlt!"

„Nein, das iſt abſcheulich!“ riefen die Damen, „das iſt unmöglich!“ Die Herren aber brummten oder verhöhnten den weiſen Herrn Führer, der erſt ſo groß getan hatte.

„Aber mein Himmel!“ rief dieſer, „daran ſind Sie alle ſchuld, mit Ihrem ewigen Jammern und Seufzen haben Sie mich ganz konfus gemacht.“

„Umkehren!“ riefen einige, „vorwärts!“ die anderen, und nun wurde hin und her geſtritten, was zu tun ſei; auf den Studenten ward gar nicht mehr gehört, die bitterſten Vorwürfe mußte er ruhig hinnehmen.

Zu dem Ärger und Zank kam jetzt auch noch ein tüchtiger Regenſchauer, der alles in größte Aufregung brachte. Man drängte, man ſtieß ſich hin und her, und je mehr man ſich drängte und ſtieß, deſto öfter blieb hier ein Kleid an den Dornen hängen, dort ein Schuh im Schlamm ſtecken; die Kinder weinten, die Eltern beriefen ſie, und bei alledem kam man nicht vom Fleck und zu keinem Entſchluß.

Endlich hörte man durch den Lärm aus einiger Entfernung Hundegebell. Man horchte auf und einigte ſich darüber, man wolle nach der Richtung, wo der Schall hergekommen war, in den Wald hineingehen, da hoffte man doch zuletzt einen Menſchen anzutreffen, der die Geſellſchaft auf dem nächſten Weg zu den zurückgelaſſenen Wagen bringen könnte. In dem Getümmel hatte man ſelbſt den Pfad verloren, auf dem man hergekommen war.

Man ſchritt wieder vorwärts, aber das Hundegebell ſchien immer in derſelben Entfernung zu bleiben. Bald brannte die Sonne, bald kamen neue Regenſchauer, und dabei ging es fort und fort durch dichten Tannenwald; das Nadelholz gewährte gerade kein beſonderes Schutzdach gegen den Regen. Schon ermüdeten die kleineren Kinder und mußten abwechſelnd getragen werden, die Kleider der Frauen waren gänzlich durchnäßt und mit Schmutz bedeckt; den Männern tropfte der Regen von den Hüten, und zu allen Plagen geſellten ſich noch Hunger und Durſt.

2.

So war man im ganzen drei Stunden lang fortgewandert, als der Wald ſich endlich lichtete. Bald befand man ſich in einem kleinen Talkeſſel, rings von Klippen und Geſtrüpp umſchloſſen. An der einen Seite einer Bergwand lehnte ein ärmliches Häuschen hinter hohen Fliederſträuchern, ihm gegenüber ragte ein Felsblock gleich einem mächtigen Steintiſch aus der Erde.

Knorrige Wurzeln, mit weichem Mooſe wie mit Samtpolſtern bedeckt, umgaben dieſen Stein im Halbkreiſe, uralte Buchen breiteten ihr ſchattiges Laubdach darüber hin. Sonſt war der ganze übrige Raum des Tales zu einem Gemüſegarten benutzt. Auf ſauberen Erdrücken ſtanden in zierlichen Reihen Kohlpflanzen, Rüben und Gemüſe aller Art. Auch ſchien es hier gar nicht geregnet zu haben, die Sonne lachte freundlich und mild über die Beete hin, aber in den Buchenſchatten wehte ein erquickender Wind.

Die Geſellſchaft brach in einen Ruf der Freude aus, als ſie aus dem Dickicht heraustrat, und obgleich die meiſten eben noch vor Müdigkeit kaum gehen konnten, ſtürzte jetzt alles jubelnd den Moosbänken zu und ſtreckte die müden Glieder nach Herzensluſt auf den bequemen Sitzen.

Erſt jetzt entdeckte man das Strohdach hinter den Fliederbüſchen. Einige Herren wollten hinauflaufen, um die Bewohner des Hauſes nach dem Wege zu fragen und um etwas Brot und Milch zu bitten. Aber der Student kam ihnen zuvor. Der Länge nach ins Gras geſtreckt, rief er mit lauter Stimme: „Rübezahl! erſcheine und deck' den Tiſch!“

Auf den Ruf hörte man im Hauſe einen Hund bellen, und gleich darauf öffnete ein alter kräftiger Holzbauer mit plumpen Geſichtszügen die Tür. Beim Anblick der Gäſte zog er mit gutmütigem Schmunzeln ſeine Pelzkappe.

„Was beliebt, meine Herrſchaften?“ fragte er.

Im Anfang war die Gesellschaft doch etwas erschrocken als der Mann fast gleich nach dem Ruf „Rübezahl!“ vo sie hintrat. Seine Freundlichkeit aber erweckte bald Zutrauen

Zuerst erkundigte man sich nach dem Wege, und w man denn eigentlich sei. Zur größten Freude aller berich tete der Bauer, daß sie sich nicht gar so weit von dem Punk befänden, wo sie hin wollten. Der großen Müdigkeit wege beschloß man, doch noch eine Stunde hier zu ruhen.

„Unbeständig Wetter heute und garstiger Weg!“ sprac der Alte. „Euer Gnaden werden hungrig sein, ich kan mir's schon denken. Vielleicht kann ich mit was rech Schmackhaftem aufwarten. Wie Sie sehen, hab' ich hier ei vortrefflich Gemüse, wenn's gefällig?“ — „Nu, Alter! Wa habt Ihr denn?“ fragte der dicke Herr mit dem rote Gesicht, „es wird nicht viel Gescheites sein, vielleicht Brenn nesseln und Huflattich oder sonst so etwas Guts, he?“

Der Bauer runzelte die Stirn. „Nu, nu!“ sprach er „so übel wie der Herr davon denkt, ist es just auch nicht Die Herrschaften aus der ganzen Umgegend beehren mich of mit ihrem Besuch, um meine Rüben und Kartoffeln zu essen.“

„Die Herrschaften aus der Umgegend,“ witzelte der Stu dent, „die Euer Gemüse so schön finden, das sind wohl die Ochsen und Schafe da unten aus den Dörfern oder die Ese aus der Mühle. Nicht wahr, Alter?“

„Kann sein, daß auch so einer hier einmal herkömmt,“ antwortete der Bauer mit trockener Miene und ließ sich in seiner Ruhe nicht stören. „Eben heute erwartete ich eine Gesellschaft aus Warmbrunn, es hat aber da unten geregnet, und da werden sie wohl ausbleiben. Wenn sonst Euer Gnaden befehlen, eine Schüssel ist bereits angerichtet, ich brauch' sie nur herzubringen.“

„Immer zu!“ riefen die Herren. „Bringt Eure Sie benfachen herbei!“ Die Kinder aber verzogen die Gesichter bei dem Gedanken, daß das Gemüse so schmutzig aussehen würde wie das Haus des Wirts.

Der Mann ging in die Hütte zurück und kam bald darauf wieder heraus mit einer großmächtigen verdeckten Schale; die stellte er mitten auf den Steinblock vor den dicken Herrn hin. Ihm folgten sechs Knaben, wahrscheinlich seine Kinder. Es waren kleine dickköpfige Buben mit alten, braunen Gesichtern und strohblondem Haar. Sie brachten Salz und Pfeffer, reichten alte Scherben von Tellern herum und legten Löffel und Messer daneben; freilich war das Tischgeräte so rostig und verbogen, schwarz und zerbrochen, daß man oft kaum noch daran die ursprüngliche Form des Gerätes erkennen konnte.

„Ihr seid ja allerliebste Engel," rief der Student und kneipte den ersten Jungen in die Backen. „Ist das Silber oder Gold, wovon die Raritäten da sind, die ihr uns bringt?"

Die Jungen grinsten ihn an und sprachen kein Wort.

„Packt euch, ihr Jungens!" rief der alte Bauer. „Und recht guten Appetit, Euer Gnaden!"

Damit empfahl er sich und ging in sein Haus zurück. Die Jungen liefen mit wunderlich täppischen Gebärden ihm nach in die Hütte und warfen die Tür hinter sich zu.

„Nun bin ich doch neugierig," sprach der dicke Herr mit spöttischem Lächeln, „was für seltsame naturgeschichtliche Produkte wir da zu sehen bekommen werden." Dabei putzte er seine Brille mit dem seidenen Schnupftuche ab.

„Heben Sie doch nur den Deckel von der Terrine!" riefen ihm die anderen zu, „es wird doch immer noch zu essen sein!"

Der dicke Herr setzte die Brille auf, faßte den Knopf am Deckel der Terrine und wollte ihn aufheben, aber — der Deckel saß fest.

„Das müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich nicht auf den ersten Ruck den Deckel losbekäme," rief der Student und drängte sich an die Terrine. Er schob und schob und rüttelte — der Deckel saß fest. „Aber jetzt

passen Sie auf, jetzt muß es gehen," rief er ganz rot vor Eifer. „Eins — — zwei — und — drei!"

Die Hand glitt ihm vom Knopf ab und schlug mit solcher Gewalt ihm an die Nase, daß sie zu bluten anfing, aber der Deckel rührte sich nicht.

Auch andere versuchten noch ihre Geschicklichkeit daran, alles war vergebens. Man rief nach dem Wirt, aber keine Antwort erfolgte. Im Hause blieb es mäuschenstill.

„Die Faulenzer halten da drinnen wahrscheinlich ihre Mittagsruhe und liegen auf der Bärenhaut," rief der Student, „die wollen wir bald aus dem Schlaf wecken! Passen Sie auf!"

Schnell holte er sein Terzerol aus der Tasche und lud es, trotzdem daß die Damen ihn flehentlich baten, nicht zu schießen. Einige von den dümmsten Kindern hielten sich die Ohren zu und fingen an zu weinen.

„Rübezahl!" rief der Student, „öffne den Deckel." — Er schoß in die Luft, da krachte als Echo ein furchtbarer Donner von allen Bergen herunter in das Tal und schien noch lange im Innern der Erde nachzurollen. Zugleich flog der Deckel der Terrine hoch in die Luft, stieß oben gegen einen Buchenast und fiel in Scherben auf den Felsblock herunter.

In demselben Augenblick ertönte in den Felsen ein Chorgesang. Unsichtbare Stimmen sangen den Jägerchor aus dem Freischütz, und aus weiter Ferne klang das Echo herüber, als würden viele Waldhörner geblasen.

Vor Schreck fast versteinert saß die Gesellschaft auf ihren Moosbänken da und rührte sich nicht. Aller Augen richteten sich auf die wunderbare Terrine. Da sah man Kartoffeln und Rüben, schwarze Rettiche und Radieschen, Gurken und Zwiebeln bunt durcheinander darin liegen — aber alles war roh und ungekocht — mit Haut und Blättern und Fasern daran, wie es eben aus der Erde herausgezogen.

3.

Der erſte, der das Schweigen brach, war der dicke Herr. „Das iſt ja eine rieſenmäßige Kartoffel, die da obenauf liegt,“ ſprach er, „ſolch Exemplar habe ich noch in keinem Buche der Kochkunſt beſchrieben oder abgebildet geſehen!“ Eben langte er mit der Gabel nach der Kartoffel hinein, als dieſe ſich hoch aufrichtete und ihm ein fürchterliches Geſicht ſchnitt. Der dicke Herr ließ vor Angſt die Gabel fallen und fuhr, ſoweit er konnte, auf ſeinem Sitze zurück.

Aber nicht bloß die eine Erdfrucht, nein! alles übrige in der Terrine wurde lebendig. An dem Gemüſe keimten die Wurzeln und Faſern heraus und wurden Arme und Beine. Alle die verſchiedenen Knollen und Warzen, die an den Kartoffeln zu ſehen, ſchwollen an und wurden Augen, Naſen, Backen und Lippen. So ſprangen ſie eine nach der anderen auf den Rand der Terrine und von da auf den ſteinernen Felſentiſch. Ihnen folgten die ſchwarzen Rettiche als kleine dunkle Kerlchen mit dünnen Beinchen, die Gurken und Zwiebeln als Weiberchen, die Radieschen als Kinder. Bald waren ſie alle aus der Terrine herausgehüpft und krabbelten luſtig auf dem Felsblock herum.

Von neuem erklang der wunderbare Geſang in der Luft, da ſproßten und wuchſen auf dem Steintiſche Moos und Gras, Farnkräuter und Blümchen zuſehends auf und bildeten für das kleine närriſche Volk einen allerliebſten Wald und Garten mit ſchattigen Bäumchen. Die wunderbaren Leutchen ſchienen ſich darunter ganz behaglich zu fühlen, ſie taten gerade wie große Menſchen, ſie begrüßten einander wie alte Bekannte, unterhielten ſich über das ſchöne Wetter, über die Gegend und über allerlei Luſtbarkeiten, die ſie ſich machen wollten, und benahmen ſich ſo fein und anſtändig wie die gebildetſten Perſonen. Nun flogen auch noch aus der Luft Käfer, Fliegen und Mücken in den eben gewachſenen Garten hinein, ſetzten ſich da auf Zweige und Äſtchen

und sangen den Kleinen ihre Lieder vor, wie die Vögel es den Menschen zu tun pflegen, und die Kartoffelherren, die Rübendamen und die Radieschenkinder hörten ihnen mit Wohlgefallen zu.

Die große wirkliche Menschengesellschaft war vor Verwunderung ganz verstummt, man sah und horchte nur und vergaß darüber Hunger und Durst und Müdigkeit. Es war aber auch gar lustig anzusehen, was die kleine Welt da unten alles trieb.

Die Kartoffel- und Rettichmännchen hatten sich von den anderen abgesondert und nach einer Seite des Steintisches hin zurückgezogen. Von einem Haufen dürrer Fichtennadeln, der da lag, nahm jeder eine auf und steckte sie in den Mund. An einem Glühwürmchen, das dicht dabei in einem dunkeln Loche leuchtete, zündeten sie ihre Fichtennadeln an und rauchten mit großem Wohlbehagen, als wären es die feinsten Zigarren von der Welt. Einige von ihnen nahmen das große Blumenblatt einer wilden Rose in die Hände und studierten darin, als wäre es eine Zeitung. Die anderen setzten sich je vier und vier unter den Schatten eines Farnblattes; ein junger Rettich brachte große Pakete von Schlehdornblättchen herbei, die wurden verteilt und damit Karten gespielt, wie man es in unseren Gesellschaften zu tun pflegt. Von Zeit zu Zeit kam dann auch wohl ein Radieschen hergetrippelt und reichte in Blütenkelchen Pflanzensaft herum, das war der Wein, den die kleinen Spieler tranken.

Auf der anderen Seite des Felsblockes versammelte sich dagegen eine allerliebste kleine Damengesellschaft. Die Wirtin, das war eine schöne rote Möhre, mit ihren zwei jungen Töchtern, einem gelben und einem weißen Rübchen. — Der Kopfputz der drei Dämchen war besonders zierlich, feine Rübenblättchen hingen als Schleier ihnen über die Schultern herunter. — Nun kamen allmählich die anderen Kaffeegäste. Zuerst eine große, dicke saure Gurke mit sechs schlanken Pfeffergurken, das waren ihre Töchter, dann drei Zwiebel-

schwestern, die waren elegant gekleidet in rot und gelb schillernden Kleidern, sie hatten einen Reifrock über den anderen angezogen und auf dem Kopfe grüne Federn; das sah sehr stolz und vornehm aus. Darauf erschienen Schwarzwurzeln und Zuckerwurzeln und Rübenfamilien aller Art und mit ihnen eine ganze Schar rotbäckiger Kinder, frische junge Radieschen mit weißen Strümpfchen und Schuhen.

Nach vielen Knicksen und Begrüßungen setzte sich die Damengesellschaft unter eine hübsche dunkle Mooslaube. Da stand das Kaffeegeschirr in Bereitschaft, so fein wie die Kaiserin von China und die Kronprinzessin von Japan es nicht feiner haben können. Rote und weiße Fingerhutblüten stellten die Kaffeekannen vor, Maiglöckchen die Täßchen, und die Unterschälchen das waren Erdbeerblüten.

Nun holten die kleinen Dämchen auch ihre weiblichen Arbeiten hervor. Mit blanken Dornen häkelten und strickten sie aus Spinnewebeu Strümpfchen und Kinderhäubchen, die Arbeiten gingen von Hand zu Hand und wurden viel gelobt und bewundert. Überhaupt war die Unterhaltung der Gemüsegesellschaft im Anfange so artig, daß es eine Lust anzuhören war. Besonders machten die Zuckerwurzeln ungemein höfliche, süße Redensarten, und die Zwiebelschwestern machten ihre Witze dazu, die allgemein belacht wurden. Aber das hielt leider nicht lange vor. Man fing bald an, einander zu necken und sich allerlei übel zu nehmen. Die Zwiebeln wurden scharf und beißend, die Pfeffergurken bitter, die große Gurkenmadam machte immer saurere Gesichter, und die roten Rüben wurden vor Ärger darüber noch viel röter, als sie es schon von Natur waren. Am empfindlichsten waren die sanften, zarten Zuckerwurzeln; ihnen trat sogar bei den beißenden Witzen der Zwiebeln das Wasser in die Augen.

Auch auf der anderen Seite des Felsblockes waren indessen die Herren Kartoffeln bei ihrem Spiel in Zank und Streit geraten. Über den Ärger gingen ihre Fichtenzigarren alle Augenblicke aus, das Glühwürmchen hatte viel zu tun, um

sie immer wieder von neuem anzuzünden. Höchst wunderlich war es anzusehen, wie die verschiedenen Leidenschaften sich in den verschiedenen Kartoffelgesichtern äußerten. Neid, Habsucht und Schadenfreude trieben große Beulen in den schon von Natur nicht schönen Zügen der dickköpfigen Leutchen bald hier, bald da heraus, manchem platzte sogar vor Ärger die Haut. Der dickste Kartoffelherr schnupfte im Zorn fortwährend Pfeffer aus dem Salz- und Pfefferfasse, welches zufällig neben ihm stand, und zuletzt warf ein langer Rettich das Kartenspiel, das er in den Händen hatte, ärgerlich auf den Tisch, so daß alle die zweiundfünfzig Blättchen lustig vom Winde durch die Luft geweht wurden.

Unterdessen hatten die rotbackigen Kinderchen, die Radieschen, in einem Heidekrautwalde Blindekuh und Kämmerchen zu vermieten gespielt, aber auch da war es nicht in der Ordnung hergegangen. In kurzer Zeit war ihnen die Sache langweilig geworden. Sie hatten nun „Ritter und Räuber" zu spielen versucht. Aber das Spiel artete bald in wirklichen Kampf aus, und sie fielen sich recht ernstlich in die Haare. Es dauerte nicht lange, so waren ihre grünen Mützen mit den langen Federn zerrissen und zerzaust. Zuletzt wurden einige noch gar von ein paar großen Schnecken gebissen. Aber das war die gerechte Strafe für ihren Vorwitz; denn sie hatten die gutmütigen Tiere aufs äußerste geneckt und gereizt.

So lag die kleine Welt an allen Ecken in Kampf und Streit, da läutete plötzlich eine große blaue Glockenblume vier Schläge. Die Blume stand hoch mitten auf dem Felsblock, gerade wie ein chinesischer Glockenturm.

„Da schlägt es vier Uhr!" sprach der älteste Herr Kartoffel. „Ich denke, meine Herren, wir heben das Spiel auf und machen unsere Landpartie. Liebster Schatz!" rief er seiner Frau, der sauren Gurke, zu, die an der anderen Seite des Felsblockes saß, „es ist die höchste Zeit aufzubrechen."

Die Gurke und mit ihr die ganze kleine Gesellschaft, Herren und Damen, erhoben sich von ihren Sitzen, Zank und Streit wurde vergessen, die Radieschenkinder herbeigerufen, und man trat die Promenade an.

„Aber wer wird uns führen?“ fragte eine Mohrrübe. „Ich,“ rief der junge schwarze Rettich, der schon früher sich sehr eitel und anmaßend gezeigt. „Ich kenne hier jeden Weg und Steg, und wenn Sie den Rübezahl selbst als Führer annehmen wollten, der könnte Sie nicht so sicher führen!“

Die Gemüseleutchen schienen nach langem Hin- und Herreden mit den Vorschlägen des Rettichs einverstanden zu sein. Der Rettich nahm nun ein Binsenstöckchen, band ein grünes Pflänzchen daran und schwang es als Fahne hoch empor. Ihm folgten die übrigen, einer hinter dem anderen, und so ging der Zug über die Erhöhungen und Vertiefungen des Steinblockes unter dichten Heidelbeerbüschen fort, bis er endlich ganz von den höheren Kräutern verdeckt wurde. Man konnte aber deutlich die feinen Stimmchen der kleinen Leute unter der grünen Pflanzendecke vernehmen. Zuerst sangen sie allerlei Lieder, dann wurde es stiller, aber später schien auch da unten wieder neues Gezänk auszubrechen.

4.

Jetzt wollen wir die kleine Gesellschaft auf einige Zeit ruhig wandern lassen und wieder zu unseren großen Leuten zurückkehren.

Die saßen um den Steinblock herum wie im Traume; keiner wagte nach dem, was er eben gesehen, ein Wort zu sprechen. — —

Ein junges, naseweises Mädchen konnte endlich nicht länger schweigen. „Viktor!“ flüsterte sie ihrem kleinen Bruder ins Ohr, „Viktor! hast du wohl gesehen? Das eine Radieschen da unten, das so ungezogen war und dem anderen beim

Spiel immer seine langen Beine in den Weg streckte, das sah doch gerade so aus wie du."

„Und die eine Pfeffergurke," sagte der Bruder ebenso leise, „die so krumm und einwärts ging und ihre Geschwister immer hofmeistern wollte, wem mag die wohl ähnlich gesehen haben?"

Das Mädchen wurde rot bis an die Ohren, der Student aber war vor Ärger und Beschämung ganz blaß geworden. Er merkte es wohl, daß der lange schwarze Rettich in Mienen, Worten und Gebärden seine Anmaßung lächerlich machte. Am liebsten hätte er in seinem Grimm den Rettich gleich gepackt und ihn mit Haut und Haar aufgegessen, aber das war unmöglich; denn er fühlte alle seine Glieder wie durch eine Zaubermacht gelähmt und gefesselt. Seinem Ärger in Worten Luft zu machen, das wagte er nicht, weil er fürchtete, man würde ihn dann erst recht verhöhnen und auslachen.

Auch die anderen waren betroffen, denn jeder einzelne hatte unter den Gemüseleutchen deutlich sein eigenes Bild wiedererkannt. Aller Blicke folgten dem Geräusch unter der Pflanzendecke.

„Da kommen sie wieder! da sind sie!" rief die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde, und richtig! der Zug der Gemüseleutchen trat wieder ans Tageslicht hervor. Aber wie traurig sahen sie jetzt aus! Der schöne Kopfputz der Rüben war geknickt, die Zwiebeln hoben ihre seidenen Kleiderchen, soviel es nur immer anging, in die Höhe, so daß man alle die vielen Reifröcke darunter deutlich sehen konnte, aber die Kleiderchen waren zerrissen und die weißen Reifröcke voller Schmutz. Die alte Gurkenmadam mußte sich von zwei kräftigen Kartoffeln führen lassen, so matt war sie, und die Rettiche und Möhren trugen die weinenden Radieschen mühselig auf dem Arm oder auf dem Rücken.

Gerade an der Stelle, wo der Zug aus dem Grün hervorgekommen war, lag ein großer, runder Kieselstein.

Jetzt sah man, wie die müde Gemüsegesellschaft sich um den Stein lagerte und nach Erquickung rief. Da sprang ein Eichkätzchen herbei, das trug eine große, große Nuß in den Pfötchen, die setzte es auf den Kieselstein und sprang wieder fort.

Nun sollte die Nuß geöffnet werden. Die Kartoffeln, die Rüben, die Zuckerwurzeln, alles versuchte daran seine Kräfte, aber jede Mühe war vergebens.

Wie der Student es vorhin mit der Terrine versucht hatte, so tat es jetzt der Rettich mit der Nuß. Zuletzt sah man, wie er eine Knallschote in die Hand nahm und sie wie eine Pistole hoch in die Luft hineinstreckte.

„Rübezahl!" rief er und drückte die Knallschote ab.

„Krach!" prasselte es ringsum von allen Bergen wie hundert Donnerschläge ins Tal herunter.

Der wirklichen Menschengesellschaft vergingen die Sinne, alle sanken betäubt von den Moosbänken zu Boden.

Erst nach längerer Zeit erwachte der dicke Herr, er fühlte, daß jemand ihn am Arm rüttelte, und richtete sich auf.

„Aber um Himmels willen, so stehen Sie doch auf," rief ihm eine bekannte Stimme zu. „Die Sonne geht bald unter, und wir müssen doch beizeiten ins Nachtquartier."

Der dicke Herr sah herauf nach dem Mann, der ihn geweckt. Es war einer der Kutscher, die die Gesellschaft heute gefahren hatten. Ganz verwundert blickten sich die beiden an und wußten im Anfang nicht, was sie sagen sollten.

Nach und nach erwachten auch die übrigen aus ihrer Betäubung. Man rieb sich die Augen wie nach einem langen Schlaf voll bunter Träume, und siehe da! da waren keine Moosbänke mehr und kein Felsblock. Mit allem, was darauf geblüht und gelebt, gespielt und sich gezankt hatte, war der Steintisch in die Erde versunken. Auch drüben das Haus des Holzbauern und weiterhin im Tal die Erdrücken mit den Gemüsepflanzen darauf, alles das war verschwunden.

Im übrigen aber sah es ringsum noch so aus wie vorher, nur der Boden des Tales war jetzt eine einfache grüne Wiese, eben und glatt und mit hohem, weichem Grase bewachsen.

Allmählich kam den Betäubten auch die Sprache wieder. Wie erfreut waren sie, den Kutscher hier zu sehen! Man drückte ihm die Hände, man überschüttete ihn mit Fragen, er sollte berichten, wie er hergekommen, wo die Wagen ständen, wo man denn eigentlich hier wäre? und dergleichen mehr.

Zuerst wußte der Kutscher nicht, was er von den Leuten denken sollte, es schien ihm fast, als hätten sie zu viel Wein im Kopf. Man sagte, man habe sich verirrt gehabt, und das beruhigte ihn endlich. Er berichtete nun, die Wagen ständen nicht weit von hier, etwa eine Viertelstunde Weges hinter dem Berge, und zwar an demselben Platz, wo man heute am Morgen ausgestiegen war, die Herrschaften müßten also wohl ziemlich im Kreise herum marschiert sein. Er selbst und seine Kameraden hätten von Stunde zu Stunde auf die Gesellschaft gewartet und wären zuletzt schon ganz in Angst um sie geraten. Da sei denn vor einem halben Stündchen ein alter Holzbauer mit pfiffigem Gesicht des Weges dahergekommen und habe im Vorübergehen ihnen zugerufen: „Kutscher! Ihr wartet wohl auf eure Herrschaften? Die liegen in guter Ruh' da gleich hinter dem Berge im Grase und schlafen." Der Bauer sei darauf weiter gegangen. Da hätte er selbst sich aufgemacht, wäre auf dem nächsten Fußweg hierher gelaufen und habe richtig es so gefunden, wie der Bauer gesagt.

Der Kutscher hatte seinen Bericht beendet. In viele Worte sich weiter einzulassen, dazu war jetzt keine Zeit. Bald gelangte man, von jenem geleitet, zu den Wagen hin, stieg ein und kam noch gerade vor Einbruch der Dunkelheit im Nachtquartier an.

Von dem Abenteuer und den Mühsalen des Tages

ermattet, hungrig und wie zerſchlagen, waren alle mit der ärmlichen Herberge, in die man einkehrte, überglücklich, und das einfache ländliche Abendbrot, was man dort erhielt, ſchmeckte ihnen ſo köſtlich, wie ihnen noch nie die leckerſte Mahlzeit gemundet hatte. Nun kam auch jedem die alte Luſtigkeit zurück, und man beſprach ſorglos die wunderbaren Begebenheiten, die man erlebt. Zuletzt brachte ſogar der dicke Herr mit dem roten Geſicht bei einigen Flaſchen Grüneberger Wein die Geſundheit des Berggeiſtes aus, der jedem von ihnen ſeine Schwächen und Fehler ſo ergötzlich vorgeführt hatte. Denn wer konnte der alte Holzbauer wohl anders geweſen ſein, als der Berggeiſt Rübezahl?

Und ſo nahm ein jeder von dieſer Luſtfahrt eine gute Lehre für ſein ganzes Leben mit, vor allen anderen aber der Student. Jede Anmaßung und Eitelkeit hat er ſeit jenem Tage abgelegt. Kam ihm ſpäter auch bisweilen die Verſuchung an, in ſeine alten Fehler zurückzufallen, ſo brauchte er nur einen ſchwarzen Rettich anzuſehen, und er war gleich wieder von den Fehlern geheilt.

Die Schilfinſel.

1.

Es war an einem ſchwülen Sommertage zur Mittagszeit, da fuhr ein alter Fiſcher mit ſeiner zwölfjährigen Tochter Hella über den See, der ſich vor dem Fiſcherdorfe zwiſchen Wäldern und Buchten weit ins Land hineinzog. Das Mädchen ruderte, und der Alte warf ſeine Netze aus.

So weit wie heute war der Vater noch nie mit dem Kinde hinausgefahren. Die Sonne brannte glühend heiß, die Luft war ſtill und der See ſpiegelglatt. Die Hitze und die ſchwere Arbeit ermüdeten den alten Mann. Allmählich fielen ihm die Augen zu, ſein Kopf nickte bald rechts, bald

links auf die Schultern hin, zuletzt lehnte er sich an den Bord des Kahnes und schlief sanft und ruhig ein. Hella wollte den Vater nicht stören. Sie zog daher die Ruder ein und ließ das Fahrzeug auf dem glatten Wasser forttreiben. Nach und nach wurde ihr die Gegend ringsum immer fremdartiger, und endlich erblickte sie zur Seite in einiger Entfernung eine kleine Insel, die war dicht mit Schilf und Rohr und hohen Blumen bewachsen; aber das alles sah so wunderbar aus, wie sie es nie zuvor gesehen hatte. Fremde, schöne Vögel wiegten sich still auf den schlanken Halmen, prächtige Schmetterlinge, blau, rot und goldig, flatterten um die Blüten herum, ein leichter Wind wehte einen köstlichen Duft von allen den selten gestalteten Pflanzen herüber. Jetzt hörte sie auch, wie aus dem Schilfe feine, leise Töne herüberschallten, als ob Kinder dort auf kleinen Rohrpfeifen bliesen; das klang so lieblich in der stillen Luft. Wie muß es da drinnen unter den kühlen Schatten herrlich sein! dachte Hella, und wer mögen nur die Leute sein, die da auf den Pfeifen blasen? Vielleicht sind es Fischerkinder wie ich, es wäre doch lustig, die kennen zu lernen! Gar gern wäre das Mädchen hingefahren; doch sie wagte es nicht, den Vater zu wecken, und ohne seinen Willen wollte sie es nicht tun.

Aber die Töne wurden immer voller und lockender, Hella konnte sich nicht satt daran hören. Nur das Schnarchen des Vaters störte sie; freilich war es ein Zeichen, wie fest er schlief. Der Wunsch, nur noch etwas näher an die Insel heranzurudern, wurde immer mächtiger in dem Kinde. „Ich tu's!“ sprach sie endlich für sich, „der Vater schläft ja so fest, er wird ja nicht davon aufwachen!“ — So sacht wie möglich schob sie die Ruder wieder ins Wasser hinaus, um zur Insel hinzufahren, aber ehe sie sich's versah, glitt ihr das eine Ruder aus der Hand und fiel mit Gepolter in den Kahn. Der Alte wachte auf; verschlafen rieb er sich die Augen, dann sah er sich um und horchte. „Ums Himmels willen, da ist ja die böse Insel!“ rief er plötzlich ganz

bleich vor Schrecken. „Halt dir die Ohren zu, Hella! Halt dir die Ohren zu, liebes Kind, ehe die Nixen ihre Lieder zu ſingen anfangen, ſonſt biſt du verloren!“ Dabei riß er ihr die Ruder aus der Hand. Das Mädchen erſchrak, ſie wußte nicht, was des Vaters Worte bedeuteten, doch tat ſie, wie er befohlen. Mit aller möglichen Kraft wendete der Fiſcher raſch den Kahn um und ruderte ſo kräftig, daß das leichte Fahrzeug wie ein Pfeil über das Waſſer dahinſchoß. Bald waren ſie auch wieder weit von der Inſel weg, und die Töne verhallten in der Ferne. Erſt als nichts mehr davon zu hören war, erlaubte der Fiſcher ſeiner Tochter, die Hände von den Ohren zu tun.

„Was war denn das für ein prächtiger Blumengarten, den wir da eben geſehen haben, Vater? Und wer hat darinnen ſo herrlich geblaſen?“ fragte Hella. „Ach, wie klang das doch ſo ſchön, ſo wunderſchön!“

Der Alte hatte im Rudern nachgelaſſen, um ſich von der ſchweren Anſtrengung zu erholen. Nachdem er tief Atem geſchöpft, ſprach er: „Kind, Kind, denk' nicht mehr an das, was du geſehen und gehört haſt. Dank' du Gott, daß wir der böſen Gefahr entkommen ſind! Der Garten, den du geſchaut haſt, das war die böſe Schilfinſel. Da ſitzen am Tage die Nixenkinder darin und locken mit ihren Rohrflöten die Fiſcherkinder zu ſich hin, und dann ſingen ſie ihnen nachher ihre Lieder vor, und wenn die armen Menſchenkinder die Lieder hören, wird es ihnen ſchwer, ſie wieder zu vergeſſen.“

„Wenn die Lieder aber hübſch ſind, Vater, was iſt denn da ſo Schlimmes dabei?“ fragte Hella.

„Wie dumm du nur da wieder fragſt,“ ſprach der Alte. „Sehr Schlimmes iſt dabei, ſehr Schlimmes! Wer die Nixenlieder nur einmal in ſeinem Leben gehört hat, der mag ſie auch gern ſingen, und wer ſie ſingt und iſt dann gerade auf dem See, der muß ins Waſſer herunter, er mag wollen oder nicht!“

Hella wollte noch mehr darüber fragen, aber der Vater rief: „Denk' nicht mehr dran, ich befehl' es dir, denk' nicht mehr dran! Und was ich dir ein für allemal sage: daß du dich nie unterstehst, nach der Insel zu fahren! Wenn du es tust, so bist du verloren auf Lebenszeit. — Und daß du auch keinem Menschen sagst, daß wir im Nixenrevier gewesen sind und die Insel gesehen haben! Das bringt uns bei den Leuten in böses Gerede. Und jetzt kein Wort mehr darüber!"

Hella schwieg; sie kannte ihren Vater, er war ein heftiger Mann und sprach nicht gern mehr, als er notwendig mußte. Aber immer und immer wieder kamen ihr die hübschen Melodien in den Sinn, die sie noch eben gehört hatte. — Unterdessen waren sie bei der Fischerhütte gelandet, Vater und Tochter stiegen ans Land, banden den Nachen an seinen Pfahl und trugen Fische, Netze und Ruder schweigend ins Haus.

2.

Kurze Zeit darauf starb der alte Fischer. Auf seinem Totenbette hatte er Hella noch einmal vor der bösen Insel gewarnt, und sie hatte ihm versprechen müssen, niemals dahin zu fahren.

Das verwaiste Mädchen wurde nun von anderen Fischersleuten an Kindes Statt angenommen und hielt sich in deren Hause brav und fleißig, freundlich und gut, wie früher, so daß alle Leute im Dorfe sie lieb hatten; nur beim Fischen war sie nicht mehr so eifrig wie sonst, und das kam daher, weil die Neugierde, die verbotene Insel doch noch einmal zu sehen, ihr keine Ruhe ließ. Übrigens sprach sie mit niemand darüber.

Wohl ein Jahr war vergangen, da war Hella wieder einmal ganz allein zum Angeln hinausgefahren. Schon geraume Zeit war sie umhergerudert und hatte fast gar keine Fische gefangen. Wie sie nun so fortwährend ins Wasser

niederſah, bemerkte ſie, wie neben dem Kahne einige ſchön duftende Blumen daherſchwammen. Sie fiſchte davon heraus, was ſich mit der Hand ergreifen ließ, und betrachtete die Blumen mit großem Wohlgefallen.

„Die ſind gewiß von der Schilfinſel!“ ſprach ſie für ſich. „Ja, wer dahin könnte! — Aber ich darf ja nicht!“ ſagte ſie nach einer Weile und ſah traurig in die Ferne. Dann angelte ſie wieder weiter fort, aber kein Fiſch biß an.

Da kam ein großer Schmetterling durch die Luft geflogen, blau, rot und goldig, der ſetzte ſich auf die Blumen, die dem Kinde im Schoß lagen. „Der iſt gewiß von der Schilfinſel!“ ſprach ſie wieder. „Ich möchte doch für mein Leben gern einmal dahin fahren! — Aber es geht ja doch nicht an!“ rief ſie nach einer Weile, und die Tränen traten ihr in die Augen. Sie nahm die Schürze vors Geſicht und weinte ſtill vor ſich hin. So ſaß ſie längere Zeit und ſah und hörte nichts.

Da rauſchte plötzlich etwas über ihrem Kopfe, und als ſie aufſah, hatte ſich vorn auf die Spitze des Nachens ein prächtiger Vogel hingeſetzt. Der ſah ſie mit klugen, blanken Augen an und zwitſcherte dabei mit ſo feiner Stimme, als wollte er ihr allerlei Geheimniſſe erzählen. „Du kommſt von der Schilfinſel, das ſeh' ich dir an!“ ſprach Hella. „Du liebes Tier! Ach, wie ſchön iſt alles, was von daher kommt! Nur ein einzig Mal ſehen möcht' ich die Nixenkinder, von denen der Vater ſagte, daß ſie ſo böſe wären. Ich kann's mir gar nicht denken. — Wüßt' ich nur den Weg dahin, aber ich könnt' ihn allein nicht wiederfinden.“

Da hob ſich der prächtige Vogel mit ſeinem glänzenden Gefieder in die Luft — und ſchwebte langſam um die nächſte Waldecke. „Er wollte mir den Weg zur Inſel zeigen,“ ſprach das Mädchen. „Ich muß doch ſehen, wo er geblieben iſt.“ Sie ruderte ihm nach. Schon war ſie nahe an der Waldecke, als ſie hörte, wie daheim in ihrem Dorfe die Kirchenglocken läuteten. Das klang ſo ernſt und feierlich

und erinnerte sie an ihren verstorbenen Vater und an ihr Versprechen, niemals zur Insel hinzufahren. Sie hielt mit dem Rudern an.

Jetzt erhob sich aber auch der Schmetterling von ihrem Schoß und flog ebenfalls um die Waldecke. Hella sah ihm traurig nach. „Der ist nun auch fort," rief sie. „Da will ich denn die schönen Blumen auch nur fortwerfen, sie helfen mir ja doch nichts mehr!" Sie warf die Blumen in den See, und auch sie schwammen denselben Weg, den der Vogel und der Schmetterling genommen hatten.

Statt aber nun gleich ihren guten Vorsatz auszuführen, statt umzukehren und nach Hause zu fahren, ließ sie sich von einer sträflichen Neugierde betören. Sie wollte ja nur bis zur Waldecke fahren, um zu sehen, wo der Vogel, der Schmetterling und die Blumen geblieben wären. „Dann kehr' ich auch gleich um," sagte sie, „und will nie, nie wieder an die Insel denken."

Mit eiliger Hast ruderte sie vorwärts, bis sie jenen waldigen Vorsprung erreicht hatte, und siehe! da lag vor ihren Blicken das Zaubereiland in voller Pracht da.

Sie erschrak, sie wollte umkehren und konnte doch nicht, es war als ob sie keine Kraft mehr in den Armen hätte, die Ruder zu führen. Schon klangen wieder die Flötentöne aus dem Schilf herüber, aber die Kirchenglocken im Dorf verstummten. Sie hätte auch jetzt nicht mehr darauf geachtet. Der Vater, ihr Versprechen, alles war vergessen, ihr Gewissen schwieg, sobald sie die lockenden Töne vernahm. „Ich muß hin! Ich muß hin," rief sie, „mag daraus werden, was da will." Neue Kraft belebte sie wieder; mit allem Eifer ergriff sie die Ruder; die Tiere und die schwimmenden Blumen waren auch wieder da und flogen und zogen dem Nachen voran, der, wie von unsichtbarer Macht getrieben, über das Wasser dahinflog, als ob er selbst ein Vogel wäre. Bald hatte sie das schattige Eiland erreicht und sprang aus dem Nachen auf die farbigen Kiesel des Ufers.

Mit klopfendem Herzen schlüpfte sie nun durch die schlanken Schilfhalme, die wie hohe Palmen über ihrem Kopf zusammenschlugen. Bald hatte sie eine lichtere Stelle erreicht. Da saßen sie, die Nixenkinder, unter den schattigen Blumenbüschen und bliesen auf ihren Rohrpfeifchen. Die Kinder waren schön, mit blonden Locken und leuchtenden dunkeln Augen. Sie lachten das Fischermädchen freundlich an, als sie aus dem Schilfe hervortrat, und bliesen ruhig weiter. Hella legte sich vor ihnen ins Gras und hörte zu, und es war ihr, als müßte sie immer da bleiben.

Als aber die Sonne herabsank und schon nah' am Untergehen war, da hörten erst die Nixenkinder auf zu blasen und sprachen zu ihr: „Hella, jetzt besteige wieder deinen Nachen und fahre nach Hause, damit deine Pflegeeltern nicht schelten, wenn du zu spät kommst. Und morgen komm hübsch wieder, dann wollen wir dich die Ringelreihen lehren und dir unsere Lieder vorsingen, das wird dich freuen!"

Hella tat, wie ihr geheißen war, bestieg den Nachen und fuhr heim. Sie war ganz glücklich über das, was sie erlebt hatte. — Erst als sie sich ihrem Dorfe näherte, fiel es ihr mit einem Male schwer aufs Herz, was die Pflegeeltern wohl sagen würden, daß sie so lange ausgeblieben sei und keine Fische mitgebracht habe. Mit traurigem Blick schaute sie auf die Netze zu ihren Füßen herunter, und was sah sie? Da sprang und wimmelte es in den Netzen von den schönsten Fischen; die hatten die Nixen ihr heimlich hineingetan. Beruhigt stieg sie ans Land. Wie aber die Ihrigen die vielen Fische sahen, die sie mitbrachte, freuten sie sich und fragten nicht weiter nach, wo sie so lange geblieben wäre; sie glaubten sicher, das Kind habe die Fische alle selber gefangen.

3.

So fuhr nun Hella jeden Nachmittag zu der schönen Insel und brachte dort mehrere Stunden zu. Das Fischen

verlernte sie fast ganz. Sie brauchte es ja nicht, ihre Netze wurden auch ohnedies jedesmal von den Nixen mit Fischen angefüllt. Wie waren die Kinder freundlich und zutraulich zu ihr geworden! Sie lehrten sie allerlei hübsche Spiele, tanzten mit ihr den Ringelreihen und sangen ihr Lieder vor, und die klangen so schön, so wundervoll, Hella konnte sie gar nicht mehr aus dem Sinn bekommen. Fing aber der Tag an zur Neige zu gehen, und die Sonne senkte sich den Bergen zu, da trieben die Nixen jedesmal mit einer Art Unruhe ihren Gast an, doch nur ja schnell heimzukehren, ehe die Dunkelheit anbräche.

Nun wurden die Abende immer schöner; denn es war die Zeit des Vollmondes. Gern wäre Hella bei ihren Besuchen noch etwas länger auf der Insel geblieben; aber nach wie vor duldeten die Kleinen es nicht und taten gar geheimnisvoll, wenn sie fragte, warum sie denn nicht länger bleiben dürfe. Das machte das Mädchen neugierig, und sie beschloß, der Sache auf die Spur zu kommen.

Den anderen Tag, als sie wie gewöhnlich zur Insel gefahren war, und die Zeit der Abfahrt herankam, nahm sie, wie sie es immer zu tun pflegte, von den Kindern Abschied und bestieg, nachdem sie durch die Schilfhecken geschlüpft war, ihren Nachen; aber anstatt gleich nach Hause zu rudern, lenkte sie den Kahn leise in eine Bucht der Insel, wo sie durch Blumenbüschel hindurch sehen konnte, was die Nixenkinder vornehmen würden.

Mit angehaltenem Atem saß sie in ihrem Schifflein da und lauschte. Die Sonne ging unter, der Vollmond trat klar hinter dem Walde hervor. Und wie seine glänzenden Strahlen über den See fielen, da wurde das Wasser plötzlich ganz durchsichtig und, o Wunder! was erblickte sie da? Wie lauter Silber und Edelgestein schimmerte und flimmerte es aus dem Grunde des Sees herauf. Und was da so schimmerte und flimmerte, das waren lauter Bäume und Pflanzen, und die waren noch viel wunderbarer anzuschauen

als alles, was ſie bisher auf der Inſel geſehen. Aber mitten unter den ſilbernen Bäumen ſtand ein großes perlmutternes Schloß, ausgelegt mit roten Korallen und farbigen Muſcheln, und bei dem Schloß ſtand ein Turm, der war von dem klarſten durchſichtigen Bernſtein erbaut, wie man ihn nur an den Ufern des Meeres zu finden pflegt; und in jedem Stockwerk des Turmes hing eine große Glocke von reinem Kriſtall.

Das war ein Anblick! Hella ſah und ſah und konnte ſich nicht ſatt daran ſehen. Jetzt ſchien der Mond gerade auf das Schloß. Da huben alle Kriſtallglocken des Turmes an zu läuten. Das ſchien ein Zeichen für die Kinder auf der Inſel zu ſein. Noch einmal tanzten ſie nach dem Takte der Glocken ihren Ringeltanz und ſangen dazu:

's iſt Zeit, 's iſt Zeit,
Ins Waſſer ſchnell!
Auf Erden wird's dunkel,
Im Waſſer hell!

Sobald aber der Geſang zu Ende war, ſprangen ſie alle zuſammen in das ſtille Waſſer hinunter. Hella ſah ihnen ſtaunend nach und erſtarrte faſt vor Schrecken über das, was ſie jetzt erblickte. Dieſelben Kinder, mit denen ſie noch eben geſpielt, waren im Waſſer in ganz andere Geſchöpfe verwandelt. Zwar hatten ſie immer noch die lieblichen Geſichter mit den blonden Haaren und den ſchwarzen Augen, aber ihre Leiber waren jetzt mit Schuppen bedeckt, und ſtatt der Beine hatten ſie garſtige Fiſchſchwänze mit breiten Floſſen bekommen.

Dem armen Mädchen lief ein Grauſen über das Herz, als ſie das erblickte; ſie wagte es nicht, in ihrem Kahne ſich zu rühren, ſie fürchtete, die Nixen da unten könnten ſie bemerken und ſie zu ſich herunterziehen. Erſt als der Mond hinter Wolken trat und der See im Abendwinde Wellen ſchlug, ſo daß der Blick in die Tiefe getrübt wurde, wagte

es Hella nach Hause zu rudern. Ganz blaß vor Schrecken über das, was sie erlebt, kam sie bei den Ihrigen an. Als man sie fragte, was ihr fehle, sagte sie, sie wäre krank, und ging zu Bett. Da fiel ihr nun alles ein, was sich seit jener Fahrt, wo sie zuerst die Schilfinsel gesehen, mit ihr begeben hatte. Unter heißen Tränen bereute sie nun ihre böse Neugier, ihren sträflichen Ungehorsam. Seit dieser Nacht fuhr sie nie mehr nach der bösen Insel hin.

4.

Wieder war ein Jahr verstrichen. Hella zeigte sich in Gegenwart anderer Leute fleißig und gut wie früher. Zwar füllten sich ihre Netze nicht mehr von selbst an, sie mußte tüchtig arbeiten, um Fische zu fangen, aber sie tat es gern. Sie hoffte, ihr früheres Vergehen wieder durch Arbeitsamkeit gutzumachen. Nur wenn sie allein war und sich von niemand belauscht glaubte, konnte sie nicht widerstehen, da gab sie sich nach wie vor den Gedanken an die wundervolle Zauberinsel hin, statt daß es doch ihre Pflicht gewesen wäre, mit aller Kraft auch die leiseste Erinnerung daran zu unterdrücken. So sang sie, wo sie nur irgend konnte, jene Melodien leise vor sich hin, die sie von den Nixenkindern gehört hatte. Nur auf dem See hütete sie sich wohl, es zu tun.

Nun begab es sich, daß einmal im Dorfe an einem schönen Samstagabend die Fischerbuben und Fischermädchen auf dem freien Platz am Ufer saßen. Die Burschen schnitzelten an ihren Rudern und Angeln, die Dirnen strickten Netze, und alle vertrieben sich dabei noch außerdem die Zeit gar anmutig, indem sie abwechselnd sich einander Geschichten erzählten und Lieder vorsangen. Hella pflegte bei solcher Gelegenheit gewöhnlich auf einem großen weißen Stein zu sitzen, der, rings vom Wasser umspült, nicht weit vom Ufer aus dem See hervorragte. Über die Kähne, die zwischen dem Ufer und dem Stein lagen, konnte man leicht dahin gelangen.

Auch heute ſaß ſie wieder da. Es hörte ſich von dort aus der Geſang der anderen ſo hübſch an.

Nun hatten die jungen Mädchen untereinander abgemacht, daß jede von ihnen der Reihe nach ein Lied ſingen müſſe, die älteſte zuerſt und ſo fort bis zur jüngſten unter ihnen, und das war Hella.

Da gab es viel Schönes zu hören, und über dem Singen war es ſpät geworden. Die Sonne war bereits hinter dem Walde untergegangen.

Schon hatten die übrigen ihre Lieder beendet, und jetzt kam die Reihe an Hella. Alle waren begierig ſie zu hören; denn ſie wußte die meiſten und ſchönſten Lieder und trug ſie mit ſo lieblicher Stimme vor wie keine andere.

„Hella! komm herunter von deinem Stein!“ riefen einige. „Setz' dich her in unſeren Kreis, damit wir dich beſſer hören!“

„Nein, nein!“ riefen andere. „Laßt ſie da oben ſitzen bleiben, es hört ſich ſo ſchöner an, wenn der Geſang aus dem Waſſer herüberſchallt!“

Hella blieb ſitzen. Sie ſang ein altes Fiſcherlied, das ſie noch von ihrem Vater gelernt hatte. Das Lied klang fromm und feierlich durch den ſtillen Abend. Die Burſchen und Mädchen ringsum horchten mit innigem Wohlgefallen zu. Als das Lied beendet war, baten alle: „Noch ein Lied, Hella! Noch ein Lied!“

„Ich weiß kein ſchöneres als das,“ ſagte ſie.

„Dir wird ſchon etwas einfallen!“ riefen die anderen und baten ſo dringend, daß das Mädchen es nicht abſchlagen konnte. „Laßt mir nur eine kleine Weile Zeit, mich zu beſinnen!“ ſprach ſie.

Nachdenkend ſtützte ſie ſich auf den Arm und ſchaute ſinnend hinunter in das Waſſer.

Indeſſen war der Mond aufgegangen und ſchien hell auf die Stelle des Waſſers, in die Hella hineinſchaute. Da glaubte ſie eine große Blume zu ſehen, die von den Wellen

an den Stein herangespült wurde. Sie griff danach, und indem sie die Blume immer und immer wieder betrachtete, versank sie in Nachdenken und vergaß alles, was um sie her vorging.

„Singe doch, Hella!“ riefen die Mädchen. „Es wird spät, und bald ist's Zeit, zur Ruhe zu gehen!“ — Hella aber achtete noch immer nicht darauf. Sie sah nur in die Blume hinein, die sie in den Händen hielt.

Plötzlich richtete sie sich hoch auf. Mit klarer Stimme, daß es weit über den See durch die stille Nacht hinschallte, sang sie:

„'s ist Zeit, 's ist Zeit,
Ins Wasser schnell!
Auf Erden wird's dunkel,
Im Wasser hell!“

Und wie sie das gesungen hatte, glitt sie vom Stein und stürzte hinunter in den See. In demselben Augenblicke streckten sich weiße Kinderarme aus den Wellen herauf und zogen sie in den Abgrund zu sich nieder. Aus der Tiefe aber klang es herauf, als ob viele Stimmen dasselbe Lied hell nachsängen, bis es endlich im Rauschen der Wellen verhallte.

„Was war das?“ riefen die Mädchen, und die Burschen eilten an den Strand, um der Herabgestürzten nachzuspringen, damit sie sie retteten. Aber ein alter, achtzigjähriger Fischer, der auch hinzugetreten war, sprach: „Laßt gut sein, Kinder! ihr rettet sie nicht mehr; Hella ist von den Nixen herabgezogen! Ich war dabei, als ihr Vater auf dem Sterbebette sie warnte; ich habe gehört, wie feierlich sie ihm versprach, sich nicht mit den falschen Kindern des Sees einzulassen. Sie folgte ihrem Vater nicht, und jetzt leidet sie die Strafe dafür.“

Nach drei Tagen spülten die Wellen den toten Körper des armen Fischermädchens an das Ufer.

Prinz Goldfisch und das Fischermädchen.

1.

Es war einmal ein junger Königssohn, der war schön von Gestalt und von Herzen gut. Jedermann freute sich, wenn er ihn nur sah, ja, es hatte sogar eine stolze Wasserfee, die in dem nahen Walde ihr Wesen trieb, ihn sehr lieb gewonnen und wünschte nichts sehnlicher, als daß er sie zur Frau nähme. Oft, wenn der junge Königssohn durch den Forst auf die Jagd ritt, trat sie ihm in den Weg und redete ihn freundlich an. Er aber konnte ein für allemal die Feen nicht leiden; daher drehte er denn auch dieser jedesmal den Rücken, sobald er sie nur von fern erblickte.

Weil die Fee nun im guten die Zuneigung des Prinzen nicht gewinnen konnte, so versuchte sie, mit ihren Wunderkünsten ihn dazu zu zwingen. Als er einmal auf der Jagd sich verirrt hatte, lockte sie ihn in ihr Zaubertal, und wie er dort in einem einsamen See badete und beim Baden unter das Wasser tauchte, verwandelte sie ihn in einen Goldfisch und zog ihn hinab in ihr Reich. Sie schwur, ihm nicht eher die menschliche Gestalt wiederzugeben, als bis er ihr verspräche, daß er sich mit ihr vermählen wolle. — Übrigens hatte sie ihm den Aufenthalt da unten so angenehm wie möglich gemacht. Er fand unter dem Wasser alles, wie er es nur zu Hause gehabt hatte, Schloß und Garten und Hofgesinde, auch waren die Goldschuppen, mit denen er bekleidet war, so köstlicher Art, wie kein ander Metall noch Edelstein auf Erden; denn die Fee hatte darin ihre wertvollsten Zaubermittel verwendet.

Doch was half das dem verwandelten Prinzen? Er war doch immer nur ein Fisch, und ehe er die Zauberin zur Frau genommen hätte, wäre er lieber gestorben.

Nun kam es bisweilen vor, daß die Fee in fernen Ländern wichtige Angelegenheiten zu besorgen hatte und dann auf einige Monate ihr Reich verlassen mußte.

In solcher Zeit war es, wo einmal an einem hellen Maientage Prinz Goldfisch an die Oberfläche des Sees heraufkam, um sich in der schönen Frühlingssonne seinen Kummer ein wenig zu verschwimmen. Wie er so still und traurig durchs Wasser zog, sah er im Schilf am Ufer einen grauen Kranich stehen, der ihn mit scharfen Blicken beobachtete.

Sollte der mich fressen wollen? dachte der Fisch und wollte zuerst schnell untertauchen, um ihm zu entfliehen. Dann sprach er: „Nein! der kommt mir gerade recht; denn ich bin meines Lebens überdrüssig!“ So schwamm er denn schnell zu dem Kranich hin und sprach zu ihm: „Du! Friß mich!“ — Der aber machte ein ganz freundliches Gesicht und sprach: „Prinz Goldfisch, nur Mut! nur Mut! Ich bin dein Freund und nicht dein Feind. Noch gibt es ein Mittel, das dich von deiner Fischgestalt erlösen kann, aber es ist schmerzhaft!“ — „Nenne es mir,“ rief der Fisch mit Hast; denn beim näheren Anblick des Kranichs faßte er Vertrauen zu ihm. Der Kranich erwiderte: „Merk' auf:

Es wird eine kommen,
Die wird dir gefallen,
Du wirst ihr gut sein,
Sie wird dich steinigen,
Als Fisch wirst du sterben,
Als Prinz wirst du leben.
Doch die Goldhaut, die Goldhaut, die nimm mit dir,
Gar mächtige Zauberkraft steckt in ihr.
Wenn die Fee sie bekommt, du wirst es beklagen,
Ade nun! Ade! Mehr darf ich nicht sagen!“

Nach diesen Worten erhob sich der Kranich und verschwand in den Lüften. — Prinz Goldfisch merkte nun wohl, daß ein guter Geist in dem Vogel stecke; neue Lebenslust erfüllte ihn. Die dunklen Worte des Kranichs gaben ihm vielen Stoff zum Nachdenken, und mit Sehnsucht sah er dem Tage entgegen, der ihm Befreiung bringen sollte.

2.

In demselben Lande, wo dieses geschah, stand am Meeresstrande, da wo ein Bach aus dem Walde sich in den See ergoß, eine einsame Hütte. In der Hütte wohnte ein armer alter Fischer mit seiner Tochter, und die hieß Elsbeth.

Sonst pflegte der Mann jede liebe Nacht, wenn Fischenszeit war, auf den Fang in den See zu fahren, aber auch am Tage ging er wohl bisweilen mit der Angel in den Wald und holte sich da aus dem Bache die schönsten Forellen und Schmerlen. Mit den gefangenen Fischen pflegte er dann von Zeit zu Zeit auf den Markt nach der Hauptstadt zu gehen, wo er einiges Geld dafür löste. Das war zwar sehr wenig, doch lebte er davon mit seinem lieben Kinde zufrieden und von Herzen froh. — Jetzt war aber der arme Mann seit einiger Zeit erblindet und vermochte nichts zu verdienen; da entschloß sich Elsbeth, die nun schon sechzehn Jahre alt war, des Vaters Geschäft zu betreiben, soviel es einem Mädchen von ihrem Alter möglich ist. Sie war kräftig und flink, obschon äußerst fein und zart, von schlanker Gestalt und lieblichem Antlitz.

Eines Tages ging sie auch wieder mit Angel und Netz in den Wald, um im Bache zu fischen. Wohl zwei Stunden brachte sie dort an den gewohnten Stellen zu; kein Fisch wollte sich zeigen. — Geht's nicht hier, so geht's wo anders, dachte sie und zog tiefer in den Wald hinein. Aber auch da wollte nichts kommen. So zog sie weiter und weiter, bis sie zu einer Stelle kam, wo das Wasser zwischen runden seltsamen Wänden einen tiefen, dunkeln Weiher bildete. Ringsum standen schöne Blumen und farbige Büsche, und das alles gab einen anmutigen Widerschein in dem dunkeln Spiegel des Wassers.

Es war Mittag, alles still in weiter Runde. Kein Lüftchen ging, kein Blättchen bewegte sich, und alle Vögel in den Bäumen schienen zu schlafen. Nur einige blaue Libellen

flatterten über dem Wasser hin und her und sogen hier u
dort an den gelben Wasserlilien und den weißen Seetulpe

Nicht weit vom Ufer ragte ein weißer, plattgewaschen
Stein aus der Flut heraus, gerad' als wär' er zu eine
bequemen Sitz eingerichtet. Mit leichten Sprüngen hüp
Elsbeth über die Kiesel zu dem Stein hin, setzte sich dara
warf ihre Angel aus und sang mit klarer Stimme ihr Lo
liedchen:

„Fischchen, komm schnell!
Sonne scheint hell,
Mückchen im Sonnenschein
Wartet hier oben dein.
Mückchen ist zart und frisch,
Hol' dir's, du schöner Fisch!"

Kaum war die Schnur im Wasser, so biß auch schon etw
an, und wie sie's heranzog, war es ein Goldfisch. Als El
beth ihn von der Angel losmachen wollte, sah sie, daß
sich nicht am Haken, sondern in die Schnur eingebiss
hatte, auch ließ er sich ohne Sträuben von ihr in die Ha
nehmen. Er schaute sie mit seinen klaren, klugen Aug
lange an.

„Was siehst du mich denn so an, du hübscher Fisch
sprach Elsbeth und freute sich über den Glanz seiner Schu
pen. „Ich bin dir gut," antwortete ihr der Goldfisch, „u
will dich glücklich machen!" — Elsbeth erschrak und w
ihn ins Wasser zurück; das Tier aber rief wieder von unte
„Und wenn du mir nicht glaubst, so hebe das große Bl
der Seetulpe auf, das rechts von deinem Stein sich üb
das Wasser legt. Dort schau' hinunter." — Bei dies
Worten schoß der Fisch in die Tiefe.

Elsbeth wunderte sich allerdings ein wenig über d
seltsame Abenteuer, bald aber gefiel ihr die Sache, und
tat, wie jener es ihr geheißen. Als sie das gewaltige Bl
aufhob, sah sie wie durch einen Kristall tief auf den Gru
des Sees. Ein klares Licht ergoß sich durch das Wass

da schaute sie Wunder über Wunder. In einem blühenden Garten stand ein Königsschloß und vor dem Schlosse zwei Thronsessel mit weißem Samt; auf dem einen lag der Goldfisch, der andere stand leer; auch sah sie Ritter und Fräulein durch die Hecken da unten ziehen und vor dem Goldfisch sich neigen. Von dem Stein, auf dem Elsbeth saß, führte eine kristallene Treppe hinunter zu dem Schloß, und auf jedem Absatz der Treppe standen Pagen, die sahen nach ihr hinauf, als warteten sie ihres Winkes. Das sah alles so schön aus, daß Elsbeth sich gar nicht satt daran sehen konnte. — Nach einiger Zeit bemerkte sie, wie der Goldfisch sich von seinem Thronsessel erhob und an die Oberfläche des Wassers heraufgeschwommen kam. Wieder sah er sie so freundlich an und rief: „Elsbeth! Verlaß deinen Vater und deine arme, schlechte Hütte und komm zu mir herunter. Da sollst du auf dem Thronsessel, den du gesehen, neben mir sitzen und eine Prinzessin sein, und ich will dir Freuden schaffen, soviel das Jahr Tage zählt."

„Ei, du nichtsnutziges Tier!" rief Elsbeth im höchsten Zorn. „Meinen Vater sollt' ich verlassen? Da! nimm die Antwort auf deine dummen Reden!" und dabei ergriff sie den nächsten Kieselstein und warf ihn dem Fisch an den Kopf.

Der Fisch und der Stein plumpsten ins Wasser, aber in demselben Augenblick erhob sich ein Wirbelwind, und die Wellen des Sees spritzten mit weißem Schaum hoch in die Luft. Tief aus dem See herauf erscholl ein durchdringender Ton, erst wehmütig und klagend, als sollt' er einem das Herz mitten entzwei schneiden, dann aber klang es wieder wie lustige Flöten und Schalmeien, bis endlich auch diese Töne schwiegen. Die Wellen besänftigten sich, und das Wasser war so still und dunkelgrün als zuvor.

Nun sah Elsbeth auch den Goldfisch wieder aus dem Wasser tauchen, er schwamm aber nicht wie vorhin, sondern lag auf der Seite, und als sie näher hinschaute, war es

nur die Haut des Tieres, weder Fleisch noch Gräte darin.

Schnell griff sie mit der Hand danach und hatte ebe die Fischhaut über das Wasser hervorgezogen, als das groß Blatt der Seetulpe neben ihr sich erhob und ein weiße Menschenarm darunter herauffuhr, der ebenfalls nach d Schuppenhaut greifen wollte. Aber schon hatte das Mädche diese in ihre Schürze verborgen, und die weiße Hand zo sich wieder unter das Wasser zurück.

Elsbeth sprang nun schnell von ihrem Steine weg an Ufer und machte, daß sie so rasch wie möglich aus de Walde kam. Es war ihr doch an dem See recht unhein lich zumute geworden. Erst als sie den Wald hinter si hatte, nahm sie die Schuppenhaut aus ihrer Schürze hervo Ei, wie war die schön! wie funkelte sie im Lichte! D Glanz schien wie lauter Abendgold und Abendröte, es wo wundervoll zu sehen; und doch ward Elsbeth auch wied recht von Herzen traurig, wenn sie daran dachte, daß s aus bloßer Übereilung den armen Fisch totgeworfen hatt Der hatte es vielleicht mit seinen dummen Reden gar nic so böse gemeint. Das Mitleid trieb ihr sogar die Träne in die Augen.

Als sie nach Hause kam, wollte sie erst dem Vater all erzählen, was ihr begegnet war; jedesmal aber, wenn s davon anfangen wollte, war's ihr wieder, als wenn ihr ei Stimme zurief: „Elsbeth! tu' es nicht!" — So verschl sie denn die Schuppenhaut heimlich in ihre Kiste, sie hofft dieselbe ihrer seltenen Schönheit wegen in der Hauptsta für ein paar Groschen zu verkaufen und dem Vater ei unverhoffte Freude zu machen.

3.

Wenige Tage, nachdem sich dies zugetragen hatte, w in den Städten und Dörfern des Landes großer Jub Herolde und Boten ritten auf allen Straßen umher u

verkündeten dem Volke: der junge Königsſohn, der vor längerer Zeit auf der Jagd, man wußte nicht wohin, verſchwunden war, ſei in der Hauptſtadt wieder angekommen. Zugleich ward bekannt gemacht, daß er ſich nun auch vermählen wolle, und zwar in der Art, wie das Geſetz des Landes es vorſchrieb.

Nach einem alten Brauche mußten dann nämlich die ſchönſten und reichſten Mädchen des Königreichs nach der Hauptſtadt kommen, ein Schiedsgericht mußte beſtimmen, welche von dieſen die allerſchönſte und zugleich die allerreichſte ſei, und mit dieſer feierte dann der Prinz nach drei Tagen ſeine Hochzeit. Da gab es nun überall, wo die Boten hinkamen, einen großen Lärm. Jedes Mädchen, das nur irgendein niedlich Näschen oder ein Paar pfiffige Augen im Kopfe hatte und dabei hoffärtig und eitel war, hielt ſich für das allerſchönſte. Aber ſelbſt die Häßlichen dachten bei ſich, kein Menſch ſei ja vollkommen, und außer einigen kleinen Schönheitsmängeln ſeien ſie doch viel ſchöner als andere, die zwar regelmäßige, aber ſehr langweilige Geſichter hätten. Und dachten das nicht die Töchter, ſo dachten es doch manche ihrer Mütter. Was aber den Reichtum betraf, ſo verkauften die Herren Väter, ſo ſchnell es nur ging, ihre Häuſer und Gärten und Wald und Feld, um nur reiche Kleider und Karoſſen und Dienerſchaft für ihre Töchter anzuſchaffen. Denn natürlich mußte jede in dem Schmuck, den ſie bei dieſem Feſte trug, ihren Reichtum bekunden.

Der letzte Tag des Monats war als der Termin beſtimmt worden, wo in der Hauptſtadt die große Feſtlichkeit ſtattfinden ſollte.

Von allen dieſen Neuigkeiten war nun in der ſtillen Fiſcherhütte am Meer nicht das geringſte bekannt geworden. Wie ſollte auch zu der einſamen Gegend die Kunde davon dringen! Zudem hatte Elsbeth in den letzten vierzehn Tagen nur ſo viel Fiſche gefangen, wie ſie und der Vater zu ihrem Unterhalt bedurften, und daher nichts nach der Stadt gebracht.

Das war aber sehr traurig; denn ihr bißchen Geld war fast zur Neige. Da fiel dem Mädchen die kostbare Goldfischhaut ein, die sie in ihrer Kiste hatte, und das machte ihr wieder neue Hoffnung.

Es war gerade der Abend vor dem Letzten des Monats, als sie ihren Vater bat, er solle sie auf ein paar Tage nach der Stadt gehen lassen, um einige Einkäufe zu machen, denn daß es mit dem Gelde so schlecht stand, wollte sie dem armen Mann noch nicht sagen, um ihm nicht jetzt schon Kummer zu machen. Gern gab der Vater ihrer Bitte nach. Wie freute sich Elsbeth, wenn sie daran dachte, wieviel Freude sie ihm mit dem Gelde machen könnte, das sie für die Schuppenhaut bekommen würde.

Früh am andern Morgen nahm sie ihr Körbchen, legte heimlich die Wunderhaut hinein, deckte ihr Tüchelchen darüber und begab sich auf den Weg zur Stadt.

Lange war sie nur einsame Wege durch Sand und Dünen und Heide gegangen, als sie aber auf die große Landstraße kam, war es mit der Stille und Einsamkeit vorüber. Glänzende Staatswagen mit Vorreitern und Bedienten hinten und vorn rasselten an ihr vorüber, und in den Wagen saßen geputzte Jungfrauen, mit Samt und Seide und Federn und Schmuck bedeckt, die reckten die Hälse in die Luft wie die Pfauen, wenn sie ein Rad schlagen. Wo sie hinfuhren und was sie für Gedanken im Sinn hatten, läßt sich leicht erraten.

Der prächtigste Wagen aber kam ganz zuletzt. Acht Schimmel, so weiß wie Wellenschaum, zogen ihn in vollem Galopp, sie hatten meergrünes Geschirr und Schilfbüschel auf den Köpfen. Die Dame, die in der Kutsche saß, war ebenfalls weiß und meergrün gekleidet, und sah zwar nicht schön, aber sehr stolz und wunderlich aus. Die Kutsche war von durchsichtigem Kristall und mit Seetulpen und Schilfblättern bekränzt.

Elsbeth war ganz in Staunen versunken, wie sie den

blitzenden Wagen ſchon von weitem daherrollen ſah. Sie merkte darüber gar nicht, daß ihr das Körbchen vom Arme rutſchte, und ſein Inhalt auf den Weg fiel. Indem war auch der Wagen ſchon da, und zugleich fiel ein Sonnenſtrahl auf die Schuppenhaut, daß ſie hell aufblitzte. — Wie durch einen Zauberſchlag ſtanden die Roſſe ſtill, da rief die ſtolze Jungfrau aus dem Wagen mit lautklingender Stimme:

„Mein Eigentum am Boden dort!
Mein Zauberkleinod, die Schuppenhaut!
Auf! Silberſchwan, und bring' ſie mir!"

Und ein ſilberner Schwan, welcher auf der Decke der Kutſche dageſeſſen hatte, als wär' er nur von totem Metall, hob ſeine Flügel, ſchoß vom Wagen herunter, ergriff die Fiſchhaut mit ſeinem Schnabel und ließ ſie ſeiner Gebieterin durch die Öffnung des Wagens auf den Schoß ſinken. Dann ſchwang er ſich wieder auf die Kutſchendecke, wurde ſtarr und ſteif wie vorhin, und im Nu rollte der Wagen davon.

4.

Elsbeth wußte nicht, wie ihr geſchah. Staunen, Schreck und Trauer über den verlorenen Schatz, auf deſſen Verkauf ſie alle ihre Hoffnung geſetzt, alles das bewegte ſie ſo, daß ſie gar nicht wußte, was ſie nun tun ſolle. Sie ſetzte ſich auf das Geländer der Brücke, legte den Kopf in die Hand, ſann und ſann und ſchlief endlich vor Müdigkeit ein.

Als ſie erwachte, war es ſchon ſpät am Abend und die Sonne am Untergehen. Sie rieb ſich die Augen, da ſah ſie, wie neben ihr auf demſelben Geländer ein klein winzig Männlein ſaß, grau und runzlig, aber freundlich und manierlich. Das Männlein ließ ſich bald mit ihr in ein Geſpräch ein, erzählte ihr allerlei von dem Feſte in der Hauptſtadt und fragte ſie zuletzt, ob ſie denn nicht auch ſich dem Prinzen wolle vorſtellen laſſen. Das kam dem armen Fiſcherkind doch gar zu komiſch vor, ſie lachte laut auf und ſprach im

Scherz: „Warum denn nicht? Hab' ich doch ein Gesicht braun wie die Seeflunder, und bin ich doch so reich wie die Kirchenmaus; da kannst du mich immer schon hinführen!“ — Das Männchen lächelte und strich sich mit schlauem Blick seinen langen weißen Bart; dann erzählte es, es wäre ein studierter Doktor und könne Blinde sehend machen. Elsbeth dachte an ihren armen Vater und fragte hoch erfreut, was es kosten solle, wenn das Männlein ihm sein Augenlicht wiedergäbe? — „Hm!“ sprach jener und schüttelte den Kopf, „du sagst, du bist arm wie eine Kirchenmaus. Aber die Kirchenmaus hat kein so schwarzes Haar und keine so weißen Zähne wie du, das kann ich beides gebrauchen. Gibst du mir deine drei vorderen Zähne und läßt du dir von mir die Haare vom Kopfe scheren, so mache ich deinen Vater gesund.“ — Das Mädchen ging voller Freude auf den Handel ein. „Nun aber noch eins,“ sprach das Männlein, „wir müssen jetzt nach der Stadt, ich um meine Salben und Kräuter zu holen, du um dir das Haar abschneiden und die Zähne ausbrechen zu lassen; denn nur dort kann das geschehen!“ Und Elsbeth war auch dazu bereit, hatte sie ja doch Hoffnung, daß ihr blinder Vater sehend würde.

Nun führte der Doktor sie auf einem Fußweg in den Wald; denn dort, sagte er, liege im Flusse ein Schifflein, und das könne sie schon in einer Stunde nach der Stadt bringen, während sie auf der Landstraße viel längere Zeit zu gehen hätten.

Erst war der Fußsteig bequem, dann aber zog er sich durch unwegsames Dickicht unter alten Bäumen hin, durch deren dunkle Wipfel fast kein Abendschimmer dringen konnte. Weiße Spinnweben zogen sich darin überall von Busch zu Busch und legten sich dem Mädchen, indem sie durchschlüpfen wollte, um Hand und Gesicht, um ihr rotes Mieder und um ihr blaues Röckchen. Elsbeth wollte sich das garstige Gespinst abstreifen, aber das Männlein sprach:

„Laß ſein, laß ſein!
Keine Seide ſo fein,
Kein Schleier ſo ſchön,
Wirſt ſehn! Wirſt ſehn!“

Da ließ ſich das Mädchen denn ruhig von den Geweben umſpinnen. — Darauf fiel ein kühler Abendtau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume, die hingen ſich an ihren Nacken und an den Hals und in die Kleider. Elsbeth wollte ſie ſich abſchütteln, aber das Männlein rief:

„Laß ſein, laß ſein!
Kein Perlenſchein,
Kein Edelſtein
Erglänzt ſo fein!“

Und das Mädchen ließ die Tropfen ruhig hängen. — Darauf kamen ſie an ein kleines Wäſſerlein, das ſpülte dem Mädchen über die nackten Füße. Sie wollte das Waſſer abſchütteln, aber das Männlein rief:

„Laß in Ruh', laß in Ruh'
Die ſilbernen Schuh'!“

Und wirklich glänzte das Waſſer an ihren Füßchen, als hätte ſie Schuhe und Strümpfchen aus Silbertaft an.

Endlich gelangten ſie zum Fluß, auf dem eine Gondel lag. Am Ufer war das Waſſer glatt und ſtill, und zwiſchen kleinen Waſſerblümchen flimmerten darin ſo hell die Sterne; es ſah aus, als wären ſie nicht der Widerſchein des Himmels, ſondern als wiegten und ſchaukelten ſie ſich wirklich in der Flut.

Von dem weiten Wege und dem lauen Sommerabende glühten der Elsbeth recht ihre Backen. Sie klagte es dem Männlein, das riet ihr, den Kopf dreimal ins Waſſer zu tauchen, das würde ihr Labung bringen. Und wie ſie es tat und den Kopf zum drittenmal heraufzog, war es ihr, als wären die kleinen Waſſerblümchen ihr im Haare hängen geblieben, und als leuchte ihr ein heller Schein um den

Kopf. Wieder fuhr ſie mit der Hand dahin, um das, wa
da war, abzuſtreifen, aber das Männlein rief:

„Halt ein! halt ein!
Schau nur hinein
Ins Waſſer drein.
Jetzt biſt du fein!“

Und wie Elsbeth in den Waſſerſpiegel hinunterſchaute, ſa
ſie ſich ſelber, aber geziert mit einem Schmucke, wie kei
Gold ihn erkaufen kann. Die feinſten weißen Schleie
beſtreut mit ſtrahlenden Perlen und Edelſteinen, umwande
ihren ſchlanken Leib, ein Kranz von funkelnden Sternen, d
zwiſchen zarten Waſſer-Ranunkelchen ihre Strahlen hervo
brechen ließen, umgab ihr ſchönes dunkles Haar; und um de
Schmuck zu vollenden, kamen noch ein paar Leuchtkäferche
angeflogen, ſetzten ſich ihr an die beiden Ohrläppchen un
blieben daran hängen, als wären es koſtbare Ohrbuckeln.

Mit ſtillem Lächeln betrachtete Elsbeth ihr Spiegelbi
im Waſſer. „Ei, wie ſeh' ich hübſch aus!“ rief ſie in kin
licher Freude, „hätt' ich doch nie gedacht, daß ich ſo au
ſehen könnte!“ — Doch das Männlein trieb zur Eile. Nic
leicht ward es dem Mädchen, ſich von dem Bilde im Waſſ
zu trennen, dennoch folgte ſie ſeinem Rufe und beſtieg n
ihm die Gondel.

Dieſe trieb den Fluß entlang, und als ſie beide nun
ſtill dahinfuhren, und Elsbeth immer und immer wieder
der Flut neben ſich ihr Spiegelbild flimmern ſah, und a
ihr dabei der Gedanke kam, daß alle der Schmuck, der
zierte, doch nur für den Augenblick ſei, und daß ſie obe
drein ihr ſchwarzes Haar und ihre blanken Zähne hergeb
ſollte, da fing es denn doch an, ihr ſchwer aufs Herz
drücken, denn auch Schönheit iſt ein Gut, das wohl kein
der es hat, gern verlieren mag.

Das Männlein ſah, wie dem Mädchen ganz leiſe e
Tränlein über die Wange rollte. „Elsbeth,“ ſprach

„noch iſt es Zeit. Wenn du willſt, kehren wir um, und ich bring' dich wieder zu deiner Hütte! Dann behältſt du dein Haar und deine Zähne und alle den Schmuck, den du jetzt an dir haſt. — Aber dein Vater bleibt dann freilich blind!“ — „Nein,“ rief Elsbeth, „nimm mir alles, nimm mir mein Leben, nur mache meinen Vater wieder geſund!“ — Schon hob ſie wieder die Hand, um den ſeltenen Putz von ſich abzuſtreifen, aber der Kleine ließ es nicht zu, und nur mit Mühe gelang es ihm, ſie zu beruhigen.

Indes waren ſie auf dem Fluß bis in die Hauptſtadt und in die königlichen Gärten hineingekommen, wo eben mit großer Feſtlichkeit die Hochzeitswahl einer Prinzeſſin gefeiert wurde. Hoch über ihren Köpfen ſah Elsbeth den Widerſchein der Fackeln und Feuerbecken, ſie hörte Klänge einer rauſchenden Muſik und das Geſumme einer großen Volksmenge, aber die hohen Mauern, zwiſchen denen der Fluß hinführte, ließen ſie nichts von dem Feſte ſelbſt wahrnehmen.

Endlich landeten ſie an einem Hügel. Sie traten aus der Gondel und beſtiegen den Gipfel des Hügels, der von einer dichten Lorbeerhecke umgeben war. Dort oben bog das Männlein einen Lorbeerzweig zurück und ſprach zu dem Mädchen: „Hier ſchau' hinunter!“ — Da ſah Elsbeth dicht vor ihren Füßen ein Schauſpiel der Pracht und Herrlichkeit, wie ſie es nie zuvor geträumt hatte.

5.

Nun hört, was Elsbeth da alles erblickte.

Im Hintergrunde ragte mit ſeinen Türmen und Zinnen und mit ſeinen hell erleuchteten Fenſtern das königliche Schloß hoch in die Mondnacht hinein. Vor dem Schloſſe war eine lange, breite Terraſſe, darauf ſtanden unter einem Thronhimmel zwei Lehnſtühle von weißem Samt, gerade wie ſie Elsbeth im See des Zauberwaldes geſehen hatte. Einer dieſer Stühle war leer, aber auf dem anderen ſaß der ſchöne junge Königsſohn, und hinter ihm der König,

sein Vater, und der ganze königliche Hofstaat. Diesen gegenüber stand eine Reihe von wohl hundert rotseidenen Sesseln, darauf saßen die Jungfrauen, die zur Wahl sich herbegeben hatten, mit allem Reichtum der Erde behangen und umwickelt und umflittert. Dann war auf der einen Seite ein himmelblaues Gerüst, auf dem die ersten Maler und Bankiers des Landes versammelt waren, damit sie als Richter der Schönheit und des Reichtums ihr Amt verwalteten. Ihnen aber gegenüber auf einem orangefarbenen Gerüste bliesen die Posaunenbläser, paukten die Trommler und strichen die Geiger ihre Instrumente, daß es eine Lust anzusehen und anzuhören war.

Rechts und links von dieser Terrasse spritzten herrliche Springbrunnen roten und weißen Wein hoch in die Luft, und um die Brunnen standen gedeckte Tafeln, die waren mit den köstlichsten Speisen bedeckt. In großem Halbkreise auf der Wiese, die das Schloß umgab, lagerte das Volk unter Gehängen von farbigen Laternen, die an den Lorbeerbäumen befestigt waren.

Den ganzen Nachmittag hatten nun schon die Richter beraten, welche von den angekommenen Jungfrauen wert sei, die Frau des jungen Prinzen zu werden, und da hatte es wie gewöhnlich viel Streit gegeben. Die Maler verstanden nicht den Reichtum zu beurteilen, die Bankiers hatten mitunter ganz verkehrte Ansichten von der Schönheit. — Jetzt aber war die Stunde gekommen, wo sie die letzte Entscheidung aussprechen sollten. Noch einmal setzten sie daher ihre Brillen auf die Nasen und legten ihre Perspektive an die Augen, um noch die letzte Prüfung auch bei Lampenbeleuchtung anzustellen; denn der Schicklichkeit wegen durften sie die Jungfrauen nicht zu nahe betrachten. Da blies plötzlich von der Zinne der Burg der Türmer; dies war ein Zeichen, daß soeben noch eine Jungfrau als Mitbewerberin ankomme. Bald rollte auch eine Kutsche daher, die war ganz von Kristall und mit acht weißen Schimmeln bespannt.

Und siehe da, die stolze Donna, die aus der Kutsche stieg, war dieselbe, die der Elsbeth auf der Landstraße ihre Goldhaut geraubt hatte. Mit kecken Schritten und einer Miene, der man ansah, sie wäre ihres Sieges gewiß, ging sie auf den Platz, welcher in der Reihe der Jungfrauen noch, wie es schien, für sie offen gelassen war. Sie hatte denselben Anzug an wie heute mittag, meergrün und weiß, und doch erschien sie jetzt viel schöner; denn ein Kranz von goldenen Schuppen, die wie Abendgold und Abendröte glänzten, warf über ihr Antlitz einen wunderbaren Schönheitszauber, so daß der Putz aller übrigen dagegen matt und wässerig erschien.

Aller Blicke richteten sich auf die stolze Erscheinung, und kaum hatten die Richter sie wahrgenommen, als sie die Köpfe zusammensteckten, und ihre Mienen plötzlich die größte Übereinstimmung verrieten.

Nun stieg eine rote Rakete in die Luft, zum Zeichen, daß diejenige als künftige Königin begrüßt werden sollte, die man dazu für würdig befunden. Eine Deputation der Richter erhob sich, Trabanten und Herolde schlossen sich an, und ihnen folgte ein Page, der eine kleine goldene Krone auf einem Kissen vor sich hertrug. Der Zug bewegte sich geradeswegs zu derjenigen hin, die zuletzt angekommen. Triumphierend erhob sich die übermütige Jungfrau von ihrem Sitze, ihre Blicke schienen alles um sich her, wie der Hagel die Wiesenblumen, niederzuschmettern, und schon begann der Präsident des Gerichtes der Schönheit und des Reichtums eine zierliche Anrede in Versen, worin er die hohen Eigenschaften der Erwählten pries.

Der Page kniete nieder und hielt die Krone empor, gierig streckte die Jungfrau die Hände danach aus. — — Da erbrauste auf einmal ein ungeheurer Wirbelwind mit solcher Gewalt, daß die Krone vom Kissen geweht wurde, und alle Lampen und Fackeln ringsumher erloschen. Nur die erleuchteten Fenster des Schlosses ergossen noch einen matten Schim-

mer über den Platz. Sogleich aber legte sich auch der Wirbelwind, und alles war still wie zuvor.

Auch der Lorbeerbusch, der Elsbeth bisher verdeckt hatte, war vom Sturm niedergerissen. Allen sichtbar stand nun das Fischermädchen da, in ihrem leuchtenden Sternenkranz, umweht von den Schleiern, in denen die Tauperlen als Edelsteine funkelten; und in dem Glanze dieser reinen Lichter erschien ihr unschuldiges Angesicht wunderbar verklärt.

Das Krachen des umstürzenden Baumes hatte die Blicke der Menge nach dem Hügel hingelenkt. Ein lautes „Ah!“ der Verwunderung unterbrach die Stille. Darauf rief alles, Volk und Richter, wie mit einem Munde: „Seht! seht! Da steht die schönste und reichste Jungfrau der Welt! Da steht unsere zukünftige Königin, sie lebe hoch!“ — Und es schmetterten die Trompeten, Kanonen wurden gelöst, Raketen und Mützen flogen in die Luft, und der Jubel des Volkes wollte kein Ende nehmen.

Wie aber der junge Königssohn in hohen Freuden von seinem Thron sich erhob, um die ihm erwählte Braut zu begrüßen, und als er vorbeischritt an der Jungfrau, deren Stolz soeben gedemütigt worden, da riß diese den goldenen Schuppenkranz aus ihrem Haar, warf ihn dem Prinzen vor die Füße und sprach: „Nimm hin dein Eigentum, ich fühl's, mein Reich und mein Leben geht zu Ende, mein Stolz ist besiegt; denn der Geist, der jenes Kind dir zuführte, ist mächtiger als ich.“

Sie winkte. Die Kristallkutsche rollte vor, die Wasserfee bestieg sie und versank mit ihr in den Boden. An der Stelle, wo sie versunken war, rauschte alsbald ein Brunnen mit unheimlichem Gemurmel durch das Gras.

Und wie die Fee es gesagt hatte, so war es auch. Ein mächtiger Zauberer hatte schon lange unsichtbar die Geschicke des Königssohnes gelenkt. Er war auch der graue Kranich und das graue Männlein gewesen und führte dem Prinzen eine Braut zu, die allein seiner würdig war. Zwar war

der Wunderschmuck, den er ihr durch seine Waldgeister beschert hatte, von seltener Pracht, aber ihr größter Reichtum war die Unschuld und die Treue ihres Herzens, und eben diese Unschuld und diese Treue verliehen ihrem Angesicht eine Schönheit, die keine der anderen Jungfrauen aufzuweisen hatte, und die ihr alle Gemüter gewann.

Mit der Einwilligung ihres Vaters, dem das graue Männlein alsbald sein Augenlicht wiedergab, ward Elsbeth die glückliche Frau des jungen Königssohns, und als dieser nach dem Tode seines Vaters König wurde, regierten beide unter dem Schutze des guten Zaubergeistes, der sie auch ferner durch Rat und Tat unterstützte, ihr Land mit solcher Weisheit, daß ihr Volk sie segnete für alle Zeiten.

Die Hausgenossen.*)

1.

Es war einmal eine Wurst, eine Maus und eine große Erbse, die wohnten zusammen in einem Hause. Nun waren alle drei von verschiedener Art; denn die Wurst war immer ernsthaft und traurig gestimmt, die Erbse lachte fortwährend, und die Maus war etwas dummdreist und voreilig; aber im ganzen vertrugen sie sich doch recht gut zusammen. In der Woche bekümmerten sie sich wenig umeinander; denn da ging jedes seinen Geschäften nach. Kam aber der Sonntag heran, so machten sie gemeinschaftliche Küche. Sie hatten sich dabei untereinander verabredet, daß, wenn zwei von ihnen an diesem Tage vormittags auf Visiten ausgingen, das dritte jedesmal zu Hause bleiben sollte, um den Sonntagskohl zu kochen, und so hielten sie es denn auch längere Zeit genau nach der bestimmten Ordnung.

Nun traf sich immer, daß der Kohl an den Sonntagen,

*) Vgl. Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Reclamsche Ausgabe. Bd. I, S. 123 ff. („Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst") und S. 148 ff. Nr. 30.

wo die Wurst ihn gekocht hatte, den beiden anderen köstlich schmeckte, absonderlich aber der Maus. Wie sie daher eines Tages wieder einmal am Essen waren, da konnte die Maus sich nicht länger halten und sprach: „Nun sag' einmal, liebes Wurstchen, wie machst du das eigentlich, daß der Kohl immer so schön schmeckt, wenn du ihn kochst?"

„I, das will ich dir schon sagen, liebe Maus," antwortete das Wurstchen, „das ist gar keine große Hexerei. Sieh mal, ich mach' es so: wenn er recht im vollen Kochen ist, dann lauf' ich selber ein paarmal durch den Kohl durch, und davon schmeckt er denn so schön." — Die Maus dachte: „Gut, das will ich mir merken."

Nun war gerade am nächsten Sonntag die Reihe an ihr, den Kohl zu kochen, und da wollte sie es denn auch genau ebenso machen, wie sie es von der Wurst gelernt hatte. Aber, ach du liebe Zeit! beim ersten Durchlaufen durch den heißen Kohl verbrühte sie sich, ertrank und verkochte darin.

Wie nun die Wurst und die Erbse nach Hause kommen und sich zu Tische setzen wollen, da kocht der Kohl im Topfe, daß es nur so brummt, aber wer nicht da ist, das ist unsere Maus. Da suchen und suchen die beiden anderen denn im ganzen Hause herum, aber alles vergebens.

„Wenn der Maus nur kein Unglück passiert ist," sagte die Wurst und wurde ganz traurig. Aber die leichtsinnige graue Erbse lachte wie immer und sagte: „Ach, hol' sie der Kuckuck! Mich hungert, gib den Topf her!" — Wie sie nun den Kohl auf die Schüssel gegossen haben, was finden sie da? Da lagen die feinen Knöchelchen und der lange graue Schwanz von der armen Maus auf dem Grunde des Topfes, aber alles übrige an ihr war verkocht.

Wie das die graue Erbse sah, merkte sie gleich, wie die Sache sich zugetragen hatte, und mußte dabei so schrecklich über die Dummheit der Maus lachen, daß ihr davon mit einem Male der ganze Rücken aufplatzte. Da mußte sie flink zum Schuster hinlaufen und sich einen Flick aufnähen

laſſen, und ſeit der Zeit haben auch alle grauen Erbſen hinten einen ſchwarzen Flick. Die arme Wurſt aber war ganz untröſtlich, ſetzte ſich auf die Türſchwelle und weinte und ſchluchzte, daß es zum Erbarmen war.

2.

Wie nun ſo die Wurſt im beſten Weinen und Lamentieren iſt, kommt gerade ein Hund dahergelaufen.

„Wurſt," fragte der Hund, „was weinſt du?"

„Na, ſoll ich denn nicht weinen? Maus iſt im Kohltopf verſoffen."

„Ach, das iſt ja fürchterlich! Na, dann will ich auch auf der Stelle heulen."

„Hund, Hund!" rief der Zaun, der dicht daneben ſtand, „was heulſt du denn ſo?"

„Na, ſoll ich denn nicht heulen? Maus iſt im Kohltopf verſoffen, Wurſtchen ſitzt auf der Schwelle und weint, ſoll ich denn da nicht heulen?"

„Ach, das iſt ja fürchterlich! Na, dann will ich auch gleich umfallen!"

„Zaun, Zaun!" rief der Baum, gegen den der Zaun umfiel, „biſt du betrunken? Was fällſt du denn um?"

„Na, ſoll ich denn nicht umfallen? Maus iſt im Kohltopf verſoffen, Wurſtchen ſitzt auf der Schwelle und weint, der Hund heult, ſoll ich denn nicht umfallen?"

„Ach, das iſt ja fürchterlich! Na, dann will ich auch gleich mein Laub fallen laſſen!"

„Baum! Baum!" rief der Brunnen, in den das Laub hineinfiel, „warum läßt du dein Laub fallen?"

„Na, ſoll ich denn nicht? Maus iſt im Kohltopf verſoffen, Wurſtchen ſitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um; ſoll ich denn nicht mein Laub fallen laſſen?"

„Ach, das iſt ja fürchterlich! Dann will ich auch gleich all mein Waſſer ausſpeien!"

Da kommt die Magd und will Waſſer ſchöpfen: „Aber Brunnen! Warum ſpeiſt du denn all dein Waſſer aus?“

„Na, ſoll ich nicht? Maus iſt im Kohltopf verſoffen, Wurſtchen ſitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt ſein Laub fallen; ſoll ich denn nicht mein Waſſer ausſpeien?“

„Ach, dann will ich gleich meine Eimer entzweiſchlagen.“

Kommt der Herr angefahren: „Magd, biſt du unſinnig? Schlägſt deine Eimer entzwei?“

„Na, ſoll ich nicht? Maus iſt im Kohltopf verſoffen, Wurſtchen ſitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt ſein Laub fallen, der Brunnen ſpeit ſein Waſſer aus; ſoll ich denn nicht meine Eimer entzweiſchlagen?“

„Ach, dann will ich auch gleich meinen Knecht prügeln!“

„Herr, Herr!“ ſchreit der Knecht, „was prügelt Ihr mich denn?“

„Na, ſoll ich nicht? Maus iſt im Kohltopf verſoffen, Wurſtchen ſitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt ſein Laub fallen, der Brunnen ſpeit ſein Waſſer aus; die Magd ſchlägt ihre Eimer entzwei; ſoll ich denn nicht meinen Knecht prügeln?“

„Na, dann will ich auch in die weite Welt laufen, bis ich umfall'!“ ſagt der Knecht, und nun läuft er und läuft immerzu, und läuft noch jetzt, wenn er nicht ſchon umgefallen iſt.

Das Silberkindchen.

Am Strande der Oſtſee, in der alten See- und Handelsſtadt Danzig, war ſchon ſeit langer Zeit ein munteres, freundliches Kind geſehen worden, mit blondem Haar und blanken Augen. Es trug ein blaues Kleid mit Silber beſetzt und ein Silberband im Haar; deshalb wurde es von den

BIBL. UNIVERS.

Leuten umher allgemein das Silberkindchen genannt. Wo irgendein Paar Menſchen ſich recht von Herzen lieb hatten, zu dem trat es gern heran, ſprach mit ihm, ſang ihm hübſche Lieder vor und machte ihm Freude, wo es nur konnte. Keiner wußte, wem das kleine Weſen gehörte, aber es fragte auch niemand mehr danach. Auch daran hatte ſich jeder ſchon gewöhnt, daß das Kind immer eine ſilberne Lilie und ein Körbchen in der Hand trug. Die Leute meinten, das iſt nun einmal ſo, was ſoll man ſich darüber den Kopf zerbrechen.

Das Silberkindchen war aber auch nicht gewöhnlicher Art, es ſteckte etwas ganz Beſonderes dahinter. Nicht nur mit Menſchen ließ es ſich ein; es verſtand auch die Sprache des Meeres, der Sterne, der Silberpappeln, der Erdmännchen und alles deſſen, was in der Welt einen klaren Silberſchein hat oder mit dem Silber in Berührung kommt. Daher nannten es manche auch das Silberelfchen.

Als nun wieder einmal der Frühling nahte, der April vor der Tür war, ſah man das Kindchen in ganz beſonderer Unruhe. Während es ſonſt einem jeden freundlich Rede ſtand, der es nur anſprach, rief es jetzt jedem zu:

„Hab' keine Zeit,
Kann nimmer ruhn;
Hab' viel zu ſchaffen,
Hab' viel zu tun!" — —

Zu derſelben Zeit hielt ſich auch zufällig in Danzig ein Poet auf, der zugleich von Profeſſion Maler war, und wie ihr wohl wiſſen werdet, haben Poeten und Maler die ganz abſonderliche Gabe, Dinge herauszubekommen, die ſonſt kein anderer Menſch, nicht einmal die allergeheimſte Polizei, auszuſpüren pflegt.

Wie der Poet von dem Silberkindchen hört, denkt er bei ſich: „Dem mußt du auf die Spur kommen, ſonſt biſt du nicht wert, daß die Leute dich einen Dichter und Maler

nennen.“ Also richtig! Was hat er zu tun? Er geht schnell zu seinem Koffer, holt seine poetische Nebelkappe hervor und setzt sie auf, hängt seinen Überall- und Nirgendsmantel um — und fort durch die Stadt, bis er das Silberkindchen erblickt, wie es eben über den Holzmarkt dem hohen Tore zuschreitet.

Weil er aber durch seine Poetenkappe unsichtbar war, so konnte das Kind ihn nicht sehen und merkte daher gar nicht, daß es einen so körperlichen Schatten hinter sich hatte.

Wie sie nun beide aus der Stadt und dem Menschengewühle heraus sind, und das Kind sich allein glaubt, entfaltet es plötzlich an den Schultern ein Paar zarte Schmetterlingsflügel und fängt an zu fliegen. Aber mein Malerpoet mit seinem Überall- und Nirgendsmantel fliegt ebensogut, und so geht's fort, immer mit dem Wind um die Wette, über die große Lindenallee fort, über Fluren und Wälder, bis zum Adlershorst, wo die grünen Kiefern ihre Wurzeln in den Wellen der Ostsee baden.

Da saß auf einem großen Granitblock ein anderes Kind, von frischen, fröhlichen Mienen, mit Blumen bekränzt — und das war der Frühling. Er hatte einen Sonnenstrahl in der Hand und ließ damit Schneeglöckchen und Primeln um sich her aus der Erde wachsen.

Wie Silberelfchen das Kind sieht, läßt es sich aus der Luft zu ihm nieder, berührt es leise an der Schulter und spricht zu ihm: „Frühling, kannst du mir Blumen schaffen, die sich für mich schicken?“

Und gerade bei diesen Worten ist der Malerpoet schnell bei der Hand gewesen und hat im Fluge ein Bild von den beiden und von sich selber aufgezeichnet.

Wie nun das Silberkindchen den Frühling um Blumen bittet, nimmt dieser seinen Kranz vom Kopfe und will ihn dem Elfchen geben; das aber weiset die Blumen ab und spricht:

„Nein, nein,
Deine Blumen vergehn,
Wenn Stürme wehn;
Die Blumen, die ich mein',
Müssen echter sein.
In Feuer und Wasser
Als echt sich bewähren,
In Sonne und Mond
So recht sich verklären."

Da merkte der Frühling erst, mit wem er es zu tun hatte, und sprach: „Komm, ich will dich hinführen, wo du Blumen findest, die für dich sich schicken." — Und so nahm er das Silberkindchen bei der Hand und zog mit ihm fort durch den Kiefernwald, bis sie zu einer Grotte kamen, am Ufer des Meeres. In der Grotte saßen drei holde Seejungfrauen, die hatten sich silberne Blumen aus der Tiefe des Meeres heraufgeholt, dorther wo keine Stürme wehen, die Sonne nichts mehr verbrennt, und der Winter nichts zu Eis gefrieren läßt. Sie banden schöne Gewinde, Kränze und Sträuße aus den Blumen und sangen dabei wunderbare Melodien. Wie freuten sie sich, als sie die beiden fröhlichen Kinder sahen. Ehe Silberkindchen sie noch gebeten, wußten sie schon sein Begehren; denn es waren gar weise Jungfrauen. Alsbald reichten sie ihm daher die silbernen Kränze und Blumen genau so, wie das Kind es wünschte.

Aber auch der Malerpoet war von seinem Mantel schon dahergetragen und sah und hörte alles mit an.

Nachdem Silberkindchen Kranz und Strauß in sein Körbchen getan, dankte es den Seejungfrauen mit freundlichen Blicken und nahm von dem Frühling Abschied. Es wollte wieder nach der Stadt fliegen, um sich dort noch manche andere Dinge zu holen. Schnell erhob es seine Flügel und flog den Weg, den es gekommen, zurück, und der Poet immer ihm nach, bis mitten in die Stadt, wo sie sich endlich in der Goldschmiedegasse niederließen.

Da zog das Silberelfchen ſeine Flügel ein und ging, wie jedes andere Kind, nicht durchs Schlüſſelloch, ſondern durch die Tür eines Hauſes und durch Hausflur, Gang und Hof, bis es in die Werkſtätte eines Goldſchmiedes eintrat. Wer aber nicht zu Hauſe war, das war der Meiſter Goldſchmied und die Frau Meiſterin. Nur ihre zwei Kinderchen ſaßen an der Erde und beſahen ein ſilbernes Bilderbuch. Das Elfchen nahte ſich ihnen, ohne daß ſie es merkten, und guckte ihnen über die Schulter in das Buch. Wie da die Kinder eben an einem Bilde ſich erfreuten, auf welchem ein geflügeltes Elfchen abgebildet war, ſprach eins von ihnen: „Ach, wer das doch einmal wirklich ſehen könnte!“ — Da rief das Silberkind hinter ihrem Rücken: „Seht euch um!“ und wie ſie das taten, ſiehe, da ſtand das, was ſie eben gewünſcht hatten, leibhaftig vor ihnen da. — Schnell zeichnete der Maler das liebliche Bild.

Bald darauf kam auch der Goldſchmied mit ſeiner Frau und dem Geſellen nach Hauſe. Kaum waren ſie in die Werkſtätte getreten, ſo hüpfte das Silberkind wie zu einem alten Bekannten zum Meiſter heran und ſprach: „Du, Alter, gib mir zwei ſilberne Ringe!“ — „Haſt du denn auch Geld?“ fragte es der Goldſchmied. — „Nein,“ antwortete das Kind, „aber ihr ſollt ſpäter tauſendfach dafür bezahlt werden.“ — Da ſprach die Frau Meiſterin leiſe zu ihrem Manne: „Mann, du wirſt ihr doch die Ringe nicht geben? Die Sache kommt mir verdächtig vor!“ — Dieſe Worte hatte das Kind aber gehört und rief: „Wenn ihr mir nicht glaubt, ſo ſeht in meine Augen.“ Und als die Leute das taten, ſprachen ſie: „Wir trauen dir, deine Augen ſind klar und rein wie das Silber und die Treue ſelbſt; du kannſt und wirſt uns nicht belügen!“ — Sogleich holte der Silberſchmied zwei ſilberne Ringe und gab ſie dem Kinde; das probierte ſie auf ſeinem eigenen kleinen Fingerchen, und alle die in der Stube waren, konnten nicht genug das ſeltſame Kind anſtaunen und mußten ihm Zutrauen ſchenken, ſo

mochten wollen oder nicht. Der Maler zeichnete auch dies in ſein Skizzenbuch.

Auch die Ringe legte das Elfchen in ſein Körbchen. Ehe es aber Abſchied nahm, bat es den Goldſchmied, er ſolle ihm doch ſagen, wer ſeinen Kindern das ſilberne Buch geſchenkt habe. Der Meiſter wollte erſt nicht recht mit der Sprache heraus: zuletzt aber faßte er ſich ein Herz, nahm das Elfchen auf die Seite und ſprach leiſe, damit der Geſell es nicht hörte: „Ich weiß, du wirſt mich nicht verraten. Ich ſtehe mit Erdgeiſtern und Gnomen im Innern der Erde im Verkehr, die ſchaffen mir mein Silber und lieben mich und meine Kinder und ſchenken ihnen denn bald hier, bald da etwas.“ — „Schön! ſchön!“ ſagte Silberelfchen. „Führ' mich zu ihnen hin!“ — „Das kann und darf ich ſelber nicht tun,“ antwortete der Goldſchmied; „aber mein kleiner Junge da, das iſt der Liebling der Gnomen, weil er ſo hübſch mit ihnen zu ſpielen verſteht, der ſoll dich zu ihnen führen.“ — „So macht nur ſchnell,“ ſprach Silberelfchen. Der kleine Goldſchmiedjunge aber holte ſein Laternchen herbei und ließ es ſich von der Mutter anzünden, dann faßte er das Elfchen bei der Hand und ſtieg mit ihm hinunter in den Keller. Da hob er eine kleine Falltür auf und rief in die Tiefe hinunter: „Rumpelſtelzchen! Koboldchen! Schick' mir deinen Eimer herauf! Ich bring' euch hier einen Spielkameraden!“ — Sogleich kam auch ein großer Eimer heraufgeraſſelt, da ſetzten die beiden Kinder ſich hinein und fuhren mit ihm in die Tiefe, wohl tauſend und mehr Fuß hinunter, dann ging es wieder ſeitwärts, die Kreuz und die Quere, bis ſie in einer großen ſchimmernden Höhle ankamen.

Da ſaß der alte Berggeiſt auf ſeinem flimmernden Thron, und um ihn her hämmerten und klopften und ſcharrten und knarrten ſeine Kobolde und Gnomen, groß und klein. Die liefen nun ſogleich herbei und hoben die Kinderchen aus dem Eimer; dann ſtellten ſie Silberkindchen auf einen Felsblock, und alle Erdmännchen machten nun ihren Hokuspokus und

tanzten in großen Freuden um den Block herum, während das kleine Goldſchmiedjüngelchen ſich ruhig neben den Thron des Erdgeiſtes ſtellte und mit Vergnügen ihnen zuſah.

Nachdem das ſo eine Zeitlang gedauert, trat Rumpelſtelzchen, einer der Hauptkobolde, aus dem Kreiſe hervor, kniete vor dem Silberkindchen hin, reichte ihm einen fein geſchliffenen ſilbernen Spiegel dar und ſprach:

„Wir wiſſen dein Begehr:
Du willſt den Zauberſpiegel.
Glück auf! Ich bring' ihn her,
Kommt eben aus dem Tiegel.
Er iſt ſo hell und blank und rein,
Er iſt der Treue Widerſchein;
Und ſchauſt du ſelber da hinein,
Dein Bild wird in dem Spiegel ſein."

Mit den Worten hielt der Kobold dem Silberkindchen den Spiegel der Treue hin.

Mit genauer Not kam der Maler noch eben dazu, als der Tanz zu Ende ging; denn der Zaubermantel hatte in dem engen Schachte nicht zum Fliegen kommen können. Darum hatte der arme Mann darin förmlich herunterrutſchen müſſen, wie ein Schornſteinfeger in einem Schornſteine.

Als das Silberkind den Spiegel erblickt und ſieht, wie ſein eigenes Bild vom Hineinſchauen ſich feſt darin abdrückt, ſpricht es voll Freuden: „Das iſt der Spiegel, den ich geſucht, es iſt der Spiegel der Treue. Nun habe ich alles, was ich brauche. Schönen Dank!" — Schnell nimmt es den Spiegel, tut ihn in ſein Körbchen und ſteigt wieder mit dem kleinen Goldſchmiedjüngelchen in den großen Eimer, der denn auch ganz gemächlich wieder mit ihnen die Erde heraufraſſelt. Aber auch der Malerpoet hatte ſich vorgeſehen. Er hatte, als der Eimer ſich erhob, ſchnell an den Bügel ſich feſtgeklammert, und ſo kamen alle drei wieder glücklich an die Oberfläche der Erde, wo ſie in dem Keller des Goldſchmieds ausſtiegen.

Natürlich führte ſie ihr Weg auch wieder durch die Werkſtätte, und als das Silberkind da an der Schwarzwälderuhr vorüberging, erſchrak es nicht wenig. Es ſah, daß der Zeiger der Uhr bereits auf die achte Abendſtunde wies. Schnell ſprang das Elfchen daher hinaus, über Hof und Gang und Hausflur auf die Straße, breitete die Flügel aus und flog mit Windesſchnelle einer entfernten Gaſſe zu. In dem Hauſe, vor dem es ſich niederließ, feierte ein würdiges Ehepaar, das die treueſte Liebe verband, ſein fünfundzwanzigjähriges Hochzeitsfeſt. Das wußte das Kind. Schnell trat es in das Haus und vor das Jubelbrautpaar hin und reichte ihm mit freundlichen Worten die ſchönen Gaben: den Silberkranz und Silberſtrauß und die Ringe und den Zauberſpiegel, als Lohn der Treue, die ſich wie das Silber im Feuer bewährt und in der Sonne verklärt. Die Glücklichen empfingen voller Freude die ſeltenen Geſchenke. Sie betrachteten alles ſtaunend und bewundernd; — doch als ſie dem Kinde danken wollten, war es verſchwunden.

Der Malerpoet aber legte zu Hauſe ſeine poetiſche Nebelkappe und ſeinen maleriſchen Überall- und Nirgendsmantel vergnügt in den Koffer; da ruht beides, bis er wieder einmal Verborgenes erforſcht und erzählt und zeigt, was kein anderer ſieht und weiß.

Erzählungen.

Zwei Geſpräche.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen, ich ſtand im Dorfe auf dem Kreuzwege, wo das kleine Brückchen rechts gleich in die Schule führt, der größere Fußſteg aber links nach der Königswieſe ſich fortſchlängelt. Da hörte ich, wie zwei Knaben folgendes zueinander ſprachen:

„Guten Tag, Karl!“

„Guten Tag, Michel!“

„Wo gehſt du hin, Karl?“

„In die Schule, Michel!“

„Ei was! In der Schule iſt's garſtig, da muß man lernen, draußen auf der Wieſe ſollſt du einmal ſehen, da iſt es hübſch! Komm, wir wollen ſpielen, Karl!“

„Am Abend, Michel! Jetzt geh' ich lernen. Ade!“

„Meinetwegen, geh' du arbeiten, Karl, ich gehe ſpielen. Ade!“ — —

Nach zwanzig Jahren ſtand ich in demſelben Dorf an derſelben Stelle. Es war ein böſer kalter Wintertag. Ein blaſſer, ärmlich gekleideter Menſch klopfte an der Tür des Schulhauſes an. Der Schullehrer, ein rüſtiger, ſtattlicher Mann, öffnete dieſe. Ich hörte die beiden folgendes ſprechen:

„Guten Tag, lieber Herr!“

„Guten Tag, lieber Mann!“

„Erbarmet Euch meiner, lieber Herr!“

„Was verlangt Ihr denn von mir?“

„Arbeit, Herr! Ich will Euch die Schulſtube ſegen, ich will Euch die Öfen heizen oder andere Dienſte derart tun. Nehmt mich auf!“

„Könnt Ihr nicht noch andere Arbeit tun als die?“
„Nein, Herr!“
„Warum denn nicht?“
„Ich hab' nichts gelernt!“
„Wie heißt Ihr?“
„Ich heiße Michel, Herr!“
„Kommt herein, Michel, draußen iſt's heute garſtig, in der Schulſtube iſt's ſchön. Da werdet Ihr hoffentlich auch noch jetzt etwas lernen.“ — Sie gingen hinein, und die Tür ward wieder geſchloſſen. Der um Arbeit bettelnde Mann wußte in jenem Augenblicke noch nicht, wer der freundliche Schullehrer war. Wir wiſſen es beſſer.

Spitzenchriſtel.

1.

Im zweiten Stockwerk eines Hauſes an der Bürgerwieſe in Dresden hatte den Sommer über eine wohlhabende Familie aus Hamburg, eine Mutter mit mehreren Töchtern und einem fünfjährigen Knaben, gewohnt. Sie war eben im Begriff, eine weitere Reiſe anzutreten. Schon hatte man in der Wohnung alles aus den Schränken geräumt und einen Teil der Sachen bereits in Koffer gepackt, während noch vieles ungeordnet umherlag. Morgen ganz in der Frühe ſollte es fortgehen.

Der Abend fing an zu dämmern, als an der Glocke der Wohnung leiſe geklingelt wurde. „Gewiß wieder ein Bettler!“ ſagte die Frau. „Traurige Zeiten, wo die Not täglich ſo viele Leute zwingt, auf ſolche Weiſe ihr kümmerlich Brot zuſammenzuholen!“ — „Laß mich aufmachen, Mutter!“ bat der Knabe. Seine größte Freude war es, Armen etwas geben zu können. Er öffnete die Tür.

Draußen ſtand ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen von etwa zehn Jahren, es hatte eine Pappſchachtel in

der Hand. — „Kaufen Sie Spitzen?“ fragte das Kind mit schüchternem Ton. „Wir brauchen keine,“ rief aus der Stube die Frau, die es durch die offenstehende Tür gehört hatte. Aber das arme Kind ließ sich nicht abweisen. „Ach, nehmen Sie mir doch was ab, wenn's auch nicht für Geld ist, wenn es nur alte Kleider sind, die Sie mir für die Spitzen geben. — Ich hab' heute noch nichts verdient.“

„So geh doch! geh!“ schalt das Dienstmädchen, das dazu kam. „Wir brauchen nichts, du hast es ja gehört!“ Mit diesen Worten wollte sie die Tür zuwerfen. Aber das Kind fing an bitterlich zu weinen, und erst, als es zu wiederholten Malen gefragt worden, warum es denn gar so kläglich tue, stotterte es die Worte heraus: „Meine Mutter ist so krank und kann nichts verdienen, und wenn ich keinen Pfennig nach Hause bringe, was soll sie da anfangen?“

Der Dame tat das Kind leid, sie ließ es in die Küche treten und gab ihm zu essen. Anfangs war es scheu und zaghaft; erst als jene ihm einiges von seiner Ware abgekauft und ihm herzlich und freundlich zugeredet, bekam es Vertrauen. So ward es auch nach und nach immer dreister und offener, und der natürliche, unbefangene Ausdruck einer kindlichen Heiterkeit kehrte in sein klares, blühendes Gesicht zurück, dem die Sorge um die Mutter und selbst Armut und Hunger bis jetzt ihre traurigen Spuren noch nicht hatten aufdrücken können.

Zuletzt löste sich denn auch die sonst so lebendige Zunge des Kindes, und nun erzählte es, wie es vor vier Tagen nach der Stadt gekommen sei aus seinem Dorfe im Erzgebirge, wo die Leute alle mit Weben und Spitzenklöppeln sich ernährten. Früher hätten sie damit ihr gutes Brot verdient, jetzt aber verarmten die meisten beim besten Willen zu arbeiten. Das käme aber daher, weil die Städter jetzt wenig Spitzen mehr kaufen wollten. Nun sei ihr Vater gestorben; ihre Mutter, noch angegriffen von einer schweren Krankheit, wisse kaum, wo sie ihr täglich Brot für sich und

ihre zwei Kinder hernehmen solle; denn sie habe noch ein jüngeres Brüderchen daheim. — Auch erwähnte sie, daß sie schon am Sonntage hier gewesen wäre, sie hätte aber niemand im Hause angetroffen. „Nehmen Sie mir's doch nur ja nicht übel, wenn ich so zudringlich bin," schloß das Mädchen, „ich würd' es nicht tun, wär's nicht um der Mutter willen!"

Nun erst vermochte Spitzenchristel — denn so wurde das Kind, wie es selbst sagte, überall genannt — sich an Speise und Trank zu sättigen, und als ihr gar die Leute versprachen, noch manche alte Kleidungsstücke für sie und ihre Mutter auszusuchen (sie solle nur bis morgen um sechs Uhr in der Frühe die Sachen abholen), da war sie überglücklich. Zum Abschied reichte sie jedem von der Familie ihre derbe, runde Hand, sprang dann flink wie ein Reh die Treppe hinunter und guckte im Fortgehen noch vom Hofe lachend nach den Fenstern der Wohnung hinauf, wo der Knabe ihr lustig nachrief: „Ade, Spitzenchristel! Komm aber nicht zu spät; denn wir reisen um sechs Uhr fort!"

2.

Am Morgen des nächsten Tages, es mochte halb sieben Uhr sein, kam Spitzenchristel in voller Eile die Bürgerwiese dahergelaufen, aber die Wohnung der Hamburger Familie, wo sie die ihr versprochenen alten Kleider abholen wollte, fand sie verschlossen. Es ahnte ihr schon, sie würde zu spät gekommen sein.

Das Kind hatte nämlich bei den Leuten, die ihm für die Nacht eine Schlafstelle gewährt, die Pforte verriegelt gefunden und nicht gewagt, die kränkliche Wirtin zu wecken.

Noch gab Christel aber nicht alle Hoffnung auf, wenn auch die Familie abgereist war. Erst pochte sie an die Tür — drinnen war alles still. Sie legte das Ohr an die Tür, da klapperte etwas! — Es mochte wohl ein offenstehendes Fenster gewesen sein — aber Christel meinte, es könnte ja

doch noch jemand anders in der Wohnung sein, der ihr die alten Kleider einhändigte. Sie klingelte erst leise, dann stärker. Sie achtete gar nicht darauf, als eine alte Frau hinter ihr die Treppe hinunterging und sie längere Zeit von weitem beobachtete.

Endlich versuchte die Kleine durchs Schlüsselloch in die verschlossene Wohnung zu sehen. Da erblickte sie ein versiegeltes Zettelchen, das im Schlüsselloch steckte. Erst nach langem Zögern wagte sie, dasselbe herauszunehmen. Sie las die Aufschrift: „An Spitzenchristel." — Erstaunt und hocherfreut durchflogen ihre Blicke den Inhalt. In dem Briefe ward ihr von der bereits abgereisten Hamburger Dame ein verborgener Winkel unter einer Treppe im Keller bezeichnet, wo ein Bündel mit alten Sachen für sie bereit liege. In der Eile der Abreise hatte man dieses Mittel gewählt, um der verspäteten Christel die Sachen zukommen zu lassen. Zwar wäre noch ein anderer Weg dazu möglich gewesen: man hätte das Bündel dem Hausmann mit dem Auftrag übergeben können, daß er es dem Kinde, wenn es käme, einhändigen möge. Der Mann war aber als ein neidischer Geizhals bekannt, und man fürchtete, er würde den Auftrag vielleicht nicht ausführen.

Dieser Hausmann war ein alter Flickschneider, der mit seiner zänkischen Frau im Nebengebäude wohnte, und dessen Amt es war, die Türen des Hauses zu öffnen und zu schließen, Hof und Garten rein zu halten und dergleichen mehr.

Kaum hatte Christel den Brief an sie gelesen, so sprang sie auch schon in schnellen Sätzen in den Keller hinunter. Erst nach vielem Herumtappen durch einen schmalen Gang, der an einigen verschlossenen Holz- und Kohlenverschlägen vorbeiführte, fand sie die bezeichnete Treppe. Unter ihr in einem dunkeln Winkel sollte das Päckchen liegen. Nicht weit davon fiel durch eine kleine Öffnung ein Lichtstrahl in den Keller: um so düsterer war der Winkel. Da stand ein alter, zerbrochener Kinderwagen, Scherben und Gerüll lagen auf

einem Haufen umher. Christel suchte darin herum, endlich fühlte sie etwas Weiches, es war das Bündel. Aber daneben hatte sie beim Herumfühlen in dem Schutt noch etwas anderes gefunden, es war ein altes verschlossenes Pappkästchen. — Das alles konnte doch wohl für niemand als für sie bestimmt sein.

Im ersten Augenblick wollte sie sämtliche Sachen, ohne sie vorher zu besehen, aufpacken und damit nach Hause gehen. Die Begier aber, die ihr zugedachten Geschenke auf der Stelle in Augenschein zu nehmen, war doch zu groß. Zwar war es dunkel genug in dem Kellerloch, aber in der Nähe fiel ja der Lichtstrahl auf den Boden. Da trug sie schnell ihre Schätze hin.

Zuerst öffnete sie das Päckchen mit den Kleidern. Da fand sich ein Rock und Wäsche für die Mutter darin und sogar ein Kleid für sie selbst. Sie konnte sich nicht enthalten, es sich anzupassen; es paßte, als wäre es für sie gemacht, sie war voller Freuden. Was aber mochte nun wohl die Pappschachtel enthalten? Die sah altmodisch und ärmlich aus und war mit einem verblaßten, schmutzigen Bande zugebunden. — Erst nachdem sie die Kleider sorgfältig wieder zusammengeschnürt, nahm Christel das geheimnisvolle Kästchen auf, um es zu öffnen; sie wog es in der Hand. Da kam es ihr vor, als hörte sie in der Holzkammer nicht gar weit von sich etwas rauschen. Sie horchte. — Es war weiter nichts zu hören, aber als sie sich umsah, ward ihr recht unheimlich zumute. Der Keller war öde und dumpfig, eine Totenstille um sie her. Nur ganz unten, wo es weit in das Dunkel hineinging, fielen einzelne Tropfen von durchsickerndem Wasser in gleichmäßigen Pausen vom Gewölbe herunter — sonst kein Laut.

Bald siegte jedoch ihre kindliche Neugierde und ließ sie alle Angst vergessen. Sie versuchte, das Band aufzuknüpfen, das die Schachtel verschloß; in ihrer Hast zog sie den Knoten nur um so fester zusammen. — Da klang es wieder, als

hustete jemand leise in ihrer Nähe. — Auch jetzt stutzte Christel für einige Augenblicke, dann aber ließ sie sich nicht weiter stören und versuchte mit Gewalt das Band zu zerreißen. Es gelang, doch zu gleicher Zeit glitt auch das Kästchen dem Kinde aus der Hand. Der Deckel löste sich im Falle, und klirrend fiel der Inhalt auf den Fußboden nieder. Sie erschrak. Da lag vor ihren Füßen eine große silberne Taschenuhr mit altmodischer Stahlkette, ein ebensolcher Halsschmuck von bunten Glaskorallen mit einem silbernen Kreuzchen daran, und wohl zwei Dutzend silberne Löffel.

Das eine fühlte sie gleich beim ersten Anblick des Schatzes: diese Dinge konnten unmöglich für sie bestimmt sein. Eine rechte Angst befiel das arme Mädchen; es war ihr als müßte sie alles, selbst das Bündel mit Kleidern, dort zurücklassen und schnell die Treppe hinauf ans liebe freie Tageslicht laufen, um so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Aber die schönen Sachen dort liegen zu lassen, war auch wieder bedenklich; wer weiß, ob sie nicht gestohlen werden konnten! Endlich ermannte sie sich und kniete am Boden nieder, um die Schätze wieder einzusammeln; was sie dann damit machen würde, wußte sie selbst noch nicht. Behalten hätte sie sie auf keinen Fall, darüber war sie mit sich einig.

Eben hob sie die Uhr vom Boden auf. Da schrie eine kreischende Stimme hinter ihrem Rücken: „Diebe! Spitzbuben! Diebe!“ Christel warf in der Angst ihres Herzens die Uhr in den Schutthaufen, ergriff ihr Kleiderbündel und wollte damit fortlaufen; aber als sie kaum ein paar Schritte durch den Gang getan, griff eine Hand sie an den Arm, Leute kamen die Kellertreppe heruntergelaufen, auch die packten sie und führten sie zurück nach der Stelle, wo noch das Silberzeug am Boden lag.

„Hab' ich dich endlich, du Spitzbube!“ schrie ein altes, häßliches Weib. Es war die Hausmannsfrau, dieselbe, die sie zuerst ergriffen. Der Mann, der dazu gekommen, hob

eine Bohnenſtange, die dort in der Nähe ſtand, empor und würde das Kind in ſeiner Wut blindlings geſchlagen haben, hätte nicht ein Holzhacker, der mit ihm vom Hofe, wo er eben Holz geſägt, auf das Geſchrei der Alten herunter geeilt war, ihn zurückgehalten.

„Mann, flink! lauf' zum Polizeiwachtmeiſter!“ ſchrie die Frau, die noch immer das Kind feſthielt. „Bring' ihn her, daß er gleich hier am Orte die Beſcherung ſehen kann. Aber du gehſt auf der Stelle! Hörſt du? Wer weiß, was das Diebsgeſicht hier noch alles verſteckt hat!“ — Der Mann lief fort, und nun überſchüttete die Frau das erſchrockene Kind mit einer wahren Flut von Schimpfworten. Sobald es nur den Mund auftun wollte, um ſich zu rechtfertigen, wurde es mit Stößen zur Ruhe verwieſen. „Ich werde dich lehren,“ ſchrie ſie, „mir künftig meine Uhr und mein Silber zu ſtehlen, du Rabe du! Und wo haſt du das Bündel da her? Jakob, ſieh doch einmal nach, was da drin iſt!“ Der Holzhacker tat, was ihm die Frau befahl. Das Kind wollte ſagen, wie es zu den Kleidern gekommen, aber die Alte ließ es nicht zu Worte kommen. „Ei, ſieh da! die Kleider ſollt' ich ja kennen. Alſo auch die Leute da oben, die eben abgereiſt ſind, hat ſie beſtohlen? Seht doch, wie pfiffig das junge Ding ſchon iſt. Erſt wird geklopft und dann geklingelt, und dann das Ohr an die Tür gelegt — o, ich hab' alles geſehen! — und wenn man merkt, daß niemand da iſt, geht's wie der Wind in den Keller, um das geſtohlene Gut aus dem Diebeswinkel abzuholen. Aber warte nur, wenn du erſt wirſt eingeſperrt ſein, wird dir bei Waſſer und Brot dein Handwerk ſchon gelegt werden. — Ja, heule und ſchreie nur immer zu, die Krokodilstränen kennen wir ſchon. Alles Heuchelei, alles Lügen!“ So ſchrie die Alte immerfort, daß dem armen Kinde Hören und Sehen verging. Auf ſeinen Knien bat es, man möchte es doch frei laſſen, es wäre ja ganz unſchuldig. Da half kein Bitten und Flehen.

Bald war auch der Hausmann wieder da mit dem Pol
zeidiener. „Da haben wir sie endlich," sprach er und zeig
auf das Kind; „das ist die Brut, die uns vorgestern unse
Sachen gestohlen hat, und das am lieben heiligen Sonntag
nachmittag, als ich gerade mit meiner Frau zum Voge
schießen nach Blasewitz gegangen war!"

Alle Versuche des Mädchens, sich zu rechtfertigen, ware
vergebens; auch der Brief der Hamburger Dame wollte si
nicht finden. Wie die Sachen standen, war es die Pflich
des Polizeidieners, das des Diebstahls sehr verdächtige Kin
mit sich zu nehmen. Und so geschah es denn auch.

Als sie über den Hof gingen, lief dort ein junger Hun
umher, der in lustigen Sprüngen ein Stück Papier zernagt
und zerriß, daß die Fetzen davon im Winde umherfloge
Keiner bemerkte es als Christel. Das ist am Ende mei
Brief, den ich verloren habe, dachte sie bei sich, aber Scham
Schrecken und Angst schnürten ihr die Kehle zu. Sie wagt
kein Wort zu sprechen. Ohne sich weiter zu sträuben, gin
sie neben dem Polizeidiener her, der sie auf ihre Bitte los
gelassen. Sie verdeckte ihr Gesichtchen mit der Schürze
kaum vermochte sie noch etwas zu denken.

3.

In einem Dorfe, tief im Grunde des Erzgebirges, läu
teten die Abendglocken. Die Sonne ging im vollen Glanz
hinter den Bergen unter. Weber und Spitzenklöpplerinne
saßen vor ihren Häusern und ruhten von der Arbeit aus
Feldarbeiter kamen mit Gesang aus den Tälern heim; unte
den breitästigen Linden, die auf dem freien Platze vor de
Kirche standen, spielten die Kinder des Dorfes. Alles wa
so friedlich und still, und die Schönheit der Natur an den
frischen, heiteren Herbstabend ließ die Leute für kurze Zei
all ihre Sorge, Not und bittere Armut vergessen.

Eine Seele aber war da, die diese Ruhe nicht finde
konnte.

Am Ende des Dorfes, wo der Hohlweg an dem verfallenen Gemäuer eines alten Schloßturmes vorbeiführt, saß Frau Anna, die Mutter Spitzenchristels, in der Kürbislaube vor ihrem kleinen Hause und sah sehnsüchtig den Weg hinunter nach ihrem Töchterchen aus. In der Haustür neben ihr spielte der kleine Hans, ihr Söhnchen, mit drei jungen Kätzchen und freute sich an ihren lustigen, zierlichen Sprüngen. Das fröhliche Kind ahnte nicht die Sorgen, die seine arme Mutter drückten. Nur von Zeit zu Zeit fragte es: „Mutter, ist noch nichts vom Christel zu sehen?“ Aber eben diese Worte waren es, die der besorgten Mutter jedesmal einen neuen Stich ins Herz gaben. So schwer es ihr auch ward, sie mußte zuletzt dem Kinde die immer wiederkehrende unschuldige Frage verbieten. Zwei Tage waren nun schon verstrichen, seit sie die Rückkehr ihrer Christel bestimmt erwartet, und immer noch war nichts von ihr zu sehen. Die Krankheit, die sie im Bette zurückgehalten hatte, als ihre Tochter mit dem Spitzenkasten nach Dresden gegangen, war schneller gewichen, als sie selbst es erwartet hatte. Sie konnte den schönen Herbstabend doch wieder in freier Luft genießen.

Wie sie so da saß und in ihrer Sorge um ihr Kind gar nicht merkte, daß kalte Nebel schon aus den Tälern aufstiegen, sah sie auf der Straße, die in den Mühlengrund hinabführte, ganz von weitem den langen Andreas daher kommen. Er war des Nachbars Sohn, der von Zeit zu Zeit Botengänge nach Dresden zu machen pflegte. — Gern wäre sie ihm entgegen gegangen, um ihn zu fragen, ob er in Dresden nichts von ihrem Kinde gehört habe, aber dazu fühlte sie sich doch noch zu schwach.

Sie verwandte keinen Blick von ihm; da gewahrte sie, wie der Dorfschulze, der zufällig auf derselben Straße dem Andreas entgegenkam, an ihn herantrat. Beide schienen, so weit sich's von ferne sehen ließ, sehr eifrig miteinander zu sprechen, ja, sie glaubte sogar zu erkennen, wie der Schulze bedenklich und erschrocken mit dem Kopfe schüttelte.

„Wenn die beiden nur nicht von einem Unglück sprech
das meiner Christel passiert ist," sprach Frau Anna le
vor sich hin. — „Soll ich den Andreas her holen?" frag
Hans. — „Er wird schon von selbst kommen," bemerkte
Mutter, „spiel' du nur ruhig mit deinen Kätzchen." S
wollte das Kind nicht auch noch beunruhigen.

Endlich kam der Schulze daher, Andreas folgte ihm
einiger Entfernung nach. — „Ums Himmels willen," ri
Frau Anna ihm entgegen, „Ihr seht mich so bejammern
würdig an. Sagt mir, ist meiner Christel in Dresden e
Unglück geschehen?" — Der Dorfschulze reichte ihr die Ha
und sprach: „Liebe Frau, Ihr habt manche Sorge u
manches Leid in Eurem Leben erfahren und dabei imm
einen kräftigen Sinn bewährt. Ihr werdet es auch jetzt tu
Es hat sich allerdings etwas sehr Trauriges mit Eure
Kinde zugetragen."

„Ist sie tot? — Verschweigt mir nichts! Quält ei
Mutterherz nicht, sagt mir alles, wie es steht, Ihr müßt
mir ja doch sagen!"

„Euer Kind lebt, Frau Anna, es ist nicht tot, und ho
fentlich stellt sich das, was der Andreas erzählt, als ei
Irrtum heraus. Ich kenne Eure Christel, ich weiß . . ."

„Sie hat gestohlen!" rief Andreas, der nun auch daz
getreten war, in seiner rohen, tölpelhaften Weise. „Ja, un
sie haben sie auf die Polizei gebracht, und da sitzt sie noc
weil sie goldene Uhren und Löffel und Kleider und viel
Tausend Taler gestohlen hat!"

Frau Anna drückte ihr Gesicht in beide Hände, der klein
Hans, der bisher mit offenem Munde wie erstarrt dagestan
den, sprang hinzu und suchte mit seinen Händchen den Kop
der Mutter aufzurichten. „Mutter, bist du krank?" rief e
einmal über das andere.

Der Schulze suchte die gebeugte Frau zu trösten, s
hörte nicht, was er sprach. Plötzlich hob sie den Kopf empor
faßte mit ihren beiden Händen die Hand des braven Man

nes, und mit einem innigen, vertrauenden Blick zum Himmel rief ſie: „Ich danke Gott, daß meinem Kinde nichts Schlimmeres begegnet iſt. So gewiß, wie dort der lichte Mond am Himmel ſteht, weiß ich: meine Tochter iſt unſchuldig, meine Chriſtel kann nicht ſtehlen!“

Die Frau hatte dieſe Worte mit einer ſolchen Überzeugungsſtärke geſprochen, daß der Schulze nichts mehr hinzufügen konnte und ihr nur mit inniger Teilnahme die Hand drückte. Er bat ſie nun, ihrer Kränklichkeit wegen die nebelfeuchte Luft zu verlaſſen und im Hauſe mit ihm alles Nötige zu beſprechen, was man für das Kind tun könne. Dem Andreas gebot er ſtreng, im Dorfe auch nicht das geringſte von der Sache zu erzählen, um ſo mehr, da doch vieles in deſſen Bericht übertrieben ſchien. Er ſelbſt beſchloß, morgen in der Frühe nach Dresden zu fahren, um nähere Erkundigungen einzuziehen und womöglich mit dem Kinde ſelbſt zu ſprechen.

4.

Nachdem Chriſtel ins Gefängnis geführt worden, brachte ſie die erſte Zeit ihrer Gefangenſchaft in einer Art fieberhaften Zuſtandes zu. Der Gedanke an die Schande, die ſie erlebt, als ſie an der Seite des Polizeidieners gegangen, die böſen Reden des Hausmanns und ſeiner Frau drückten ſie ſo nieder, daß, als der Gefangenwärter die Tür hinter ſich verriegelte und ſie allein in der öden Zelle ließ, ſie ſich platt auf den Fußboden niederwarf und das glühende Geſicht auf den kalten Stein drückte. Erſt nach längerer Zeit trug das Gefühl der Unſchuld etwas dazu bei, ſie zu beruhigen. Sie erhob ſich von der Erde und warf ſich auf das Strohlager. Aber bald kamen ihr andere Gedanken, die von neuem ihr Herz zuſchnürten.

„Ach,“ ſo jammerte ſie vor ſich hin, „meine Mutter, meine arme, kranke Mutter! Wer wird ſie nun pflegen und für ſie ſorgen! — Wüßte ſie nur zu Hauſe, daß ich noch

lebe und wo ich geblieben bin! — Nein! nein!“ rief sie dann wieder, „das dürfen, das sollen sie nicht wissen! Wenn die Mutter das hörte, daß ihre Christel im Gefängnis sitzt, und wenn sie ihr gar erzählten, daß ich gestohlen haben soll, die Mutter müßte ja umkommen vor Schreck und Jammer!“ — Ein Strom von Tränen machte ihrem Herzen endlich Luft.

Allmählich kehrte Ruhe in die Seele des Kindes zurück, und es sank in einen langen, tiefen Schlummer. Auch der folgende Tag verging unter Kummer und Gram. Noch vermochte Christel auf nichts um sich her zu achten.

Am dritten Tage, als sie auf ihrem Strohbette erwachte, fiel ein lichter, heller Sonnenstrahl durch das kleine Fenster. Die Sonnenstäubchen schwammen darin so glänzend umher, und selbst die Spinnweben in den Fensterecken glitzerten, als wären sie von Silber. Tiefblau schaute der Himmel in die dunkle Kammer. Da kam ein Vogel angeflogen, setzte sich auf das Eisengitter draußen und sang sein fröhliches Morgenlied.

Dem gefangenen Kinde war es, als hätte es oft denselben Vogel zu Hause in der Kürbislaube singen gehört, wenn die Mutter dort ihre Spitzen geklöppelt, und sie selbst auf der Hundsbude daneben mit ihrem Strickzeug gesessen. Das waren schöne Tage gewesen! Auch kam es ihr vor, als wollte der Vogel ihr allerlei von Zuhause erzählen; ach, ach, wer nur des Vogels Sprache verstanden hätte! — Christel berechnete, was für ein Tag es heute wohl sein könnte, da bekam sie heraus, daß gerade an diesem Tage das Erntefest in ihrem Dorfe gefeiert würde. Du lieber Himmel, wie mußte es heute daheim so schön sein! Da ging es wohl herrlich und lustig her! Musik und Tanz und die Kinder des Dorfes auf der großen Wiese hinter der Ruine, wo sich so schön Versteck spielen ließ in den wilden Holunderbüschen — und während dort alles jauchzte und jubelte, saß sie hier im engen Gefängnis, allein, ohne

Mutter und Geſpielen, allein mit ihrem Schmerz und ihrer Sehnſucht!

Wie ſie ſo mit allen ihren Sinnen ſich verſenkt hatte in ihre Gedanken, raſſelte draußen auf dem Gange das Schlüſſelbund des Gefangenwärters, und die Tür ward geöffnet. Chriſtel glaubte, der Mann bringe ihr wie an den früheren Tagen ihre Gefängniskoſt; ſie ſah daher gar nicht auf. Als aber plötzlich eine bekannte männliche Stimme ihr zurief: „Guten Morgen, Kind!“ und als ſie die Augen aufſchlug und den Dorfſchulzen, ihren Paten, erblickte, da kam nach langer Trübſal eine Freude über ſie, daß ſie für den Augenblick ihre Schande, ihren Kerker, ihre Leiden, alles, alles vergaß. „Herr Pate! lieber Herr Pate! was macht meine Mutter?“ rief ſie, ſprang auf ihn zu und hing ſich mit beiden Armen an ſeinen Hals.

„Chriſtel,“ ſprach der Schulze mit ſtrengem, aber nicht hartem Ton, „biſt du denn wirklich noch das ehrliche, brave Kind wie früher?“ und ſah ſie bei dieſen Worten mit forſchenden, durchdringenden Blicken an.

Dem Kinde verſagte auf dieſe Frage die Antwort; es ſchaute ihm nur mit ſeinen blauen unſchuldigen Augen ſo treuherzig und doch ſo traurig ins Geſicht, daß er, ohne ihre Antwort abzuwarten, ihr zurief: „Ich weiß ſchon, ich ſeh' dir's an, du biſt unſchuldig!“

Noch einige Zeit lang konnte das Mädchen kein Wort hervorbringen, ſo bewegt war ſie. Fortwährend drückte und küßte ſie die Hände des würdigen Mannes, der ihr ſanft den Kopf ſtreichelte und ihr freundlich zuredete. Darauf zog er einen Brief der Mutter aus der Taſche und gab ihr denſelben. Mit zitternden Händen erbrach das Kind den Brief, und ihr Geſicht verklärte ſich in heller Freude beim Leſen desſelben. Der Brief begann folgendermaßen:

„Meine Tochter!

Ich habe gehört, daß die Leute glauben, Du hätteſt eine ſchwere Sünde begangen. Ich, Deine Mutter, kenne Dein

Herz und weiß, daß es unmöglich ist, daß mein Kind solch ein Verbrechen verüben kann. Der Schein ist gegen Dich, aber was der liebe Gott auch noch von Leiden über Dich verhängen mag, murre nicht; bleibe ehrlich und treu und wahrhaftig, wie Du bisher gewesen. Besser unrecht leiden, als unrecht tun."

Der Brief schloß mit erhebenden Trostworten und mit der Nachricht, daß sie selbst sich körperlich jetzt wohler als seit langer Zeit befinde, jedoch habe der Arzt ihr strenge verboten, jetzt schon ihr Kind zu besuchen.

Immer und immer wieder las Christel den Brief durch und bedeckte die Unterschrift, die den Namen ihrer Mutter enthielt, mit innigen Küssen. — Dann erzählte sie dem Schulzen, was sich zugetragen. Dieser Bericht machte, daß dem erfahrenen Manne sein Vertrauen auf die Unschuld des Kindes zur völligen Gewißheit ward. Er versprach der Gefangenen, das Seinige für ihre Befreiung zu tun. Mit freundlichen Worten verließ er sie und sprach ihr beim Abschiede Hoffnung und Mut ein.

Noch denselben Tag ward Christel und alle Zeugen vor Gericht verhört. So gut das Kind es vermochte, berichtete es das Geschehene der Wahrheit getreu. Der Schulze und alle, welche die Angeklagte von ihrer frühesten Kindheit an kannten, legten das günstigste Zeugnis für sie ab; der Hausmann und seine Frau aber beschworen mit einem Eide, sie hätten an einem Sonntagnachmittag, als beide zum Vogelschießen nach Blasewitz gingen, das erzgebirgische Mädchen über ihren Hof gehen sehen. Spät am Abend wären sie nach Hause gekommen, da hätten sie die Kammer geöffnet und aus ihrer Kommode die Silberschachtel entwendet gefunden. Auch das ganze Betragen des Kindes, als sie ergriffen worden, und alles das, was die Hausmannsfrau auf der Treppe und im Keller wollte erblickt haben, und was Christel selbst nicht leugnen konnte, erschien verdächtig. Der Ausspruch des Gerichts lautete dahin, die Angeklagte müsse so

lange in gefänglicher Haft behalten werden, bis ſich Beweiſe für ihre Unſchuld herausſtellten.

So verging eine ganze Woche. Die arme Kleine blieb nach wie vor in ihrer Zelle, nur mit der Milderung, daß ihr Leſebücher gegeben wurden, und man ihr geſtattete, ſich mit Handarbeiten zu beſchäftigen. Nach einiger Zeit ward ſie ſogar in eine beſſere Stube gebracht, zuſammen mit einem anderen Mädchen von etwa ſechzehn Jahren, welches man für ziemlich gebeſſert hielt, und von der man hoffte, ſie werde vorteilhaft auf Chriſtel einwirken.

5.

Es war eine ſchöne Nacht. Trotz des Herbſtes war die Luft ſo warm und mild, daß man hätte glauben können, der Sommer habe in den Tälern des Erzgebirges noch etwas zu tun vergeſſen und wäre auf ein paar Tage dahin zurückgekehrt, um das Verſäumte nachzuholen.

Frau Anna ſaß in ihrem Stübchen beim Schimmer der Lampe und nähte an einem Winterrock für ihr gefangenes Kind. In dem engen Raum war es gar heimlich. Der kleine Hans lag in ſeinem Bettchen am Ofen und atmete leicht im ruhigen Schlummer. Nur bisweilen, wenn er ſich auf die andere Seite herumwarf, lallte er im Schlaf ein paar unverſtändliche Laute und ſchlief dann wieder ruhig weiter. Die Katze ſchnurrte in der anderen Stubenecke neben ihren Jungen. Dazu tickte heimlich das Perpendikel der Schwarzwälder Uhr.

Aber die Wärme im Kämmerchen wurde immer drückender, ein verſpätetes Gewitter ſchien draußen heraufkommen zu wollen. Der Frau Anna ward ſo beklommen zumut. Vor allem trieben die Gedanken an ihre Chriſtel ihr das Blut zum Herzen. Es war ja heute des lieben Kindes Geburtstag! Gegenwart und Zukunft lagen ſchwarz und finſter vor den Blicken der armen Frau. Auf Erden wußte

sie wenig Trost mehr zu finden, alle Not und alle Sorge legte sich wie eine schwere Last auf ihre Seele.

In solchen Augenblicken — und deren hatte Frau Anna manche in ihrem Leben gehabt — pflegte das Stübchen ihr zu enge zu sein. Nur einen Ort wußte sie, der ihr dann eine Zuflucht gewährte. Draußen in dem großen Tempel, dessen Gewölbe der Himmel ist, in dem Tempel, mit den größten Wundern dieser Welt ausgeschmückt, mit den Lichtern von Sonne, Mond und Sternen, mit den prächtigen fliegenden Vorhängen der Wolken und dem grünen Teppich der Erde, dort, wo der Orgelton des Windes und die Stimmen der Vögel ihre Klänge erschallen lassen, war der Ort, an dem Frau Anna ihrem Herzen Trost zu holen wußte.

Am Ende ihres Gartens zog sich ein Weg neben Haselsträuchern und unter überhängendem Holundergebüsch längs dem halbversunkenen Bretterzaun zu dem Gemäuer des verfallenen Schloßturmes hinauf. Da oben war ein stilles, einsames Grasplätzchen, von wo man tief ins Tal und über das ganze Dorf hinabsehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Außer einigen Kindern, die zuweilen Gras und Nesseln für ihre Ziegen zu holen pflegten, kam fast niemand hin. Daher bauten auch gern die Vögel ihre Nester in dem dicht wuchernden Gestrüpp umher.

Diese stille Einsamkeit, gleichsam eine kleine Kapelle in dem unermeßlichen Dom der Natur, war der Ort, zu dem Frau Anna auch in dieser Nacht hinging, um ihrem Herzen in innigem Gebet Luft zu machen.

Da kniete sie, die gefalteten Hände auf einen alten Baumstumpf gestützt, das Haupt zum Himmel gerichtet. Zwischen dunkeln Wolken schimmerten die Sterne in ungetrübtem Glanz. Bald brach auch der Mond zwischen den Wolkenspalten hervor. Milde ergoß sich sein Licht immer weiter über das Dorf herab und flimmerte zuletzt weithin im Tale. Es war, als ob die Wolken, die sich eben noch hoch aufgetürmt hatten, solchen Glanz nicht ertragen könnten,

ſie verflogen und verſchwammen nun hinter den Bergen. In weiter Ferne zuckte noch das letzte Leuchten eines vorüberziehenden Gewitters.

Und ſo, wie am Himmel die Wolken ſich auflöſten, und es in der Natur allmählich klar wurde, ſo verſchwanden auch in der Seele der armen Frau die Sorge und alles, was ſie geängſtigt hatte. Feſtes Gottvertrauen kam durch das Gebet wieder in ihr Herz. Wie das Licht des Mondes da draußen, ging ihr das Licht der Hoffnung im Innern auf, und in dem Schimmer dieſes Lichtes ſah ſie mit Dank, wieviel Freude bei all ihrer Not ihr noch übrig geblieben war. Ihre Chriſtel lebte ja noch, die Gefangenſchaft konnte, ſie fühlte es jetzt, nicht immer dauern. Der kleine Hans war friſch und geſund und ihr Augentroſt. Ihre noch vor kurzem ſo gebrochenen Kräfte waren wieder zurückgekehrt, und wieviel Liebes und Gutes hatte ſie ſelbſt von der Mildtätigkeit guter Menſchen erfahren! Traurig und gebeugt war ſie hergegangen, freudig erſtarkt ſtand ſie vom Boden auf. Auch an der Schönheit der ſtillen Mondnacht konnte ſie wieder ihr Auge erquicken.

Wie ſie nun ſo da oben ſtand und Grüße über die dunkeln Berge ihrem gefangenen Kinde nach Dresden hinſendete, war es ihr, als hörte ſie plötzlich neben ſich in den Räumen des Gemäuers ein paar Leute halbleiſe miteinander ſprechen.

Ohne gerade horchen zu wollen, hielt ſie doch den Atem an. Im Anfange verhallten die Worte verworren in dem Nachtwinde, der eben durch das zum Teil ſchon dürr gewordene Laub rauſchte. Es ſchienen rohe Männerſtimmen zu ſein, die mitunter in ein widerliches Gelächter ausbrachen. — Für die Stimmung, in der Frau Anna ſich befand, war nichts ſtörender als dieſe Laute. Eben wollte ſie zu ihrer Wohnung zurückkehren, als der Wind ihr das Geſpräch der beiden deutlich zutrug. Sie hörte Worte, die ihr verdächtig vorkamen. Unwillkürlich trieb es ſie an, zurückzubleiben

und weiter aufzuhorchen. Da legte sich das Rauschen des Windes, und sie vernahm folgendes Gespräch: „Ein schöner Kerl bist du mir!“ hob die lallende Stimme eines ältlichen, wie es schien, betrunkenen Mannes an. „Will selbst lange Finger machen und bekommt Angst, daß andere lange Finger ihn packen werden. Wahrhaftig, ein schöner Kerl!“

Der andere mit einer jüngeren, aber heiseren Stimme wollte sich verteidigen, aber der erste fuhr fort: „Magst reden, was du willst! morgen geh' ich nach Dresden und hol' mir in der Dämmerung, eh' sie die Tür zuschließen, die Schachtel aus dem Kellerloche ab. Und wenn die ganze Polizei wieder auf der Straße hinter mir ist, diesmal soll kein Teufel mich dazu bringen, den Silberkasten wieder, wie damals, wegzuwerfen. Nur ein Hasenfuß wie du konnte mir den Rat geben. Ein schöner Kerl bist du mir!“

„Weißt du denn gewiß, daß Silber drin ist?“ fragte der Heisere.

„Und ob!“ lachte jener. „Narr! Ich hab's dir ja schon zwanzigmal gesagt, die blonde Hanne, die früher beim Hausmann mit geschneidert hat, hat's meiner Frau genau beschrieben. Wenn die Schachtel kein Silber in sich hat, hab' ich heute keinen Branntwein in mir. Die Schachtel war schwer, und ich bin schwer, sind wir alle beide schwer!“

Ein rohes Gelächter belohnte den schlechten Witz des Betrunkenen. Nach einiger Zeit fing der Heisere wieder an: „Du! ich kehr' wieder nach Böhmen heim. Um die Lumperei setz' ich meine Haut nicht noch einmal aufs Spiel!“

„Lumperei?“ schrie der Alte. „Lumperei? — Selbst ein Lump! Hast du nicht gehört, was das Mädel mir gesagt? Eine Uhr ist drin und zwei Dutzend silberne Löffel und“ — der Heisere redete dem Alten einmal übers andere zu, er sollte doch nicht so schreien, er würde sie beide noch ins Unglück bringen. Der aber fuhr in seiner Trunkenheit fort und rief: „Und wenn du nicht mit mir zusammenhältst,

du Haſenfuß, dann ſollſt du ſehen! Prügel bekommſt du, die allerſchönſten, und ich zeig' dich morgen beim Schulzen an, daß du neulich beim Schmied hier im Dorfe gemauſt haſt. Und wenn — —"

„Nu meinetwegen," fiel der Heiſere ein, „halt nur Ruh'! und laß mich jetzt ungeſchoren! Schlafen will ich, haſt du's gehört?" Eine Zeitlang zankten ſie und ſchimpften noch aufeinander los, bis allmählich ihre Worte immer undeutlicher wurden, und es zuletzt ſtill ward.

Frau Anna hatte genug gehört, um zu wiſſen, welcher Art die beiden Sprecher wären, und welche Wichtigkeit für ſie in dieſer Entdeckung lag. Ohne länger zu zögern, ſchlich ſie leiſe den Gang längs dem Zaune auf den Zehen zurück, ſchlüpfte durch das Pförtchen auf die Straße und eilte zum Schulzen, der am anderen Ende des Dorfes wohnte. Dem berichtete ſie alles, was ſie eben gehört.

Kaum war eine halbe Stunde vergangen, als man die beiden in der Umgegend ſehr berüchtigten Spitzbuben, die man in der Turmruine in tiefem Schlafe fand, ergriff und nach dem Amte brachte, von wo ſie morgen in der Frühe nach Dresden transportiert werden ſollten.

6.

An einem heiteren Vormittag rollte auf der großen Landſtraße, die von Dresden aus ins Erzgebirge führt, ein Wägelchen dahin, auf dem ein ſtattlicher Mann und zwei Menſchen in ärmlichen Kleidern ſaßen, und doch waren dieſe beiden Menſchen in jenem Augenblick vielleicht die glücklichſten in weiter Runde. Es war Frau Anna und ihre Chriſtel, und der Mann, der den munteren Gaul zu raſchem Laufe antrieb, war der Dorfſchulze.

Nach dem Geſtändnis der beiden Diebe hatte ſich die Unſchuld Chriſtels klar herausgeſtellt. Das Kind war ſofort freigelaſſen worden, und als es kaum die Pforte des Gefängniſſes verlaſſen und mit ſeinem Bündelchen die Straße nach

dem Dorfe einschlug, hatte es seine Mutter und den lieben Paten schon des Weges daherkommen sehen. Wer könnte wohl das Wiedersehen von Mutter und Tochter nach so kummervollen Tagen beschreiben? Solch ein Moment läßt sich nicht mit Worten schildern. Möge jeder, der dieses liest, sich selbst in die Lage der Glücklichen hineindenken und sie mit ihnen empfinden.

Nie war der Himmel und die Berge und Wälder, selbst jedes dürre Bäumchen am Wege der Christel so schön vorgekommen als heute, nachdem sie den Anblick der freien Natur so lange schmerzlich entbehrt. Und wieviel hatten Mutter und Tochter sich zu erzählen, ganz besonders aber unsere Christel! Noch in den letzten Tagen der Gefangenschaft hatte sie das Allerschwerste zu bestehen gehabt.

Das Mädchen, mit dem man sie zusammengebracht hatte, war niemand anders als die blonde Hanne gewesen, von der die Diebe in der Ruine gesprochen hatten. Das tückische Geschöpf hatte sich eine Zeitlang nur so reuig gestellt, um ihre Strafe zu erleichtern. Bald versuchte sie auch Christel in ihre argen Pläne durch Überredung hineinzuziehen, um mit ihrer Hilfe sich ganz vor Gericht herauszulügen. Mit Abscheu konnte diese sich nur von einem so schlechten Gemüt abwenden. Zuletzt war der Christel nichts übrig geblieben, als keine Silbe mehr mit ihrer Mitgefangenen zu sprechen; dafür aber hatte die Hanne sich zu rächen beschlossen. Noch am vorletzten Tage erklärte sie dem Gefangenwärter, sie habe wichtige Entdeckungen über Christels Diebstahl zu machen. Die Kenntnis jedes Winkels in der Wohnung des Hausmanns, bei dem sie früher kurze Zeit gearbeitet, sollte ihr bei diesem schändlichen Plane zu Hilfe kommen. — Der Plan war auch fein angelegt, aber gerade zur rechten Zeit ward er vereitelt durch die Bekenntnisse der beiden Diebe, wodurch nun auch die ganze Bosheit der Hanne ans Licht gekommen war, Christel aber ihre Freiheit wieder erhalten hatte.

Jetzt waren ja alle die trüben Tage vorüber, und je trauriger diese Erzählungen, um so erfreulicher war alles das, was Frau Anna ihrer Tochter von dem lustigen Hans berichtete.

Bald hatte man auf der Fahrt mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, und schon nach vier Stunden sollte Christel ihr liebes Dorf und die schönen Berge wiedersehen. Ihr schlug das Herz vor Freude bei dem Gedanken. Eine wahre Pein war es ihr daher, als der Schulze, nach alter Gewohnheit, im nächsten Dorfe vor dem Goldenen Löwen, dem stattlichsten Gasthofe in der Umgegend, still hielt. Sogar ausgespannt wurde das Pferd und in den Stall geführt. Sein gewohntes Mittagsfutter und seine Ruhestunde durfte dem Tiere ja nicht entzogen werden. Aber auch der immer frische Appetit des Herrn Paten fand hier seine Rechnung. Es gab in dem Gasthofe eine gute Küche, und die sollte nicht umsonst so gemütlich den Rauch durch den Schornstein getrieben haben. Christel aber, trotzdem daß sie in letzter Zeit nur schmale Gefängniskost erhalten hatte, dachte an kein Essen und kein Trinken. Die Freude machte sie satt.

Alle drei traten in die große Gaststube ein. An dem langen, sauber gedeckten Tisch, auf dessen Mitte zwei Krüge mit schönen Georginen prangten, saßen mehrere Personen. Am unteren Ende der Tafel zerlegte eben die hübsche, dicke Wirtin einen gewaltigen, dampfenden Braten mit großem Eifer, während die rotarmige Magd umherging und die blinkenden Glaskrügel mit dem zartschäumenden Waldschlößchenbier bei jedem Gedeck hinstellte. Da regte sich auch bei dem Kinde wieder die natürliche Lust an Speise und Trank. Es war der Kleinen gar behaglich zumute, als sie sich hinsetzten, und die Mutter ihr die reine, sauber gefaltete Serviette um den Hals band; war doch für das arme Ding eine so köstlich besetzte Tafel mit ihrer ganzen Umgebung etwas Neues, niemals Gesehenes!

Eines nur war dem Kinde bei seiner Schüchternheit sehr

ſtörend! Am oberen Ende des Tiſches ſaßen ſo vornehme Perſonen, eine Mutter mit ihren Kindern, die ſich munter und luſtig miteinander unterhielten. Sie waren gewiß in dem großen, ſchwerbepackten Reiſewagen angekommen, der draußen vor dem Torwege ſtand. Chriſtel wagte gar nicht, ſich nach ihnen umzuſehen. Scheu ſchlug ſie die Augen zur Erde nieder, und nur von Zeit zu Zeit lächelte ſie ihrer Mutter, die neben ihr ſaß, freundlich zu, wenn dieſe, in der Freude ihr Kind wieder bei ſich zu haben, ihr mit der Hand über das Haar ſtrich oder ihr die Speiſen auf den Teller legte.

Der Gevatter Dorfſchulze hieb deſto tapferer in die leckeren Gerichte ein und hatte dabei auch bald mit der vornehmen Dame ein Geſpräch angeknüpft. Die Kinder derſelben, die bisher viel unter ſich von ihrer Reiſe zu ſprechen gehabt, lenkten nun auch ihre Aufmerkſamkeit nach dieſer Seite des Tiſches hin, und alle riefen wie aus einem Munde: „Spitzenchriſtel! Guten Tag, Spitzenchriſtel!“

Chriſtel wußte erſt gar nicht, wie ihr geſchah, dann ſtand ſie auf, ging zu den freundlichen Leuten hin und gab jedem ſchweigend die Hand, wie damals in der Küche in Dresden. Im Herzen aber war es ihr ſo zumute, als hätte ſie allen, der Dame ſowohl wie den Kindern, um den Hals fallen müſſen. Nun ging das Fragen an. Daß das Mädchen, die erſt kürzlich aus dem Gefängnis befreit war, in dieſem Augenblicke alle ihre Erlebniſſe hätte erzählen ſollen, wäre zu viel verlangt geweſen. Der Schulze übernahm für ſie das Wort, und mit Teilnahme hörten die Anweſenden der Leidensgeſchichte der Kleinen zu. Die Dame, die eben auf dem Wege war, nach Dresden zurückzukehren, wurde durch die Schickſale der armen Familie tief bewegt. Sie bat den Dorfſchulzen, wenn er wieder in der nächſten Woche nach der Stadt komme, möge er ihr die Frau Anna mit ihren Chriſtel und dem kleinen Hans zum Beſuche mitbringen.

Der Schulze verſprach es und hielt Wort. Es blieb

aber nicht bloß bei diesem einen Besuche, sondern Frau Anna erhielt seitdem durch die Vermittlung der Hamburger Dame eine bedeutende Geldunterstützung, so daß sie ihr Leben von nun an ohne drückende Sorge genießen konnte. Spitzenchristel ward bald darauf zum Pfarrer des Dorfes ins Haus gegeben, der dem aufgeweckten, lernbegierigen Kinde eine vortreffliche Erziehung gab; der kleine Hans aber blieb fürs erste noch bei der Mutter, die nun ihm alle Sorgfalt widmen konnte.

So erblühte aus jenen Trauertagen für die bisher so bekümmerte Familie ein reicher Segen. — Nach einem Jahre reisten die Fremden wieder in ihre Heimat, aber jedesmal, wenn sie später wieder nach Dresden kamen, besuchten sie das Dorf im Erzgebirge und darin vor allem die gute Frau Anna und ihre Spitzenchristel.

Die Nußdiebe.

Es war ein köstlicher Herbstabend und dazu Sonntag, da pflegte es sonst im Dorfe munter und lustig herzugehen, wenn die Burschen und Mädchen unter der Linde saßen und sangen, die Alten vor dem Wirtshause zum blauen Stern kegelten, und die Kinder auf der Landstraße spielten. Heute aber war es viel stiller als sonst. Im nächsten Dorfe wurde Kirmes gefeiert, und zu der waren die Leute aus der ganzen Umgegend hingezogen. Nur einzelne Greise und Frauen mit ihren Kindern um sich her saßen im Sonntagsputz vor den Türen ihrer Häuser. Sie plauderten still und behaglich miteinander und genossen so recht den frischen Festabend. Es war aber auch gar zu schön ringsumher; in den Stoppelfeldern schrillten die Grashüpfer, ein kühler Wind strich über die Obstgärten des Dorfes und schien die Regenwolken verjagen zu wollen, die am fernen Horizont aufstiegen; aus den Schornsteinen hob sich der Rauch lichtbeschienen in die

blaue Luft und wurde vom Winde lustig hier- und dahin getrieben.

Allmählich sank die Sonne, die bisher so freundlich geschienen, und ehe sie in den aufsteigenden Wolken untertauchte, warf sie noch wie ein lustiges Kind, das eben zu Bett gehen will, die freundlichsten Blicke auf die Erde herunter und vergoldete zu guter Letzt den Kirchturm und die Dorflinden oben bei der Kapelle; es war eine Pracht anzusehen!

Nach und nach kamen nun auch schon auf der Landstraße im Oberdorf die Leute von der Kirmes zurück, und weit aus der Ferne klang Jubel und Musik herüber.

Um so stiller war es währenddessen im unteren Teil des Dorfes. Da zogen schon die Nebel aus den Wiesen herauf, und es fing an dämmerig zu werden. In dem engen Gäßchen zwischen den Gartenzäunen ließ sich kein Mensch sehen, es schien ringsumher wie ausgestorben. Nur ganz am Ende der Niederstraße bei des Schuhmachers Obstgarten standen drei Knaben vor einem kleinen Bretterzaun, und hoch über den Zaun streckte ein alter Nußbaum aus dem Garten einen mächtigen Zweig herüber, an dem die schönsten Walnüsse hingen.

Die drei Knaben schienen sehr eifrig miteinander zu sprechen, bald steckten sie die Köpfe zusammen, bald blickten sie sehnsüchtig nach den Nüssen hinauf. Von Zeit zu Zeit schlich auch wohl einer von ihnen um die Ecke des Zaunes und sah sich scheu und vorsichtig nach rechts und links um, ob den Weg durchs Stoppelfeld jemand daher käme.

Wer die Buben längere Zeit hätte beobachten können, dem wär' es bald klar geworden, was sie eigentlich im Sinne hatten. Die Sache war die: sie wollten die stille Abendstunde benutzen, um Nüsse vom Baum zu stehlen, aber bis jetzt fehlte es ihnen an Mut zu einem so schlechten Streich; da gab es denn noch viel hin und her zu reden.

„Weißt du auch gewiß, daß dein Oheim nicht zu Hause

iſt?“ fragte des Schneiders Joſeph mit gedämpfter Stimme den Gemüſekaſpar, einen kraushaarigen, kecken Jungen, der im Dorfe allgemein ſo genannt wurde, weil er häufig den Bauernfrauen das Gemüſe zum Markt nach der Stadt karren mußte; er war als der ſchlaueſte und verſchmitzteſte Bube bekannt.

„Ich hab' dir's ja ſchon zehnmal geſagt,“ entgegnete der Kaſpar, „ich hab' den Ohm mit meinen eigenen Augen zur Kirmes weggehen ſehen, und iſt er einmal da, ſo kommt er vor Mitternacht nicht wieder, da könnt ihr euch darauf verlaſſen.“

„Aber ſeine alte Mutter?“

„Ach was, Mutter! Die iſt taub und wohnt vorn heraus und iſt längſt zu Bett.“

„Aber der Waſſer!“ rief der jüngſte von den drei Jungen, das war der Heinrich aus dem Feldhofe, ein ſchwächlicher, blaſſer Junge. „Wenn der Waſſer uns wittert, wird er da nicht bellen?“

„Was du doch immer für eine Angſt haſt!“ ſagte der Gemüſekaſpar — „der Waſſer iſt mit dem Ohm fort nach Rothenau, und wenn er auch in ſeiner Bude läge, das hat nichts zu ſagen. Der Waſſer iſt mein beſter Freund, und wo ich dabei bin, da wird er nicht muckſen, das verſichere ich euch, vor dem könnt ihr ſicher ſein.“

„Ich tu's doch lieber nicht,“ ſagte Joſeph und kratzte ſich hinter den Ohren. „Und wenn du wirklich die Nüſſe in der Stadt verkaufſt, wieviel wirſt du denn dafür bekommen? Und wieviel kommt denn von dem bißchen Geld auf jeden einzelnen von uns? Das verlohnt ſich ja gar nicht der Mühe, und außerdem iſt's unrecht.“

„Aber ich ſag' dir ja, mein Ohm macht ſich nichts aus den Nüſſen, und es wäre doch eine Sünde, wenn die da oben am Baum vertrockneten oder ein anderer ſie ſich herunterholte.“

„Na! meinetwegen!“ rief Joſeph, zog, wie der Kaſpar es

ſchon vorher getan hatte, ſeine Sonntagsjacke aus und warf ſie auf den Weg. Aber jetzt fiel ihm wieder ein, daß er ſich am Ende beim Klettern auch ſeine guten Hoſen zerreißen könnte, und es war heute das drittemal, daß er ſie anhatte. Er ſtand wieder unſchlüſſig da wie vorher.

Der Gemüſekaſpar fing an, ihn wegen ſeiner Zimperlichkeit zum beſten zu haben, und ſagte ihm etwas leiſe ins Ohr. Unterdes hatte der Heinrich an der Zaunhecke hinter dem Fliederbuſch gelauſcht. „Seid ruhig!“ rief er, „da kommt jemand über das Stoppelfeld her!“

Die beiden anderen fuhren mit den Köpfen auseinander, und hätte Kaſpar den Joſeph nicht am Hemdärmel gehalten, ſo wär' der vor Gewiſſensangſt fortgelaufen.

„Jetzt ſeh' ich, wer da kommt, es iſt der Andres aus der Mühle,“ rief Heinrich.

„Der wird uns nicht beißen,“ brummte Kaſpar vor ſich hin, „der kann uns vielleicht noch helfen.“ Indes kam auch ſchon der Andres um die Ecke. Er hatte eine Beſtellung in der Nachbarſchaft zu machen gehabt und wollte eben zur Mühle zurück.

Die drei Jungen ſtellten ſich, als hätten ſie nichts Böſes im Sinn, aber ſie mußten ſich zwingen, unbefangen auszuſehen. Heinrich hinter dem Fliederbuſch tat, als ob er etwas verloren hätte und es jetzt am Boden ſuchte, er pfiff dabei fortwährend vor ſich hin; der Joſeph nahm ſeine Jacke von der Erde auf und bürſtete den Straßenſtaub mit dem unteren Ende des Hemdärmels davon ab; der Gemüſekaſpar aber hob Steine auf und warf damit nach einem Vogel, der oben auf einem dürren Aſt eben ſein Liedchen unſchuldig in die Abendluft hineinſang.

Andres war eine arme Waiſe; der Müller hatte ihn in ſein Haus aufgenommen, und dafür mußte der gewandte Junge ihm allerlei kleine Hausdienſte und Botengänge verrichten. Er war eine gutmütige, liebe Seele, aber er hatte auch ſeine Fehler. Er war gar zu leichtgläubig und konnte

nicht widerſtehen, wenn jemand ihn überreden wollte, gegen ſeine beſſere Überzeugung zu handeln, beſonders wenn es ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte. Dieſe ſeine ſogenannte Gutmütigkeit, die aber doch eigentlich eine große Schwäche war, wurde denn auch leider von ſeinen pfiffigen Kameraden häufig zu ihrem Vorteil und zu ſeinem Nachteil benutzt und gemißbraucht. Der Umgang mit den drei Buben, die wir eben kennen gelernt, war dem Andres eigentlich in der Seele zuwider, und doch konnte er es nicht übers Herz bringen, ſich von ihnen loszumachen. Wenn ſie ihm nur ein wenig ſchmeichelten, oder ihm ſcheinbar nur eine kleine Gefälligkeit erwieſen, ſchien es ihm unmöglich, die Erfüllung ihrer Bitten zu verweigern. Um aber anderen eine böſe Abſicht bei ihren Handlungen zuzutrauen, dazu war er zu gut; und wie er ſelbſt nie fähig geweſen wäre, eine Lüge zu ſagen oder anders ſcheinen zu wollen, als er dachte und fühlte, ſo konnte er auch nicht denken, daß jemand ihn belügen oder betrügen würde. Da die drei Buben nun auch noch ſonſt luſtige Kameraden waren und immer ſehr freundlich zu ihm taten, ſo unterdrückte er jedes Mißtrauen und jede Abneigung gegen ſie.

„Guten Abend!“ ſagte Andres, als er in das Gäßchen einbog, „was macht ihr denn hier?“

„Geht's dich was an?“ fuhr der Kaſpar ihn frech und trotzig an. „Ich werde doch wohl bei meines Onkels Garten ſtehen können?“

„Meinetwegen!“ ſagte Andres, „ich meinte nur, du müßteſt doch eigentlich zu Hauſe ſein, um dein Schweſterchen zu warten. Du haſt mir's am Vormittag doch ſelbſt geſagt, daß deine Eltern es dir befohlen hätten, eh' ſie zur Kirmes gingen.“

„Ach was! Schweſter hin! Schweſter her!“ rief der Kaſpar, „die ſchläft ruhig zu Hauſe, und unſer alter Kater ſitzt bei ihr, der kann ſie bewachen, wenn er will, ich hab' was Beſſeres zu tun.“ — „Du, Andres!“ fuhr er fort,

schlug aber doch dabei die Augen nieder und pflückte am Knopf seiner Mütze, die er in der Hand herumdrehte, „du, Andres! mein Ohm, der Schuster, möchte gern, daß wir die Nüsse da oben herunternehmen. Nun wollten wir drei es tun, aber — du siehst wohl, wir haben unsere Sonntagskleider und du deine alten Hosen an. Unsere guten Kleider könnten leicht beim Klettern zerreißen, und du bist auch viel flinker als wir, du kletterst ja wie eine Katze, wenn's drauf ankommt, alle Leute wundern sich darüber. Hör', Andres! tu' uns den Gefallen, geh für uns auf den Baum und wirf uns die Nüsse herunter: aber gleich, damit sie alle herunter sind, eh' noch der Ohm nach Hause kommt."

„Für wen soll ich denn die Nüsse herunternehmen, für euch oder für den Schuhmacher?" fragte Andres.

„Nun, für uns alle, das versteht sich von selbst, der Ohm macht sich nichts daraus, und da ist es ihm lieber, daß wir sie bekommen, als daß ein anderer sie stiehlt."

Andres trat näher an den Baum heran, um zu sehen, wie er am besten zu der Stelle hinaufkommen könnte, wo die Früchte hingen. Unterdes zupfte Joseph den Kaspar am Ärmel. „Aber sag' einmal, Kaspar!" flüsterte er ihm ins Ohr, „wenn dein Onkel nun später keine Nüsse am Baume findet und Lärm macht, und der Andres es hört und deinem Onkel alle deine Lügen erzählt? Was dann?"

„Da laß mich machen," sagte leise Kaspar, „haben wir erst die Nüsse, dann sag' ich dem dummen Jungen, daß wir ihn bloß zum Narren gehabt, und will er uns dann anzeigen, dann mach' ich ihm angst, daß gerade er es gewesen ist, der die Nüsse abgeschüttelt hat, dann wird ihm schon bange werden, und er wird sich hüten, uns anzuzeigen, das kannst du mir glauben; der wird sich nicht den Mund verbrennen."

„Ist's aber auch wirklich so, wie du da sagst?" fragte Andres, der wieder zu den drei anderen Knaben hinzugetreten war.

„Glaubſt du, daß ich lüge?“ fuhr der Kaſpar ihn an. „Joſeph, Heinrich! iſt's nicht wahr?“ — Die beiden ſagten auch „ja“, wurden jedoch über und über rot. Aber Andres in ſeiner Leichtgläubigkeit bemerkte das nicht. Zwar war ihm die Sache bedenklich, außerdem war es ſpät, aber da die anderen ihm immer eindringlicher zuredeten, hatte er zuletzt keinen Zweifel daran, daß alles buchſtäblich ſo wahr ſei, wie ſie es ihm vorſchwatzten. Daheim in der Mühle war auch gewiß noch niemand von der Kirmes heimgekehrt, und vor allem freute es ihn, daß er ſich ſeinen Kameraden gefällig erweiſen konnte.

Gewandt und raſch, wie er war, ſtieg er über den Zaun in des Schuhmachers Garten. Er kletterte wie der geübteſte Matroſe auf den Baum und von Aſt zu Aſt bis hoch in die Zweige, wo die ſchönſten Nüſſe ſaßen. Die pflückte er und ſchlug ſie mit einem abgebrochenen Knüttel mit ſolcher Leichtigkeit ab, daß die anderen kaum ſo ſchnell die herunterpraſſelnden Früchte in ihre Taſchen, Mützen und Schnupftücher hineinpraktizieren konnten.

Wie die Sache ſo in vollem Gange iſt, und keiner von den Knaben mehr daran denkt, bei ihrem ſchlechten Streiche verraten zu werden, da fährt mit einem Male um die Ecke des Zaunes der große Hofhund des Schuſters, derſelbe Waſſer, den der Kaſpar ſeinen beſten Freund genannt, mit lautem Gebell unter die drei Jungens hinein, und gleich nachher hört man hinter der Fliederhecke ein lautes Pfeifen. Die Buben unter dem Baum fahren auseinander, der eine klettert ſo raſch er kann über den Zaun, der andere wirft in der Angſt, was er von Nüſſen ſchon geſammelt hat, aus den Taſchen ins Gras und klemmt ſich hinter einen alten Weidenſtamm am Wege; der Gemüſekaſpar aber, früher der frechſte von allen, nimmt jetzt zuerſt Reißaus und läuft, ohne ſich umzuſehen, dem Oberdorfe zu. Der Hund will ihm nachſetzen, aber da ruft vom Felde her hinter dem Fliederbuſch eine kräftige Männerſtimme: „Waſſer! Ruhig!

Komm her, Wasser!“ Schnell besinnt sich das Tier, bellt eine Zeitlang dem Laufenden nach und jagt dann wieder zurück hinter den Busch seinem Herrn zu, der ihn gerufen. Diesen Augenblick benutzen nun auch der Joseph und der Heinrich. Was die Beine nur laufen wollen, ergreifen sie das Hasenpanier und rennen davon. Bald waren sie hinter der oberen Ecke des Gäßchens verschwunden.

Andres hatte oben von seinem Ast aus den ganzen Spektakel mit angesehen. Er wunderte sich, wie der Kaspar solche Angst vor dem Hunde haben konnte, mit dem er doch sonst immer so gut freund war. Freilich war einem Fremden nicht anzuraten, mit dem Tiere zu spaßen; denn so gutmütig es sonst war, so grimmig wurde es, wenn man es reizte oder wenn man es auf jemand loshetzte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Wasser wieder ruhig um die Ecke. Gleich hinter ihm spazierte gemächlichen Schrittes Kaspars Ohm, der Schuhmacher, daher. Er kam von der Kirmes aus dem Nachbardorf. Dort hatte im Wirtshause ein Bauer mit ihm Streit angefangen. Zwar war die Sache bald wieder ausgeglichen worden, aber dem Meister war doch für heute abend aller Spaß verdorben, und das war die Ursache, daß er, der sonst immer gern bis in die Nacht bei solchen Festlichkeiten blieb, diesmal es vorgezogen hatte, früher heimzukehren.

Eben wollte Andres, der noch immer nichts Schlimmes ahnte, von seinem Ast wieder herunter klettern, als der Hund auch ihn witterte und noch viel wütender zu bellen anfing.

Der Meister wurde stutzig. Vorhin, als er vom Feldwege aus das Bellen seines Hundes von weitem gehört, hatte er gedacht, der Wasser habe wieder einmal nach seiner alten Gewohnheit Jagd auf eine Katze gemacht. Er hatte ihn daher auch gleich wieder zurückgerufen, ohne deswegen selbst seine Schritte zu beeilen. Von den drei Nußdieben hatte er hinter dem dichten Fliederbusche nichts gesehen.

Jetzt bemerkte er plötzlich da unten auf dem Boden die

Menge heruntergefallener Nüſſe und oben auf dem Baum den Knaben, der noch den Knüttel in der Hand hielt, mit dem er offenbar die Früchte heruntergeſchlagen hatte. Was war da natürlicher, als daß er den da oben für den Nußdieb hielt! Sein Ärger wurde um ſo größer, als ihm einfiel, daß ihm ſchon vor einigen Wochen gerade die ſchönſten Äpfel, noch ehe ſie reif waren, von den jungen Bäumchen, die zum erſtenmal Früchte trugen, bei Nacht geſtohlen worden.

Viel Worte bei ſolcher Gelegenheit zu machen, das war niemals des Schuſters Art geweſen.

„Dich wollen wir ſchon kriegen, du Halunke!“ rief er zum Andres hinauf und drohte ihm mit ſeinem Knotenſtock. Dann ſchloß er ruhig das Gartenpförtchen in der Nähe auf und trat in den Obſtgarten.

Andres in ſeiner Unſchuld wußte gar nicht, wie ihm geſchah. Vom Baum herunter zu ſteigen wagte er nicht; denn die drohende Miene des Meiſters und die funkelnden Blicke des Hundes verſprachen ihm einen ſchlimmen Empfang da unten. Verlegen ſtotterte er ſeine Entſchuldigung her. Ohne die Namen ſeiner Verführer zu nennen, ſagte er, der Meiſter habe ja ſelbſt befohlen, die Nüſſe abzunehmen. Der aber hörte gar nicht auf ſeine Rede, er hätte ſie auch vor dem Bellen des Hundes nicht verſtehen können.

„Schon gut, mein Junge, ſchon gut!“ brummte er vor ſich hin, „dieſe Nacht ſoll dir einmal zeigen, wie den Mäuſen das Mauſen bekommt!“ — Dann trat er zum Nußbaum, zog einen langen Strick aus der Taſche, ſchlang ihn mit einem Ende durch den Ring am Halsbande des Hundes und band mit größter Seelenruhe das andere Ende des Strickes feſt um den Stamm des Nußbaumes.

„Paß auf, Waſſer!“ ſprach er zum Hunde und wies mit dem Finger nach oben. Dann klopfte er ſich die kurze Tabakspfeife, die ihm während dieſer Exekution ausgegangen war, an den nächſten Stämmen aus und ſchritt langſam und gemächlich durch die dunkeln Laubgänge ſeinem Wohn-

hauſe zu. Bald hörte Andres, wie der Meiſter ſeine Haustür öffnete und ſie laut hinter ſich zuſchlug, dann wurde alles ſtill in weiter Runde. Auch der Hund hatte aufgehört zu bellen, der ſchien es ſich jetzt auf ſeiner Nachtwache möglichſt bequem machen zu wollen. Er ſtreckte ſich ins Gras, legte den Kopf auf die Vorderpfoten und ſchielte nur von Zeit zu Zeit mit drohenden Blicken in die Höhe.

Da ſaß nun der gutmütige Junge in dem grünen, luftigen Käfig und hatte Zeit genug, ſeine übereilte Leichtgläubigkeit zu bereuen. An Herunterſteigen war nicht zu denken. Sowie er ſich nur ein wenig auf dem harten Aſt bewegte, und die Blätter dazu rauſchten, fuhr der ſtrenge Wächter wütend aus dem Graſe auf, ſtemmte beide Vordertatzen gegen den Stamm und zeigte dem Andres knurrend die Zähne. Schon der bloße Gedanke, daß der Schuhmacher ihm etwas Schlechtes habe zutrauen können, war kränkend genug für ihn. Was aber hatte der Mann ſonſt noch mit ihm vor? Das geringſte, was ſich vermuten ließ, war, daß er ihn die Nacht hier würde ſitzen laſſen. Das war ſchon eine traurige Ausſicht. Aber nun erſt am Morgen, was da? Er machte ſich die ſchrecklichſten Vorſtellungen, wenn der Schulze dazu käme, wenn er vor allen Leuten im Dorfe da ſitzen müßte wie der ärgſte Spitzbube am Pranger. Erſt jetzt wurde ihm die ganze Schlechtigkeit und Bosheit des Gemüſekaſpars klar; viele Reden desſelben, die er früher für reine Wahrheit genommen, erkannte er jetzt als lauter Lug und Trug. Der Gedanke daran brachte ihn gegen den ſchlechten Jungen in einen ſolchen Zorn, wie er bisher noch nie in ſeinem Leben gegen irgendeinen Menſchen gehabt hatte. Wenn nur der Waſſer den Kaſpar tüchtig gefaßt hätte, als er ſo feige ausriß, ſo dachte er bei ſich ſelber, da hätte der Schuhmacher doch wenigſtens geſehen, was für einen ſauberen Neffen er hat, und der feige Lügner wäre doch ſeiner Strafe nicht entgangen. Der furchtbarſte Gedanke aber war ihm der, was ſein Pflegevater dazu ſagen würde.

Der Müller war ein rechtlicher und braver Mann, aber dabei ſtreng und heftig, es war wohl möglich, daß, wenn er erfuhr, Andres habe ſich zu ſolchen Dingen hergegeben, er am Ende den Knaben aus dem Hauſe verſtoßen könnte.

Bei ſo traurigen Betrachtungen ſchlich dem armen Jungen die Zeit wie eine Ewigkeit hin. Schon fing es an, recht dunkel zu werden. Der Mond, der bisher hell am Himmel geſtanden, wurde von den aufſteigenden Wolken immer mehr verdeckt. Noch hörte man von fern das Singen und Lachen der Leute, die von der Kirmes heimkehrten. Jetzt kamen auch von Zeit zu Zeit dicht unter ſeinem Baum einzelne Bewohner des Unterdorfs vorbei, er erkannte den Schmied, den Schullehrer und einige ſeiner Schulkameraden. Bei jedem Schritt, den er von neuem hörte, ſchlug ihm das Herz vor Angſt, geſehen zu werden. Sein Sitz war unbequem genug, und doch durfte er ſich nicht rühren, ſonſt wäre der Hund wieder aufgefahren und hätte ihn gleich den Leuten verraten. Das waren qualvolle Stunden.

Allmählich wurde es ſtiller und ſtiller, und die Nacht pechſchwarz. Die Wolken waren heraufgekommen und ergoſſen ſich in einem dichten Platzregen. Bisher hatten noch viele Lichter in den Häuſern des Dorfes gebrannt. Jetzt ſah er von ſeinem hohen Sitze, wie ein Licht nach dem anderen verloſch. Nur in der Stube des Schuſters brannte noch immer die Lampe, und das war ſein einziger Hoffnungsſtern. Jetzt konnte Andres recht empfinden, wie es den armen kleinen Vögeln in ſolchem Regen zumute ſein muß. Sie haben auch ihr Nachtlager in den Zweigen, aber ſie ſitzen doch weich in ihren Neſterchen und ſind den häufigen Regen gewohnt. — Eine Stunde nach der anderen verging. Jetzt kam auch noch ein Sturmwind dazu und rüttelte die Äſte des Nußbaums, daß Andres jeden Augenblick fürchten mußte, herunter zu ſtürzen. Die Glocke am Kirchturm ſchlug zehn Uhr, und er konnte deutlich hören, wie der Nachtwächter im Oberdorf die Stunde abrief. Bald mußte der mit ſeinem

Hunde nun auch hier vorbeikommen. Der Gedanke, daß man ihn als Dieb ergreifen könnte, war ſo ſchrecklich für ihn, daß er beſchloß, einen Verſuch zum Entſpringen zu machen. Er horchte auf. Der Waſſer, ganz vom Regen durchnäßt, ſchien in ſeinem Amtseifer etwas abgekühlt. Andres glaubte ihn ſchnarchen zu hören. Der Augenblick ſchien günſtig. Er wollte leiſe bis an das äußerſte Ende ſeines Aſtes klettern und von dort, wenn auch mit Lebensgefahr, auf die Straße ſpringen. Wachte der Hund dann auch auf, ſo konnte er ihm doch nicht nachſetzen, er war ja an den Baum feſtgebunden.

Schon rutſchte der Knabe vorwärts auf ſeinem Aſte, zwar rauſchten dabei Zweige und Blätter, aber Regen und Wind rauſchten noch ſtärker. Gottlob! der Hund rührte ſich nicht, er ſchien feſt zu ſchlafen. Jetzt brach der Mond wieder durch die Wolken, noch einmal ſah Andres ſich um, ob er auch den Nachtwächter ſchon kommen ſähe. Da war es ihm, als käme jemand das Gäßchen herunter. Offenbar war es kein Erwachſener, das war deutlich zu erkennen. Bald ging der Ankommende ein paar Schritte vorwärts, bald blieb er ſtehen und ſah ſich um, endlich aber ſchlich er nach dem Zaun des Obſtgartens hin.

Andres hielt den Atem an, er bog das Laub vor ſich zurück, und ſiehe da: es war der Kaſpar. Der hatte bei der Flucht ſeine Mütze liegen laſſen, und ſeine Jacke, die er vorhin über den Zaun gehängt, war in den Garten gefallen. Damit nun der Schuhmacher dieſe am Morgen nicht fände und ihm dabei auf die Schliche käme, mußte Kaſpar ſie wohl noch jetzt abholen. Außerdem wußte er nicht, was er ſeinen Eltern ſagen ſollte, wenn ſie noch heute danach gefragt hätten.

Daß der Andres noch immer auf dem Baume ſaß, das konnte er unmöglich denken. Er ſuchte und ſuchte am Zaun herum. Endlich beim Mondlicht ſah er, daß der Wind das Wams weit in den Obſtgarten fortgeweht hatte; es blieb

alſo nichts übrig, als hinüber zu klettern. Das war auch bald geſchehen.

Schon hatte Kaſpar die Jacke gefunden, eben ſtreckt er die Hände danach aus, aber in demſelben Augenblick fährt auch der Waſſer hinter einem Brombeerbuſche hervor mit wütendem Gebelle. Kaſpar, beſinnungslos vor Schreck, läuft zuerſt dem Zaune zu, da kann er nicht weiter, die Beine verſagen ihm den Dienſt. Schreiend drückt er ſich gegen den Zaun. Der Hund ſetzt ihm die Vordertatzen gegen die Bruſt; noch konnte er mit den Zähnen den Knaben nicht faſſen; denn der Strick hielt noch eben ſeinen Kopf eine Spanne weit von dem Leibe desſelben entfernt. Um ſo größer aber wird die Wut des Tieres. Heulend und zähneſletſchend zerrt es an dem Strick, der es hält, ſeine Augen funkeln im Mondlicht, mit den Tatzen zerkratzt es dem Kaſpar die Bruſt, und wehe dieſem, wenn der Strick zerreißen ſollte oder durch das gewaltige Zerren des Hundes locker würde! Gegen den Zaun geklemmt, kann der Knabe ans Fliehen nicht denken. Die Hände hoch erhoben, ſchreit er in Todesangſt um Hilfe.

Da erkennt Andres oben im Baum die Gefahr, in der der Kaſpar ſchwebt. Sogleich vergißt er jeden Groll und die eigene Gefahr. Er will, er muß den Unglücklichen retten. Von Zweig zu Zweig ſchwingt er ſich herunter, bis er mit einem Sprunge die Erde erreicht. Er greift in den Strick, an dem der Hund zerrt, zieht ihn um den Baum und hängt ſich mit Leibeskräften daran, ſo daß das Tier, vom Halsbande gewürgt, wohl ein paar Schritte vom Kaſpar zurückgezogen wird.

„Jetzt lauf'!“ ſchreit er dem Buben zu. Der bekommt wieder Mut, läuft auch blindlings in den Garten hinein, ſtolpert aber bald über einen Stein und fällt zu Boden. Der Hund ſieht es, mit erhöhter Wut nimmt er einen Anlauf. Der Strick gleitet dem Andres aus der Hand, und der Knoten, mit dem er um den Baum geſchlungen war,

löst sich durch den heftigen Ruck. Noch einmal faßt Andres in eine zweite Schlinge des Strickes, um das Tier zurückzuhalten, aber unglücklicherweise verwickelt er sich mit Hand und Fuß darin; durch den Strick zu Boden gerissen, wird er vom Hunde durch den Garten mit fortgeschleift. — Aber der Kaspar hatte sich indes aufgerafft und war dem Hause des Schusters zugelaufen. Über den Zaun zurückzuklettern hatte er in der Angst nicht gewagt. Das furchtbare Geschrei und das Gebell des Hundes hatte indes der Schuster gehört. Schnell ergriff er seine Hundepeitsche und sprang dem Kaspar schon dicht bei der inneren Gartenpforte entgegen. Heulend vor Angst stürzte der Fliehende auf ihn zu, umklammerte ihn und suchte hinter seinem Rücken Schutz. „Er frißt mich! Er frißt mich!“ Mehr konnte der Knabe nicht herausbringen. Aber indem ist auch schon das wütende Tier da.

Ein paar tüchtige Peitschenhiebe auf den Kopf und die gewaltige Stimme seines Herrn brachten den Hund schnell zur Besinnung, winselnd duckte er sich auf den Boden nieder. Aber die Nachbarn waren auf den Lärm herbeigelaufen, bald erschien auch der Nachtwächter mit seiner Laterne. Man leuchtete dem Kaspar ins Gesicht, und der Schuhmacher war nicht wenig erstaunt, seinen eigenen Neffen zu erkennen. „Also du bist der Nußdieb?“ fuhr er ihn an. „Aber bin ich denn betrunken? Erst hab' ich doch den Andres auf dem Baum gesehen!“ Der Kaspar konnte kein Wort hervorbringen.

„Aber da liegt ja noch einer im Grase!“ rief der Nachbar. „Licht her! flink! flink! — Der scheint ja tot zu sein. — Der ist ja an den Strick von dem Hunde festgebunden,“ rief ein anderer. „Rasch ein Messer her, daß man ihn losschneiden kann!“

Alles lief dahin, und man sah den Andres mit Blut und Schmutz bedeckt im Grase liegen; er regte sich nicht. Bei näherer Besichtigung hatte er eine große Wunde am Kopf. Er war nämlich, indem der Hund ihn fortgeschleift

hatte, gegen einen Stein geſchleudert worden, und dadurch hatte er die Wunde erhalten.

„Das iſt Müllers Andres!“ — „Um Gottes willen, wie iſt das gekommen?“ — „Der arme Junge?“ — „Solch braves Kind!“ So ſchrie alles durcheinander, aber der Schuhmacher drängte ſich durch die anderen, riß dem nächſten Weibe, das bei ihm ſtand, das Taſchentuch aus der Hand, kniete nieder und verband dem Knaben die Wunde.

Der Kaſpar wagte erſt gar nicht hinzuſehen, doch konnte er ſich denken, wie das alles ſo gekommen war. Endlich faßte er ſich ein Herz und ſah hin. Als er aber das blutige, mit naſſer Erde bedeckte Geſicht ſeines Retters erblickte, und eine innere Stimme ihm zurief, daß er ſchuld ſei an deſſen Tode, da ſchauderte er zuſammen. Reuevoll warf er ſich über den lebloſen Körper hin, weinte und ſchluchzte und rief: „Andres! Andres! bleib' leben! Um Gottes willen, bleib' leben, damit ich dir abbitten kann!“ Aber Andres rührte ſich nicht.

„O Gott im Himmel! Er iſt tot, und ich bin ſchuld daran, ich bin ein Lügner, ein nichtsnutziger Dieb! Ich kann nicht länger leben, ich muß zu ihm, ich muß ihm abbitten!“ ſo jammerte der Kaſpar und geſtand auf näheres Befragen alles ein, wie es ſich zugetragen.

„Fort mit dir!“ rief der Schuſter und ſtieß den Kaſpar von ſeiner Seite. „Nachtwächter, nimm den nichtsnutzigen Jungen mit dir, und ihr, Nachbarn, helft mir den Andres in mein Haus tragen.“

In der Stube angekommen, ſuchte man den Lebloſen wieder zu ſich zu bringen. Bald gelang es auch. Es war nur eine leichte Ohnmacht geweſen, die ihn eine Zeitlang betäubt gemacht hatte. Auch die Kopfwunde war unbedeutend und lange nicht ſo tief, als man anfangs geglaubt hatte. Schon friſches Waſſer allein reichte hin, den Knaben bald wieder geſund zu machen.

„Iſt der Gemüſekaſpar denn auch wirklich nicht vom

Hunde gebissen worden?“ Das waren die ersten Worte, die Andres sprach, als er zur Besinnung gekommen war. Man sagte ihm, er sei unbeschädigt, er habe alles eingestanden und werde morgen den Lohn für seine schlechten Streiche schon empfangen.

Da bat Andres so innig, man möge ihm doch den einzigsten Gefallen tun und dem Kaspar die Strafe erlassen. Er meinte, die Todesangst, die dieser erlitten, als der Hund ihn anfiel, sei doch wohl Strafe genug für sein Vergehen.

Gern erfüllte man die Bitte des gutmütigen Knaben und ließ den Buben für diesmal frei. Auch der Joseph und Heinrich kamen noch auf die Fürsprache des Verwundeten mit leichten Strafen davon. Andres selbst aber nahm das Erlebte sich zur Warnung. Von jener Zeit an traute er keinen Schmeicheleien mehr und ließ sich nicht wieder wie früher zu schlechten Dingen mißbrauchen. Aber bei alledem blieb er gefällig und freundlich gegen jedermann, und war er einmal überzeugt, daß die Sache, zu der man ihn aufforderte, eine gute und gerechte sei, so war er der erste, wenn es galt zu handeln und anderen beizustehen.

Des Esels Schatten.

Da war gestern wieder einmal mein Vetter bei mir, der vor kurzem von seiner Reise aus Italien zurückgekommen ist. Wenn der mich besucht, so pflegt er gewöhnlich vielerlei zu erzählen, was er in dem fremden Lande alles mit erlebt hat. Manches davon wird euch Freude machen zu hören, wie zum Beispiel die Geschichte von des Esels Schatten.

Der Vetter erzählte: Ich wollte einmal von Rom nach Tivoli hin. Das ist ein Städtchen im Gebirge, wo sich viele herrliche Wasserfälle durch die zerbrochenen Fenster eines verfallenen Schlosses tief in ein schönes Tal herabstürzen. Der Weg dahin ist kein Katzensprung, er ist wohl an die

vier Meilen weit, und ſo hatte ich mir einen Reiteſel gemietet, wie man dort zu Lande zu tun pflegt. Der Eſel kam auch zur beſtimmten Stunde vor mein Haus und mit ihm ſein Herr, der Eſeltreiber Antonio. Ihr alle wißt ja, was ſo ein Grauer für ein faules Tier iſt. Wenn man darauf reitet, ſo folgt er nicht wie das edle Pferd auf das bloße Wort, oder beim Anziehen der Zügel, oder beim Druck der Schenkel. Nein, da muß faſt immer noch ein Mann oder ein Junge hinterher laufen, der mit einem Knüttel tüchtig auf den Faulpelz losſchlägt; denn alle Augenblicke ſteht das Tier ſtill und will ſchlafen oder freſſen. Aber das iſt wahr, ſolch ein Eſel hat doch eine dicke Haut, zwölf tüchtige Schläge mit einem ſtarken Knüttel bringen ihn oft kaum von einer Diſtel weg, auf die er einmal Appetit bekommen hat.

Alſo gut! Ich beſteige mein Tier und reite darauf los, und mein Antonio läuft luſtig hinterdrein und ſchreit fortwährend: „Ari! Ari! Vorwärts, Fauler, vorwärts!“ Und ſo geht die Reiterei im Anfange ganz vortrefflich.

Nun aber war gerade an jenem Tage eine fürchterliche Hitze, wie das oft in Italien iſt. Der Weg nach Tivoli führt durch eine wüſte, öde Gegend; da iſt kein Haus, kein Baum, oft nicht einmal ein Strauch am Wege. — Allmählich ward es Mittag, die Sonne brannte mit ihren ſtechenden Strahlen durch meinen Strohhut durch, daß ich nicht wußte, wo ich vor Hitze bleiben ſollte. Der Eſel wurde müde zu laufen, der Treiber wurde müde zu prügeln, und ich wurde müde länger auf dem Tiere zu ſitzen. — Der Schlaf drückte mir gewaltig auf die Augen, aber nirgends, wohin ich nur ſehen konnte, war auch nur ſo viel Schatten, daß ich meinen Körper darin in Ruhe hätte ausſtrecken können. Da kommt mir mit einem Male ein ganz geſcheiter Einfall in den Sinn. „Halt!“ rufe ich, und mein Eſel ſteht wie angewurzelt ſtill. Was das Wort „Halt!“ bedeutet, das hat er gut behalten, dagegen das Wort „Vorwärts“ lernt ſo ein Eſel ſein Leben lang nicht verſtehen.

Am Wege steht ein großer, vertrockneter Aloestengel, den binde ich meinen Grauen an und denke, ich will recht pfiffig machen und mich in den Schatten, den er das braunverbrannte Gras wirft, zur Ruhe legen. Ehe aber diesen vortrefflichen Vorsatz ausführe, wisch' ich den Schweiß von der Stirn, schlenkere meine beiden Be in Ordnung — denn sie waren von dem langen Rei steif wie ein paar Schwefelhölzer geworden — und seh' m noch einmal nach den schönen blauen Bergen um, die auf der anderen Seite in weiter Ferne hinziehen.

Als ich mich darauf wieder umkehre, um mich hinzuleg wer liegt da schon in guter Ruhe im Schatten des Es und schnarcht wie eine Rohrdommel? Kein anderer als m Antonio. Er war doch noch ein größerer Pfiffikus gewe als ich; was ich erst wollte, hatte er schon ausgefüh

Daß der Mann da so gemütlich lag und schlief, das n recht schön und gut, aber hier war ich doch offenbar Hauptperson, und er nur des Tieres wegen mitgekomm Außerdem konnte er ja doch die Sonnenhitze besser vertrag da er viel mehr daran gewöhnt war als ich.

„Heda, Antonio, steh' auf!" rief ich und schüttelte i Er schlug die Augen auf, sah mich groß an, machte da wieder die Augen zu und — legte sich auf seine andere Sei

Ich schüttelte ihn derber. „Antonio!" rief ich, „steh' a Der Schatten, in dem du liegst, gehört mir und nicht di Diesmal aber gab sich Antonio gar nicht einmal die Mü die Augen aufzuschlagen, auch sprach er kein Wort, sonde bewegte nur den Zeigefinger der rechten Hand hin und h was bei den Italienern soviel sagen will, als: „Nein, Herr Noch einmal schrie ich ihm in die Ohren: „Antonio, nim doch Vernunft an! Ich habe den Esel einmal gemietet u folglich auch seinen Schatten mit ihm, daher packe dich fo Der Schatten ist mein!"

Da rief Antonio: „Herr! Beweist mir erst, daß I selbst ein Esel seid, dann sag' ich, Ihr habt recht; denn die

Schatten gehört einem Eſel, und der Eſel gehört mir, und daher werde ich nicht aufſtehen, ſondern in dem Eigentum meines Eigentums ruhig fortſchlafen!“

Und wieder wollte er ſich zur Ruhe legen, aber jetzt hatte er mich in Zorn gebracht, eben weil ich die Wahrheit ſeiner Worte nicht widerlegen konnte. Ich packte ihn an dem Kragen und riß ihn von der Stelle weg, wo er lag. Jetzt wurde er aber auch zornig und ſprang auf. Und ſo faßten wir uns beide, um uns gegenſeitig von dem erſehnten Platze wegzuſchleudern. Da gab es einen tüchtigen Ringkampf, denn keiner wollte nachgeben. Zuletzt ſtießen wir an einen Stein, fielen beide zu Boden und wälzten uns in der vollſten Mittagsſonne ſo lange herum, bis wir endlich einen kleinen Erdabhang wohl ein paar Fuß tief auf die weiche Erde herunterrollten. Da lagen wir in dem glühenden Sande wie ein Paar gebratene Hühner in der Bratpfanne; dennoch hielten wir uns als tapfere Ringer noch immer gegenſeitig umſchlungen.

„Herr!“ ſprach jetzt Antonio, „ich ſehe wohl, wir ſind an Kraft und Gewandtheit gleich. Wozu plagen wir uns gegenſeitig? Hört einen Vorſchlag an. Gebt mir einen Paul (ſo heißt ein römiſches Geldſtück), da will ich Euch den Eſelſchatten verkaufen!“

„Wenn es nichts weiter iſt, du närriſcher Kerl,“ rief ich, „den Paul will ich dir ſchon geben. Hätteſt du das nur gleich geſagt, ſo hätten wir uns nicht unnötig geärgert.“

Wir ließen einander los und ſtanden auf. Antonio empfing ſein Geld, und wir ſtiegen wieder den Abhang herauf, von dem wir noch vor kurzem heruntergerollt waren.

Was ſahen wir da! Denkt euch unſeren Schrecken! Der Eſelſchatten, den ich eben für einen blanken römiſchen Paul gekauft, war fort und der Eſel mit ihm. Antonio war pfiffiger geweſen als ich, aber Antonios Eſel noch viel pfiffiger als Antonio. Das Tier hatte die Aloeſtaude, an die es gebunden war, mit Leichtigkeit aus der Erde geriſſen

und war auf und davon gegangen. Ganz weit hinten am Horizont auf dem Wege nach Rom sah ich es gemütlich hintraben.

Wie Antonio aber den Esel nicht an seinem Platze erblickte, glaubte er, das Tier wäre ihm auf immer verloren, und geriet, auf echt italienische Weise, in die wildeste Verzweiflung. Er biß sich in den Daumen, er raufte sich die Haare, er warf seinen spitzen Hut auf die Erde und trat ihn mit Füßen, kurz er gebärdete sich wie ein kindischer, jähzorniger Bube. Dabei schrie er fortwährend: „Ach, mein Eselchen! Ach du mein liebes Eselchen! Du einziges Gut, das ich armer Mann auf dieser Welt besaß! Ach, der einzige Fehler, den du hattest, das war der verdammte Schatten. Hättest du keinen Schatten gehabt, dann hätt' ich dich noch hier, dann wärst du nicht weg!"

„Sei doch kein Kind!" rief ich, „da läuft ja dein Esel ruhig nach Hause!" Und ich wies mit der Hand dahin, wo der Esel seines Weges zog.

Da wurde Antonio plötzlich wie verwandelt. Er jubelte laut auf. Schnell stülpte er wieder den Hut auf sein zerzaustes lockiges Haar; die schwarze Manchesterjacke warf er über die linke Schulter, mit der rechten Hand faßte er seinen Knüttel, und fort lief er wie der Wind seinem Esel nach. Nie in meinem ganzen Leben habe ich einen Menschen so laufen gesehen!

Da stand ich nun. allein, mitten in der Glut einer italienischen Mittagssonne. Was blieb mir zu tun übrig, als meinen beiden Begleitern traurig nachzusehen. „Hoffentlich werden sie bald wieder da sein!" dacht' ich, setzte mich am Wege hin und brummte in den Bart ein deutsches Lied, das da anfängt: „O du lieber Augustin, alles ist weg!"

Alle meine Hoffnung war vergebens. Ich saß eine, ich saß zwei Stunden da, aber wer nicht wiederkam, war Antonio mit seinem Esel. An jene zwei Stunden werde ich mein Lebtag denken! Endlich wurde ich erlöst. Eine Wein-

karre, die von zwei langhörnigen Stieren gezogen wurde, kam des Weges daher gefahren. Hätte der Weinkärrner ſich nicht meiner erbarmt und mich gegen ein gut Stück Trinkgeld mitgenommen, vielleicht ſäß' ich noch da. — — — —

So erzählte mein Vetter. Und was iſt die Lehre von der Geſchichte? Die Lehre iſt die: „Wenn es heiß iſt, und du haſt einen Eſel, ſo ſei du froh und reite zu, bis du ans Ziel kommſt. Wer ſich aber um eines Eſels Schatten ſtreitet, der hat nur Ärger und verliert den Eſel obendrein."

Lieder und Reime.

Deutscher Rat.

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran.
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer,
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich Ja und Nein und dreh' und deutle nicht;
Was du berichtest, sage kurz und schlicht,
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach,
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

Dann wach' und kämpf', es ist ein Feind bereit:
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Soldatenſpiel.

Hurra! Es geht ins Feld hinaus!
Voran im Trab die Kavallerie,
Im Sturmſchritt dann die Infantrie.
Ihr Feinde lauft, ſonſt habt ihr Not,
Sonſt ſchießen wir euch mauſetot,
Das knallt, es iſt ein Graus!

Nun heißt es Schritt, nun geht's im Takt.
Schon bläſt die Regimentsmuſik
Das luſtigſte Soldatenſtück.
Ein Trichter iſt die Haupttrompet',
Der eine ſingt, der andre kräht,
Die Trommel ſchlägt den Takt.

Der General zeigt uns den Weg,
Sein Hut ſieht ſchon ſo prächtig aus:
Von Goldpapier mit grünem Strauß.
Sein Orden glänzt in weiter Fern':
Von Meſſing ein Gardinenſtern,
Sein Säbel iſt von Blech.

Seht nur die Offiziere dort!
Das ſind gewaltig tapfre Leut',
Ihr Schreien hört man meilenweit:
„Habt Achtung! Schultert! Linksum kehrt!"
Und wehe dem, der ſie nicht hört,
Sie ſind bald hier, bald dort!

Hurra! Nun geht's Manöver an!
Die Steckenpferd', in Saus und Braus,
Wie ziehn ſie mit den Reitern aus!
Und wer ſein Pferd verlor im Zug,
Der iſt ſich ſelbſt noch Pferd genug
Und wiehert, was er kann!

Schaut nur des Fußvolks lange Reih':
's ſind lauter ſchmucke Grenadier'
Mit weißen Hüten von Papier,
Den Schnurrbart ſchwarz mit Kork gemalt.
Da heißt es: „Augen links!" und „Halt!"
Der Feldherr ſprengt vorbei.

Hurra! So ziehn wir in den Krieg,
Und treffen keinen Feind wir an,
So greifen wir uns ſelber an
Und werfen uns ins hohe Gras.
Juchhe! das iſt der ſchönſte Spaß,
Und alles fei'rt den Sieg!

Marie.

„Komm, Lieſe! Zeit iſt's heimzugehn,
Ich trag' dich übers Brücklein da.
Und du, lieb Hänschen, bleibe ſtehn,
Und geh' dem Waſſer nicht zu nah'!
Bald werd' ich wieder zu dir kommen,
Gewiß, dann wirſt du mitgenommen!"

So ſprach des Fiſchers Töchterlein
Marie, erſt ſieben Sommer alt,
Und trägt ihr jüngſtes Schweſterlein
Den ſchwanken Steg hinüber bald,
Setzt dort ins Gras die Kleine nieder
Und kehrt zum Bruder dann ſich wieder.

Da ſieht ſie mitten überm Fluß
Ihn ſchon auf ſchmalem Brette ſtehn,
Unſicher wankt ſein kleiner Fuß,
Denn jüngſt nur lernt der Knabe gehn. —
„Ach Hänschen! Hänschen, ſetz' dich nieder!" —
Es war zu ſpät, ſchon ſank er nieder.

Und schon faßt ihn die rasche Flut,
Und bald ist es um ihn getan! —
O wunderbarer Kindesmut!
Das Mädchen wagt ihr Leben dran:
Sie springt ihm nach, mit treuen Händen
Den Tod des Bruders abzuwenden.

Du Himmel! Hab' Erbarmen doch,
Errette sie aus solcher Not,
Die, selbst ein zartes Kindlein noch,
Erbarmend sich dem Tode bot!
Ihr Wellen, laßt es nicht geschehen,
Nicht so viel Lieb' im Keim vergehen! —

Nein, nein! Die Flut hebt sie empor. —
Sie treibt an einen Weidenstumpf. —
Jetzt reckt die Arme sie empor
Und schreit um Hilfe, matt und dumpf,
Und hält sich angstvoll an den Zweigen,
Die sich voll Mitleid zu ihr neigen.

Ein Wandrer naht! — Er hat's gesehn,
Sie winket ihm, sie rufet ihn,
Er stürzt daher, ihr beizustehn.
Da weist sie nach dem Strom ihn hin,
Scheint ihn zu bitten, zu beschwören,
Nicht ihr die Hilfe zu gewähren.

Nur einzig an ihr Brüderlein
Denkt sie, das eben untersinkt. —
Der Mann gewahrt's, er springt hinein,
Des Knaben Rettung ihm gelingt.
Schon will sie Dank dem Retter winken,
Da bricht der Zweig, *sie* muß versinken.

So wär' denn keine Hilfe mehr? —
Ihr Wellen! — Hemmet euren Lauf — —
Schon eilt des Knaben Retter her —
O sieh, da taucht sie wieder auf —

Nun rasch zur Hand! — Es ist gelungen!
Dem Tod hat er sie abgerungen. — —

Dank dir, du unbekannter Mann,
Für deine gute, schnelle Tat,
Der hat ein herrlich Werk getan,
Der solch ein Kind gerettet hat!
Durch dich ließ es der Herr geschehen,
So viele Liebe nicht vergehen!*)

Verwandlung.

1.

Steht die Alte im Walde
Und schneidet sich Klee;
Kommen Jungen gesprungen
Und schimpfen. O weh!

2.

Hebt die Alte im Walde
Die Krück' in die Höh',
Und die Helden, die sie schelten,
Werden Hasen — o je!

Reimsprüche.

Furcht macht dem einen schnelle Beine,
Den andern macht sie gar zum Steine.

Nach dem Sauren das Süße.

Wer erst in saure Äpfel biß,
Und dann in einen süßen,
Der wird den süßen ganz gewiß
Dann doppelt froh genießen.

---

*) Nach einer wahren Begebenheit, die sich bei Elberfeld an der Wupper im Jahre 1834 zugetragen hat.

Doch wer in ſüße Äpfel biß
Und dann in einen herben,
Dem wird der herbe ganz gewiß
Die ganze Luſt verderben.

*

Nur zum Guten brauch' die Hände.
Was du tuſt, bedenk' das Ende.

*

Guter Rat.

Wer ſich des Brotes freuen will,
Muß guten Teig ſich kneten.
Wer ſich des Gartens freuen will,
Der muß das Unkraut jäten.
Wer ſich des Lebens freuen will,
Muß arbeiten und beten.

*

Wie die Arbeit, ſo der Lohn,
Und die Ernte, wie die Saat;
Drum, wer nichts gelernet hat,
Schande trägt er nur davon.

*

Was hilft's?

Wenn's Glück ihm günſtig iſt,
Was hilft's dem Michel?
Steckt er im Weizenfeld,
Fehlt ihm die Sichel.

Wenn's Glück ihm günſtig iſt,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Hirſebrei,
Fehlt ihm der Löffel.

*

Einer ſo, der andre ſo.

Einer tut's mit dem Verſtand,
Und der andre mit der Hand. —
Was man tut, womit man's tut,
Iſt gleichviel — nur werd' es gut!

*

Die Elſter.

Die Elſter ſchwatzt und hüpft daher,
Als ob's ein eitel Mädchen wär'.

*

Das ſchlechteſte Kleid.

Es gibt gewiß kein ſchlechter Kleid
Als wie das Kleid der Eitelkeit.

*

Setz' dem Eſel in die Krippen
Auch den ſchönſten Braten hin:
Und er wird mit rohen Lippen,
Ohne nur davon zu nippen,
Ärgerlich das Maul verziehn.
Aber gib ihm grobes Stroh,
Hei, wie ſchmauſt er da ſo froh!

*

Doppeltes Veilchen.

Lieb Veilchen, lieb Veilchen,
Du warſt beſcheiden ein Weilchen;
Doch doppelte Beſcheidenheit —
Ich muß geſtehn, es tut mir leid —
Riecht ein klein wenig nach Eitelkeit.

*

Ein jeder nehme wohl in acht,
Was Luſt und Ehr' ihm hat gebracht:

Der Wirt ſeinen Krug,
Der Krämer ſein Tuch,
Der Bauer ſeinen Pflug,
Das Kind ſein Buch.

Iſt der Bauch dir gar zu voll,
Geht dir nichts, wie's gehen ſoll.

Haſt was Schlechtes du getan,
Und es will dich reuen,
Fange ſchnell was Gutes an,
Und du wirſt dich freuen.

*

Genügſamkeit.

Der Ziegenbock hat Hörner,
Damit vergnüg' er ſich!
Der Roſenſtock hat Dörner,
Damit begnüg' er ſich!
Was ſoll der Strauch mit Hörnern tun?
Er rührt nicht von der Stelle ſich;
Was ſoll der Bock mit Dörnern tun?
Er ſtäch' bei jedem Sprunge ſich.

*

Wie die Alten ſungen,
So zwitſcherten die Jungen. —
Wie die Alten brummen,
So tun die Jungen ſummen.
Wie die Alten ächzen,
So werden die Jungen krächzen.
Darum, ihr Alten ächzet nicht,
Daß eure Kinder krächzen nicht,
Und ſingt doch wieder Lieder,
Dann zwitſchern die Jungen auch wieder.

*

Hüte dich vor Übeltaten,
Feld und Wald kann dich verraten;
Hoch auf Bergen, tief im Tal,
Gottes Aug' iſt überall.

*

Nur Geduld.

Ziehſt du zu früh die Angel an,
Kein Fiſchlein beißt ſich feſt daran!
Drum hab' Geduld zu jeder Zeit,
Wer ſicher geht, kommt ſicher weit.

*

Schlechte Führung.

Ein Blinder, der den andern führt,
Der führt ihn nur zum Leide;
Und iſt vielleicht ein Stein im Weg,
Da liegen ſie alle beide.

*

Tuſt du etwas, ſo tu' es ganz.

Wer einen Bogen ſpannen kann,
Iſt ſchon was nütze.
Doch wer da ſchießt und treffen kann,
Der iſt ein Schütze.

*

Was drinnen iſt, das tut's.

Iſt groß der Brunnen oder klein,
Das laß dir keine Sorge ſein;
Aus beiden trinkſt du friſchen Mut,
Iſt nur das Waſſer rein und gut.

*

Spielverderber.

Im [illegible] ein einzig faules Ei
Macht, daß man ihn nicht eſſen kann.
Beim Spiel ein einzig zänkiſch Kind
Verdirbt die ganze Luſt daran.

*

Friſch ans Werk.

Haſt du zur Arbeit grade Mut,
Geh' ſchnell daran, ſo wird ſie gut.
Fällt dir was ein, ſo ſchreib' es auf,
Iſt heiß das Eiſen, hämmre drauf.

*

Nicht allen kann man's recht machen.

Wer ſich nach jeder Decke will ſtrecken,
Der muß ſich bald oben, bald unten recken,
Und hat ſich, eh' er es nur denkt,
Bald hier erkältet, bald da verrenkt.

*

Der Dumme.

Ein Dummer ſchaute zur Tür hinaus
Und ſah ein wenig regnen draußʼ.
Da meint er, müſſ' auch allerorten
Es regnen, wie vor ſeiner Pforten;
Daß es wo anders anders ſei,
Kam ihm nicht in den Sinn dabei.

*

Alter Spruch.

Im kleinſten Raum
Pflanz' einen Baum,
Und pflege ſein,
Er bringt dir's ein.

*

Was doch die Furcht nicht machen kann.

Es war ein ganz klein winzig Männchen:
Wie den Frau Furcht geſehen hat,
Ward aus dem zahmen, winz'gen Männchen
Ein wilder Rieſe Goliath.

*

Arbeit und Armut.

Wo die Arbeit zieht ins Haus,
Läuft die Armut bald hinaus.
Schläft die Arbeit aber ein,
Guckt die Armut zum Fenſter hinein.

*

Wenig mit Luſt.

Wer trocknes Brot mit Luſt genießt,
Dem wird es gut bekommen,
Wer Sorgen hat und Braten ißt,
Dem wird das Mahl nicht frommen.

*

Alte ſoll man ehren,
Junge ſoll man lehren,
Weiſe ſoll man fragen,
Mit Narren ſich vertragen.

*

Wo Ältere ſprechen, da ſchweige du ſtill,
Sprich ſelber wenig und höre viel.

*

Wenn der Faule nicht muß,
Rührt er nicht Hand noch Fuß.
Fängt der Fleiß'ge was an,
Treibt er ſich ſelber an.

*

Begehrſt du wenig, biſt du klug;
Wer viel begehrt, hat nie genug.

*

Wächſt die Ehre ſpannenlang,
Wächſt die Hoffart ellenlang.

*

Wer ſich lobt alleine,
Des Ehre iſt gar kleine.

*

Frage nicht, was andre machen,
Acht' auf deine eignen Sachen.

*

Bedenk' nur: Ehrlich ſein
Iſt doch das Beſte;
Iſt auch kein Glanz dabei,
Stehſt du doch feſte.

*

Den Eſel kennt man an den Ohren,
Am ſchwarzen Angeſicht den Mohren,
An dummen Fragen einen Toren.

*

Das Feuer hebt vom Funken an,
Vom Funken brennt ein Haus.
Drum wo ein Funken ſchaden kann,
Löſch' ihn beizeiten aus.

*

Kommt einer aus der Ferne her,
Wird ihm das Lügen gar nicht ſchwer.
Bleibt er zu Hauſe, wird er's laſſen,
Man kann ihm auf die Finger paſſen.

*

Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn
Und fang' nicht immer Neues an!
Was du dir wohl haſt vorgeſetzt,
Dabei beharre bis zuletzt.

*

Geht der Eſel zum Löwen hin,
Da kommt ihm keine Furcht in Sinn;
Das kommt von ſeiner Dummheit her,
Nicht weil er klug und tapfer wär'.

*

Hat Reichtum Leute ſchön gemacht?
Wohl nur zum Schein.
Hat Schönheit Leute klug gemacht?
Das kann nicht ſein.

Hat Klugheit Leute gut gemacht?
Ich glaube: nein. —
Reich, schön und klug bringt Glück und Ehr',
Gut sein ist mehr.

*

Dank mit dem Mund
Hat wenig Grund.
Im Herzen Dank
Ist guter Klang.
Dank mit der Tat,
Das ist mein Rat.

*

Wer viel anfängt zu gleicher Zeit,
Macht alles halb und nichts gescheit.

*

Steh' auf um fünf, iß Mittag um neun,
Zu Abend um fünf, und zu Bett um neun,
So wirst du ein Mann von neunzig und neun.

Abends im Walde.

Da unten am Bach im Waldesgrund,
Da ging ich gestern zur Abendstund'
Erdbeeren zu suchen ganz allein,
Die Sonne schien so warm hinein.
Da standen Blumen die Hüll' und Füll',
Und Schmetterlinge flogen und sogen;
Da war ringsum der Wald so still,
Und Rehe kamen angezogen
Und tranken dort, und die Wellen im Bach
Die liefen so lustig einander nach
Und blitzten recht in den Abendstrahlen.
Das war so prächtig, so wunderschön,
Ich konnt' mich gar nicht satt dran sehn:
Ach, wär' ich ein Maler, das möcht' ich malen!

Die Burg.

1.
Seh' ich Trümmer ragen
Hoch am Felſenrand,
Träum' ich von den Tagen,
Wo die Burg hier ſtand.

2.
Wo die Türme ſtiegen
In die Luft ſo ſchlank,
Wo auf hohen Stiegen
Klirrt' der Waffen Klang.

3.
Wo die Hörner ſchallten
Zu der luſt'gen Jagd,
Wo die Fahnen wallten
Zu der wilden Schlacht.

4.
Männer ſah man ſtreiten
Hier mit Heldenmut,
Wilde, rauhe Zeiten
Tobten hier in Wut.

5.
Mag der Wind verweben,
Was die Zeit entrafft!
Eines ſoll beſtehen:
Deutſche Heldenkraft!

Das Dorf.

1.
Steht ein Kirchlein im Dorf,
Geht der Weg dran vorbei,
Und die Hühner, die machen
Am Weg ein Geſchrei.

2.

Und die Tauben, die flattern
Da oben am Dach,
Und die Enten, die ſchnattern
Da unten am Bach.

3.

Auf der Brück' ſteht ein Jung
Der ſingt, daß es ſchallt,
Kommt ein Wagen gefahren,
Der Fuhrmann, der knallt.

4.

Und der Wagen voll Heu,
Der kommt von der Wieſe,
Und oben darauf
Sitzt der Hans und die Lieſe.

5.

Die jodeln und juchzen
Und lachen alle beid',
Und das klingt durch den Abend,
Es iſt eine Freud'!

6.

Und dem König ſein Thron,
Der iſt prächtig und weich,
Doch im Heu zu ſitzen,
Dem kommt doch nichts gleich!

7.

Und wär' ich der König:
Gleich wär' ich dabei
Und nähme zum Thron mir
Einen Wagen voll Heu.

Der Pfau und die Henne.

Die Henne hat ein Ei gelegt
Und ruft die Hausfrau an,
Das hört der Pfau und ärgert ſich
Und ſchreit ſo laut er kann.
Er ſpreizt den Schweif und ſchlägt ein Rad,
Möcht' platzen faſt vor Neid.
Du Tor! was haſt denn du getan?
Haſt nur ein ſchönes Kleid.
Die Hausfrau jagt den Narren fort,
Was liegt ihr an dem Kleid?
Ja, wenn er's ſelbſt geſchneidert hätt',
Da wär' er ſchon geſcheit!
Wer aber hat das Ei gelegt?
Es iſt das treue Huhn! —
Um gut zu ſein hilft Schönheit nicht,
Man muß das Gute tun.

Die Bremſe.

Das Fenſter iſt zu, der Zeiſig ſingt,
„Summ!"
Die Bremſe durch die Stube ſich ſchwingt,
„Wumm!"
Bald brummt ſie laut, bald ſummt ſie ſtill,
Hat alles vollauf, was ſie nur will,
Braten und Wein und Zucker drein,
Da kann eine Bremſe ſchon luſtig ſein.

Die Bremſe ſchaut zum Fenſter hinaus,
„Summ!"
Da draußen ſieht es anders aus,
„Wumm!"
Sie brummt für ſich: „Jetzt ſeh' ich's klar,
Wie garſtig es hier drinnen war.

Ich will hinaus! Ich muß hinaus,
Ich halt's, ich halt's in der Stube nicht aus!"

Der Zeisig hört, was die Bremse spricht,
„Summ!"
Und ruft: „Bleib' hier, fort kannst du nicht!"
„Wumm!"
„Du glaubst, von Luft die Scheiben sei'n,
Die sind von Glas und hart wie Stein,
Frau Bremse! sacht! Bald kommt die Magd,
Dann werden die Fenster aufgemacht."

Die Bremse spricht: „Ich warte nicht!"
„Summ!"
„Und kehr' mich an dein Schwatzen nicht!"
„Wumm!"
„Ich will hinaus, ich muß hinaus,
Ich halt's, ich halt's in der Stube nicht aus!" —
Und, dumm genug, mit wildem Flug
Sie schießt ans Fenster in einem Zug.

Das gab 'nen Stoß! Der arme Kopf!
„Summ!"
Und noch einmal! Der arme Kopf!
„Wumm!"
Sie fliegt und fliegt, hört keinen Rat,
Mit Summ und Wumm von früh bis spat.
„Ich will hinaus! Ich muß hinaus!"
Sie stieß sich — tot, da war es aus. Wumm!

Der Bauernhof.

Der Tag bricht an,
Es kräht der Hahn,
Es gackelt die Henne
Und fliegt zur Tenne

Und macht ein Geſchrei,
Als ob ein Wunder
Geſchehen ſei. —
Da kommen herbei
Die Magd und der Knecht,
Die laufen nicht ſchlecht
Und ſehen nach,
Und finden, ach!
Unter altem Plunder —
O Wunder! O Wunder!
Ein taubes Ei!
Ei ei! Ei ei!

Täubchen im Sonnenſchein,
Möcht' mit euch fliegen,
Stets ſo beiſammen ſein,
Wohnen in einem Schlag,
Spielen auf einem Dach,
Welch ein Vergnügen!
Viel arme Kinderlein
Haben kein Schweſterlein,
Haben kein Brüderlein,
Spielen ſo ganz, ſo ganz allein.

Herr Rabe in deinem ſchwarzen Kleid,
Um wen trägſt du ſolch Herzeleid? —
„Soll ich nicht trauern?
Soll nicht bedauern
So vieler Tiere Tod? —
Eben, o Not!
Starb dieſer Regenwurm hier,
Das arme Tier!“ —
Du Heuchler in deinem ſchwarzen Kleid,
Betrauerſt der armen Tiere Leid

Und bringſt ſie ſelbſt in ſolche Not
Und nährſt dich ſelbſt von ihrem Tod.

Schwalbenmütterlein, Schwalbenmütterlein!
Wie haſt du lieb deine Gelbſchnäblein!
Fliegſt niemals aus,
Daß du nicht fingeſt
Ein Mückchen zum Schmaus;
Fliegſt niemals aus,
Daß du nicht bringeſt
Deinem Kindlein das Mückchen nach Haus.
Schwalbenmütterlein, Schwalbenmütterlein!
Wie haſt du lieb deine Gelbſchnäbelein!

Unſer Hinz iſt gar nicht dumm,
Streicht in Hof und Feld herum,
Sucht ſich leckre Speiſe.
Hinz! Welch freches Tier biſt du,
Laß die Küchlein mir in Ruh'!
Geh' und ſuch' dir Mäuſe.

Pfui, du Schwein!
Wer wird doch ſo garſtig ſein,
Stets im Schmutze liegen!
Macht dir das Vergnügen? —
Keinem Kinde fällt es ein,
Keinem Lamm und keinen Ziegen,
Spielkamraden dir zu ſein;
Alles läuft dir aus dem Wege,
Niemand kommt in dein Gehege,
Garſt'ges Schwein!

„Was mögen die Störche zuſammen plappern?
Reiſten doch weit genug!" —
Ich glaub', ſie können nichts weiter als klappern,
Reiſen macht Dumme nicht klug.

Star, was zirkelſt du ſo ſtumm
Mit dem Schnabel am Neſt herum?
„Flieg' ich aus dem Neſt hinaus,
Will ich auch ganz ſicher ſein,
Daß die Türe nicht zu klein,
Wenn ich wieder komm' nach Haus.“ —
Narr! Laß doch die Grillen ſein!
Zirkle nicht und flieg' hinaus!
Grüble nicht und flieg' hinein!

Eſelchen, warſt ſonſt ſo faul,
Und jetzt läufſt du wie ein Gaul?
Sprich, wie geht das zu?
Gelt, du merkſt den Zauberſtab,
Der den Faulen bringt in Trab.
Eſelchen, lauf' zu!

Eichkätzchen, du närriſch Ding,
Wie knackſt du die Nüßlein doch ſo flink?
„Wüßt' ich nicht ſüße Kerne drein,
Ich ließe Nüſſe Nüſſe ſein.“

Springe, Zicklein, ſpringe,
Sei luſtig und guter Dinge!
Gehſt du erſt als Bock einher,
Biſt du ſteif und ſpielſt nicht mehr.

Die arme Henne läuft ſo bang
Um ihre Brut den See entlang. —
Ihr Kinder ahnet nicht den Schmerz,
Den um euch fühlt ein Mutterherz!

Da kommen, da kommen
Mit Schnattern die Gevattern
Und wackeln und gackeln

Und ſchlucken und ſchlingen
Und heben ihre Schwingen,
Die Zungen und die Lungen,
Und haben ſich geſchwungen
Der ganzen Welt zu nütze
— Wohin denn? —
In ihre alte Pfütze!

Der Hans, der ſpricht zum Hahn:
„Zur Schule komm mit mir,
Was lernen wollen wir!“
Der Hahn, der ſieht ihn an
Und kräht
Und geht
Zum Freſſen. —
So machen's auch die Enten,
Die Tauben und die Hennen,
Und ebenſo der Kullerhahn;
Ans Lernen denkt kein einz'ger dran.
Sie ſchreien und ſie rennen,
Sie girren und ſie ſchwirren,
Und alles nur ums Eſſen. —
Der Hanſel unterdeſſen
Geht fürbaß
Und lernt was
Und wird ein reicher Mann,
Hat Frau und Kind
Und Hof und Geſind',
Und feiert luſt'ge Feſte
Und ladet viele Gäſte;
Die kommen denn auch an
Und trinken und eſſen.
Und denkt einmal an,
Sie eſſen den Hahn
Und eſſen die Hennen,

Die Enten und die Tauben
Und ſelbſt den alten Kullerhahn.
Mußten alle dran glauben,
Und wie's denn ſo geht,
Die Reu' kam zu ſpät.
Drum merkt euch das
Und lernet was;
Dann mögt ihr ein gutes Eſſen
Auch nicht vergeſſen.

Herr Pudel hat ſich ſatt geſpeiſt
Und will ein wenig ſchlafen,
Da werden gleich die Spatzen dreiſt
Und machen ſich was zu ſchaffen;
Sie fliegen hin zum Speiſetrog
Und ſtehlen manches Bißlein noch
Und gucken frech ihm ins Geſicht
Und denken: Ei, du fauler Wicht,
Wer Diebe will beſtrafen,
Darf nicht ſo träge ſchlafen!

Die Stute zieht durchs Feld den Pflug,
Es wird dem Tier wohl ſauer genug,
Das Füllen aber ſpringt dabei
An ihrer Seite friſch und frei.
Sie ſieht's. — Ob auch die Arbeit ſchwer,
Nun drückt ſie keine Plage mehr.
Sie wiehert in den Morgenwind
Voll Freuden um ihr fröhlich Kind.

„Komm her, du Gaul!
Mach' auf dein Maul!
Und zeig' mir deinen Zahn,
Daß ich erkenne dran:

Ob du noch friſch und jung,
Zur Arbeit ſtark genung. —
Oho! Ich ſeh' dir's an,
Daß man dich brauchen kann.
Zur Arbeit friſch heran!"
Der Knabe auf dem Gaul,
Der war ein wenig faul.
Das Ding hat ihn verdroſſen,
Hat feſt den Mund verſchloſſen,
Ließ nicht die Zähne ſehn,
Wollt' gerne ſpielen gehn.

„Nun ſeht einmal mein Kälbchen an,
Wie ſo geſchickt es trinken kann,
Obgleich kein Menſch es ihm gelehrt!
Welch kluges Kind iſt mir beſchert!"

Ach, liebe Kuh, ich glaube ſehr,
Dein Kind lernt künftig nicht viel mehr
Als Durſt und Hunger ſtillen. —
Brauchſt nicht ſo ſtolz zu brüllen!

Die Sonne geht zur Ruh',
Vom Felde kommt die Kuh,
Und auch die Schäflein allzumal,
Sie freun ſich ſchon auf ihren Stall.
Im Baum, da ſingt kein Vogel mehr,
Die dunkle Nacht zieht ſchnell daher,
Bald wird der Mond am Himmel ſtehn,
Ich denk', 's iſt Zeit, zu Bett zu gehn!
Im Bett, da ſchläft ſich's ſchön.
Gut' Nacht! Auf Wiederſehn!

Kätzchen.

Die Nacht iſt ſtill, der Mond geht auf,
Wer klettert da zum Dach hinauf?
Drei Sänger: Miez und Hinz und Mohr,
Beginnen ihren Katzenchor.
Die Leut' erwachen ringsumher,
Bald ſchleicht der Herr vom Haus daher,
Muſikdirektor will er ſein,
Schlägt mit der Peitſch' den Takt darein!

Muß anders werden!

Eine grobe Kuh, ein ſtät'ſcher Gaul,
Ein dummes Schaf, ein Eſel, der faul,
Die muß man nehmen, wie ſie ſind;
Können nun einmal nicht anders werden. —
Aber ein eigenſinnig Kind,
Das dumm und faul und grob geſinnt,
Das iſt das Häßlichſte auf Erden.
Wenn's nur wollt', 's könnt' anders werden!

Das Mädchen und das Kätzchen.

Das Mädchen ſoll ſpinnen
Und möcht' lieber ſpielen,
Das Kätzchen ſoll ſpielen
Und möcht' lieber ſpinnen.
Tun, was ſie wollen,
Und nicht, was ſie ſollen.

Beſtrafter Hochmut.

(Eine Fabel.)

Die Weſpe ſummt dem Roß ums Ohr.
Das ſpricht: „Hör' auf, ſonſt ſchlag' ich!“ —
Die Weſpe ſpricht: „Verſuch's, du Tor!
Dein Schlagen, das ertrag' ich.
Komm! Statt zu drohen, kämpf' mit mir!“
Da lacht voll Hohn das ſtolze Tier:
„Elender Wurm, nicht ziemt es mir,
Zu wechſeln noch ein Wort mit dir!“
Die Weſpe aber fliegt, nicht faul,
Dem Stolzen auf den Rücken.
Es wiehert, ſchnaubt, es ſchlägt der Gaul,
Sie hört nicht auf zu zwicken;
Sie fliegt ihm endlich gar ins Ohr
Und ſticht und ruht nicht, bis der Tor,
Nachdem er faſt vor Qual vergeht,
Den „Wurm“ zuletzt um Gnade fleht.

Der Affe.

(Eine Fabel.)

„Was doch die Menſchen eitel ſind!
Da denkt nun ſolch ein Menſchenkind,
Es wäre nur allein gelehrt.
Ich ſeh' ſchon, was dazu gehört!
Mit Büchern, Tafeln, Schieferſtein
Will ich Student wie andre ſein.“
So ſpricht der Affe, und im Moment
Steht er gerüſtet als Student,
Bepackt mit Büchern allerhand,
Sein Schreibgerät in jeder Hand —
Die Mütze keck aufs Ohr gedrückt,
Recht wie ſich's für Studenten ſchickt,
Geht er zur Schule ohne Scheu.

Ihn ſieht des Nachbars Papagei,
Der ſchreit: „Herr Aff', wohin? woher?
Was muß ich ſehn! O Eitelkeit!
Du als Student? Biſt du geſcheit!
Glaubſt wohl, du wärſt kein Affe mehr?
Wie biſt du auf dem Holzweg! Nein!
Du willſt den Menſchen ähnlich ſein?
Das können einzig und allein
Nur wir gelehrte Papagein!"
Nun ſagt, ob Aff', ob Papagei
Der dümmſte von den Dummen ſei?

Die Hirſche im Wildgarten.

Wie ſchön iſt hier das Waldgehege,
Die hohen Tannen, der grüne Plan!
Das kann euch Hirſchen wohl behagen,
Und doch ſieht man es euch nicht an.
Man gibt euch Heu dort in die Krippe,
Im Winter ſelbſt ein warmes Haus;
Bequem könnt ihr ſpazieren gehen,
Und doch ſeht ihr ſo traurig aus!
„Was ſoll uns das Haus und die Krippe voll Heu!
Wir ſind ja gefangen, die Luſt iſt vorbei.
Wie ſetzten wir ſonſt durch Feld und Geſtrüpp!
Durch den brauſenden Strom, über Stein und Geklipp!
Oft warfen dem Tod wir entgegen die Bruſt.
Jetzt gehn wir ſpazieren. — Vorbei iſt die Luſt!" —

Der Hund und die Sau.

„Hör' einmal, liebwertſte Sau!
Wenn ich's mir ſo recht beſchau',
Muß ich geſtehn, daß mich's verdrießt,
Wie du deine Kinder erziehſt.

Mitten im Schmutz, tagaus, tagein,
Liegen sie da, als müßt' es sein,
Schrein und quieken und grunzen und schmatzen,
Daß einem fast die Ohren platzen,
Lernen nicht jagen, nicht hüten, nicht wachen,
Fressen die unappetitlichsten Sachen;
Wär's nicht traurig, man könnt' drüber lachen.
Hör', Frau Sau, nimm dich in acht!
Deine Kinder, eh' du's gedacht,
Werden — ich sprech', wie ich es meine —
Wenn's so fortgeht, rechte Schweine!"

Kaum hat so der Hund gesprochen,
Fährt die Sau ihn wütend an.
Und was hat er denn getan?
Wahrheit hat der Hund gesprochen,
Ja, die hört nicht jeder an!

Nur nicht verzagt!

Da ist nun der Mai!
Da grünen die Felder,
Die Gärten, die Wälder,
Da rauschen die Quellen,
Da singen und springen
Die Vögel herbei,
Da laufen die Kinder,
Die Mädchen, die Buben,
Aus Kammern und Stuben
Hinaus, hinaus aus dem engen Haus! —

Ein einzig Tierlein dort,
Wie sehr es auch sich strecke,
Kann nicht vom Hause fort,
Es ist die arme Schnecke. —

Ob ſie deshalb ſich ſchämt?
Wohl gar darum ſich grämt?
O nein, ſie denkt mit Lachen:
Es wird ſich doch noch machen!
Sie denkt ſich's ſo und ſo
Und endlich ruft ſie froh:
„Ja ja, ſo wird ſich's ſchicken:
Ich nehm' mein Haus auf den Rücken!“ —
Und richtig, es geht,
Und die Schnecke, ſeht,
Kann nun mit allen andern
Vergnügt in den Frühling wandern!

Kämmerchen zu vermieten.

1.

Wer ſchleppt ſich da ſo ſchwer heran?
Sieh da, Herr Schneck! Nu ſchau' mal an,
Dein ganzes Haus mit Küch' und Keller,
Mit Speiſekammer, Stub' und Söller,
Das trägſt du huckepack umher,
Als ob es in der Ordnung wär'.

2.

Haſt Kämmerchen wohl zu vermieten,
Die willſt den Leuten feil du bieten?
Laß ſehn! — Dein Haus das iſt nicht ſchlecht,
Iſt auch bemalt ganz regelrecht,
Auch ſcheint ein Wendeltreppchen drin,
Das führt wohl auf den Boden hin?

3.

Doch eins iſt mir bedenklich nur:
Ich ſeh' von Fenſtern keine Spur,
Da muß es doch recht dunkel ſein
So ohne allen Sonnenſchein.

Und Mond und Stern' und Himmelslicht,
Die ſieht man drin gewißlich nicht.

4.

Auch ſcheint dein Haus mir doch zu klein,
Ich könnte kaum zur Tür hinein.
Nu laß mal ſehn! Du närr'ſcher Schneck,
So geh' doch von der Türe weg!
Wer mietet eine Kammer wohl,
Wenn er ſie nicht beſehen ſoll?

5.

Ei, ſchaut einmal, das putz'ge Ding!
Kriecht ſelber in ſein Häuschen flink,
Stellt in die Tür ſich breit hinein,
Wie ſoll da noch ein Menſch hinein?
Ich merk', du biſt ein großer Wicht,
Nein, guter Schneck, ſo geht das nicht!

6.

Nimm wieder huckepack dein Haus
Und biet' es nur wo anders aus.
Du meinſt, ich wär' ein dummes Kind
Und würde mieten ganz geſchwind,
Ohn' mich erſt drinnen umzuſehn?
Nein, guter Schneck, ich danke ſchön!

Der Schmetterling.

„Schmetterling, was biſt du ſchön! —
Dieſer Flügel reiche Pracht,
Dieſer Farben bunte Zier!
Laß dich in der Nähe ſehn."

Und der Knabe hat das Tier
Bei den Flügeln leicht erwiſcht;
Ach, die Farben und die Pracht
Sind wie Staub davon verwiſcht. —

Hätt' er jemals wohl gedacht,
Daß die Schönheit und die Pracht
Wie ein Hauch ſo ſchnell verliſcht?

Die freche Geſellſchaft.

Wir Kinder hatten im Garten geſeſſen,
Hatten getrunken dort und gegeſſen,
Gingen ſpazieren darauf durch die Büſche,
Kamen zurück und — ei der Tauſend!
Eine Geſellſchaft fanden wir ſchmauſend,
Trinkend und jubelnd an unſerm Tiſche. —
's waren Leut' ganz anders als wir,
Hatten ſo ihre eigne Manier:
Schön in Kleidern mit Federn geziert,
Taten ſie doch ſehr ungeniert.
Standen frech auf Tiſch und Bank,
Schrien gewaltig mit lautem Zank,
Konnten das Kratzen und Beißen nicht laſſen,
Stiegen zuletzt gar in Teller und Taſſen. —
Ja, ihr meint, 's wär' nicht zu glauben?
Gut, ſo hört die Namen an:
Jungfer Ent' und Fräulein Tauben,
Madam Huhn, Herr Spatz, Herr Hahn
Nebſt Familie waren da;
Aber kaum, daß man uns ſah,
Flogen ſie alle mit Saus und Braus
Wie der Wind zum Garten hinaus,
Und aus war es mit dem Schmaus.

Ringelreihen.

1.

Ringel-Ringel-Reihen!
Die Vögel ſingen im Maien,
Sie fliegen früh am Morgen fort;
Viel iſt zu tun im Walde dort.
Sie kehren heim beim Abendrot,
Dann knappern ſie ihr Veſperbrot
Und ducken ſich ins Neſt zur Ruh'
Und rufen noch einander zu:
„Duck' mit dem Kopf!
Daß uns der Marder nicht kriegt beim Schopf!"

2.

Ringel-Ringel-Reihchen!
Die Fiſche in den Teichen,
Die Fiſche in dem Erlenbach,
Sie ſchwimmen eins dem andern nach;
Und ſcheint die Sonne droben,
So kommen alle nach oben;
Doch wenn den Klapperſtorch ſie ſehn
Mit ſeinem roten Schnabel ſtehn:
„Duck' mit dem Kopf!
Daß uns der Storch nicht kriegt beim Schopf!"

3.

Ringel-Ringel-Reihe!
Der Haſe läuft ins Freie,
Der Haſe läuft durchs Stoppelfeld,
Am beſten ihm der Kohl gefällt;
Da ſetzt er auf zwei Beinchen ſich
Und frißt ſich ſatt ganz ordentlich.
Doch kommt von fern ein Jägersmann,
Wie ſpitzt der Haſ' die Ohren dann:
„Duck' mit dem Kopf!
Daß uns der Jäger nicht kriegt beim Schopf!"

Reime für kleine Kinder.

1.

„Bach-Bachſtelzchen,
Wie nett drehſt du dein Hälschen,
Wippſt mit dem Schwanz und läufſt ſo flink,
Ich fang' dich doch, du kleines Ding!“ —
Da fliegt Bachſtelzchen übern Bach
Und ruft mir zu: „Komm nach! Komm nach!“

2.

Grau-Grau-Mäuschen,
Bleib' in deinem Häuschen!
Frißt du mir mein Butterbrot,
Kommt die Katz' und beißt dich tot.
Grau-Grau-Mäuschen,
Bleib' in deinem Häuschen!

3.

Miſe-Miſe-Kätzchen,
Wie weich ſind deine Tätzchen,
Wie zierlich iſt dein Näschen!
Wie luſtig deine Späßchen!
Doch was iſt das, du falſches Tier,
Du kratzeſt mich? Was tat ich dir?

4.

Putt-Putt-Hühnchen!
Im Garten ſummt ein Bienchen,
Das Hühnchen, das läuft hinterdrein,
Das Bienchen ſoll ſein Frühſtück ſein.
Da kommt die Köchin aus dem Haus
Und jagt mein Hühnchen zum Garten hinaus.

5.

Im Felde liegt ein Schäfchen,
Das Schäfchen macht ein Schläfchen;
Da kommt der Wolf in ſchnellem Lauf
Und will mein Schäfchen freſſen auf;

Doch treulich hat der Hund gewacht
Und hat den Wolf davon gejagt.

6.

Schnatter-Schnatter-Entchen!
Du haſt ja keine Händchen,
Das Meſſer und die Gabel,
Die haſt du auch vergeſſen,
Womit wirſt du denn eſſen? —
„Womit? — Mit meinem Schnabel!“

Der Schmeichler.

„O ihr lieben, ſchmucken Tauben,
Wie ihr zierlich oben ſitzet!
Dieſes Spiel von bunten Farben,
Das an eurem Halſe blitzet,
In der Nähe möcht' ich's ſehen;
Laßt euch doch herab zu mir,
Eure Pfötchen möcht' ich küſſen,
Täubchen! o erlaubt es mir!“
Girrend hörten es die Tauben,
Fingen an, dem Fuchs zu glauben.

„Zarte Tauben! ſüße Tauben!
O wie girret ihr ſo ſchön.
Leider iſt mein Ohr erkältet,
Und ich kann's nicht gut verſtehn.
Süße, allerliebſte Tauben!
Flieget doch zu mir hernieder,
Daß kein Hauch verloren gehe
Von dem Klange eurer Lieder!“ —
Flatternd hörten es die Tauben,
's war ſo ſchön, dem Fuchs zu glauben.

„Welch ein Anblick! O wie zierlich
Dieſes Flattern eurer Schwingen,
Keinem Schwane, keinem Adler
Kann ſolch Flügelſchlag gelingen!
Kommt! O kommt!“ —
Die Tauben kamen,
Und bald hätt' er ſie gefaßt,
Hätte nicht zum Glück der Hofhund
Schnell verjagt den ſchlimmen Gaſt. —
Merkt ihr nun, ihr eitlen Tauben,
Wie dem Schmeichler iſt zu glauben?

Neugier.

Nehm' ein Buch ich in die Hände,
Nehm' die Feder, nehm' den Stift:
Kommt Eichlätzchen wie der Blitz,
Guckt und guckt von ſeinem Sitz
In das Buch mir, in die Schrift.

Mätzchen! ſprich, du willſt wohl lernen?
„Lernen? ich Eichlätzchen? Was?
Nein! Nur ſehen will ich, ſehen!
Neues, Neues will ich ſehen!
Nur was Neues macht mir Spaß.“

Was gehn den Spitz die Gänſe an?

Es war einmal ein kleiner Spitz,
Der glaubt', er wär' zu allem nütz,
Und kam ihm etwas in die Quer,
Da knurrt' und brummt' und bellt' er ſehr. —

Nun wackelt einſt von ungefähr
Frau Gans mit ihrem Mann daher,

Und vor den lieben Eltern wandern
Die Kinderchen, eins nach dem andern;
Und wie ſie um die Ecke biegen,
Da ſchreien alle vor Vergnügen:
„Seht doch die Pfütze da! — Kommt hin!
Wie herrlich muß ſich's ſchwimmen drin!“

Das ſieht Herr Spitz und bellt ſie an:
„Weg da! Weg da! Nu ſeht doch an!
Wie könnt ihr euch nur unterſtehn,
Ins Waſſer ſo hinein zu gehn?
Wenn ich nicht wär' dazu gelaufen,
Ihr müßtet jämmerlich erſaufen!“

Das macht der alten Gans nicht bange!
Sie ziſcht ihn an wie eine Schlange.
Da zieht mein Spitz ſein Schwänzchen ein
Und läßt die Gänſe Gänſe ſein,
Doch knurrt er noch im vollen Lauf:
„Nu, wer verſaufen will, verſauf'!“ — —

Die Gänschen aber, trotz dem Spitze,
Sie ſchwelgen recht in ihrer Pfütze;
Und immer noch aus weiter Fern'
Hört bellen man den weiſen Herrn. —
Bell' er, ſoviel er bellen kann!
Was gehn den Spitz die Gänſe an?

Der Hahn.

In der Sonne ſteht der Hahn,
Redet ſeine Hennen an:
„Seht mich an! Wo iſt der Mann,
Der mit mir ſich meſſen kann?
Seht dies Auge groß und mächtig,
Meine Federn golden, prächtig,

Meines Kammes Majeſtät,
Dieſe rote Krone, ſeht! —
Meine Haltung ſtolz und ſchlank,
Meines Rufs Trompetenklang
Und mein königlicher Gang,
An den Füßen dieſe Sporen,
Alles zeigt euch einen Mann,
Der wahrhaftig ſagen kann,
Daß zum Helden er geboren!“
Alſo ſpricht der ſtolze Hahn,
Kräht ſo laut er krähen kann! — —
Plötzlich kommt ein kleiner Mops,
Springt und bellt mit luſt'gem Hops
Nur zum Spaß den Helden an,
Und — — o ſeht, der kühne Mann
Läuft, was er nur laufen kann. — —
Ach, du jämmerlicher Hahn!

Vogelſchießen.

Jetzt ſind wir alle Schützen,
Und darauf ſind wir ſtolz.
Wir ſchießen große Vögel,
Doch ſind ſie nur von Holz.
Ihr Vögel in den Lüften,
Ihr habet vor uns Ruh',
Kommt nur, ihr luſt'gen Pfeifer,
Und macht Muſik dazu!

Das Bienenhaus.

Im Garten iſt es ſchwül und ſtill
Die Sonne brennt, 's iſt Mittagszeit;
Kein Blättchen da ſich regen will,
Kein Menſch zu ſehen weit und breit.

Wo ſind ſie denn nur alle hin?
I nu, da hat es keine Not,
Die Leute in den Häuſern drin
Sie ruhen aus beim Mittagsbrot.

Und auch die Schwalbe unterm Dach,
Im Stall die Kuh, im Feld das Schaf,
Die Tauben auf dem Taubenſchlag,
Hält alles ſeinen Mittagsſchlaf.

Wie ſtill ringsum! — Nein! Horch doch hin!
Dort um den Gartenzaun herum
Beim Hopfen, wo die Malven blühn,
Was iſt das für ein leiſ' Geſumm?

Ja ſo! da ſteht ein Bienenhaus,
Ei freilich, da geht's fleißig her! —
Ihr Bienlein, ruht ihr denn nicht aus?
Die Sonne ſticht doch gar zu ſehr!

Nu! nehmt mir's nur nicht gleich ſo krumm,
Ich fragte nur gelegentlich.
Macht doch nicht gleich ein ſolch Gebrumm!
Ich ſeh', ihr habt nicht Zeit für mich. — —

Und immerfort hinein, hinaus!
Die ſammeln Blumenſtaub ſich ein,
Die andern machen Honig draus,
Die richten ſich ihr Zellchen ein.

So geht es bis zum Abendbrot,
Sie wiſſen nichts von Mittagsruh'.
Ihr fleiß'gen Tierchen, grüß euch Gott,
Wie ſeh' ich euch ſo gerne zu!

Ja, tät' ein jeder, wie ihr tut,
Was wär' das eine Freude doch!
Nu, macht nur euren Honig gut,
Es gibt auch fleiß'ge Kinder noch!

Der muſikaliſche Eſel.

Ein Knabe ſaß auf grünem Raſen,
Schnitzt' eine Flöte ſich von Rohr,
Die hielt er einem Eſel vor
Und ſprach: „Herr Eſel, willſt du blaſen?" —
Der Eſel ſchien dazu nicht faul,
Er nahm die Flöte gleich ins Maul;
Doch ſtatt zu blaſen ſchöne Weiſen,
Trieb er damit ein ander Spiel. —
Und was denn? — Nun, mit Stumpf und Stiel
Tat er das Inſtrument verſpeiſen.

Der größte Haſe.

Es wollt' ein Haſ' auf die Wanderſchaft gehn,
Um in der Welt ſich umzuſehn. —
Nun wißt ihr doch: das höchſte Gut
Iſt für den Wandrer Herz und Mut.
Doch wißt ihr auch: ein Haſenherz
Schlägt etwas mehr nach unterwärts.
Als drum das Häslein Abſchied nahm,
Vor Angſt es faſt in Tränen ſchwamm.

Jedoch er ging. — Kaum aus dem Wald
Getreten, macht er etwas Halt,
Wiſcht ſich den Schweiß, der arme Mann!
Und blickt voll Sorgen himmelan. —
Was ſieht er dort? welch Schreckensbild!
Ein Adler ſchwingt ſich, grimmig wild,
Auf einen Geier. Welch ein Kampf,
Nichts fehlt dazu als Pulverdampf!

Bald war es mit dem Geier aus;
Der Adler frißt ihn auf, o Graus!
Nur Klaun und Schnabel wirft er fort
Und fliegt geſättigt auf und fort. —

Dem Haſen aber wächſt der Sinn,
Er ſchleicht ſich leiſ' zur Stelle hin,
Des Geiers Klaun und Schnabel, ſchau,
Steckt er in ſeine Taſche ſchlau.

„Wer weiß, wozu man's brauchen kann,"
Denkt er und wandert fürder dann;
Und iſt kaum hundert Schritt davon,
Packt ihn ein neuer Schrecken ſchon.
Ein Fuchsfell lag in einem Loch,
Friſch abgezogen, blutig noch,
Dabei der tote Körper dort,
Sonſt war kein Menſch zu ſchaun am Ort.

Der Haſe ſieht's, erſt zittert er,
Dann ſchleicht er ganz behutſam her
Und nimmt das Fell, der ſchlaue Mann!
Wer weiß, wozu er's brauchen kann.
Drauf ſetzt er ſich ins Kohlfeld hin
Und denkt: „Hier iſt es gut darin!
Zwei Heldentaten tat ich ſchon,
Dafür gebührt mir nun der Lohn." — —

Acht Tage gingen drüber her,
Ans Reiſen denkt er gar nicht mehr;
Er frißt ſich voll und fett und dick
Und alles das zu ſeinem Glück. —
's iſt wunderbar, wie's ihm ergeht!
An einem ſchönen Abend ſpät
Hüpft er ſo recht gemütlich fort,
Macht Männchen hier und Männchen dort.

Auf einmal: Paff! Dicht unterm Fuß!
Ein Ruck, ein Knall, ein Dampf, ein Schuß;
Vor Schrecken fliegt er in die Luft
Und wieder nieder, daß es pufft.

Sieh da, ein Jäger tot im Gras,
Und der ihn ſchoß, o Wunder das!
Er ſelbſt. — Er glaubt es ſelber ſchwer,
Und doch ging's ganz natürlich her.

Der Jäger ſchlief zuvor im Gras,
Ohn' ihn zu ſehen, kam der Haſ',
Berührt im Gras der Flinte Hahn,
So fand den Tod der Jägersmann.
Das bringt mein Häschen obenauf,
Schnell packt das Jagdgewehr er auf,
Im Fuchspelz dann, wie Herkules,
Kehrt raſch er heim und freut ſich des.

Da lügt er Lüg' auf Lügen vor,
Zeigt jedem ſeine Beute vor,
Und jeder glaubt's und jeder ſpricht:
„Einen größern Haſen gibt es nicht!
Ein Haſ', der einen Geier ſchlägt,
Vor dem der Fuchs die Haut ablegt,
Ein Haſ', der einen Jäger fällt,
Der größte Haſ' iſt's in der Welt!"

Der Faule.

„Heute nach der Schule gehen,
Da ſo ſchönes Wetter iſt?
Nein! Wozu denn immer lernen,
Was man ſpäter doch vergißt!

Doch die Zeit wird lang mir werden,
Und wie bring' ich ſie herum?
Spitz! komm her! Dich will ich lehren.
Hund, du biſt mir viel zu dumm!

Andre Hund' in deinem Alter
Können dienen, Schildwach' stehn,
Können tanzen, apportieren,
Auf Befehl ins Wasser gehn.

Ja, du denkst, es geht so weiter,
Wie du's sonst getrieben hast?
Nein, mein Spitz, jetzt heißt es lernen.
Hier! Komm her! Und aufgepaßt!

So — nun stell' dich in die Ecke —
Horch! den Kopf zu mir gericht't —
Pfötchen geben! — So! — Noch einmal!
Sonst gibt's Schläge! — Willst du nicht?

Was? du knurrst? Du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nichts lernt, verdienet Strafe,
Kennst du diese Regel nicht?"

Horch! — Wer kommt? — — Es ist der Vater,
Streng ruft er dem Knaben zu:
„Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich! und was verdienest du?"

Versuchung.

1.

Gar emsig bei den Büchern
Ein Knabe sitzt im Kämmerlein,
Da lacht herein durchs Fenster
Der lust'ge blanke Sonnenschein
Und spricht: „Lieb Kind! du sitzest hier?
Komm doch heraus und spiel' bei mir!" —
Den Knaben stört es nicht,
Zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

2.

Der Knabe ſchreibet weiter,
Da kommt ein luſtig Vögelein,
Das picket an die Scheiben
Und ſchaut ſo ſchlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit! der Wald iſt grün,
Der Himmel iſt blau, die Blumen blühn!“ —
Den Knaben ſtört es nicht,
Zum Vogel kurz er ſpricht:
„Erſt laß mich fertig ſein!“

3.

Der Knabe ſchreibt und ſchreibet,
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauſcht mit ſeinen Blättern
Und ſpricht: „Wer wird ſo fleißig ſein?
Schau' meine Äpfel! Dieſe Nacht
Hab' ich für dich ſie reif gemacht!“ — —
Den Knaben ſtört es nicht,
Zum Apfelbaum er ſpricht:
„Erſt laß mich fertig ſein!“

4.

Da endlich iſt er fertig;
Schnell packt er ſeine Bücher ein
Und läuft hinaus zum Garten:
Juchhe! Wie lacht der Sonnenſchein!
Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu,
Der Vogel ſingt und nickt ihm zu,
Der Knabe ſpringt vor Luſt
Und jauchzt aus voller Bruſt,
Jetzt kann er luſtig ſein!

Kindergeſpräch.

Grete.

Ich möchte ſchon meine Mutter ſein!
Nur müßten meine Kinder hübſch artig ſein:
Müßten nur lachen,
Nichts Dummes machen,
Des Nachts in der Wiegen
Hübſch ſtille liegen,
Mich niemals plagen,
Sich gut vertragen.
Wären meine Kinder ſo artig und fein,
Dann möcht' ich ſchon meine Mutter ſein.

Hans.

Wären nun aber deine Kinder wie du,
Grete, was meinſt du dann dazu?
Denk' mal nach:
So den ganzen Tag
Die vielen Sorgen
Vom Abend zum Morgen!
Iſt eines ſtill,
Das andre was will.
Das bettelt und ſchmeichelt,
Das weint und das ſtreichelt.
Das eine iſt grillig,
Das andre nicht willig,
Laſſen der Mutter doch wenig Ruh' —
Grete, was meinſt du wohl dazu?

Grete.

Wären meine Kinder wie ich und du? —
Nein!
Da möcht' ich nicht meine Mutter ſein!

Hans.

Aber Grete, ich denk', übers Jahr
Sind wir vernünft'ger geworden, nicht wahr?

Der Mutter vorzuſingen.

Ach wär' ich ein Vöglein,
Ich wüßt', was ich tät':
Ich lernte mir Lieder
Von morgens bis ſpät.
Dann ſetzt' ich mich dort,
Wo lieb Mütterlein wär',
Und ſäng' ihr die Lieder
Der Reihe nach her.

Und wär' ich ein Schuſter,
Ich hätt' keine Ruh',
Ich machte für mich
Und fürs Mütterlein Schuh';
Die wären zum Tanz
Nicht zu kurz, nicht zu lang,
Dann tanzten wir beid'
Nach der Vöglein Geſang.

Und wär' ich ein Fiſchlein,
Ich wüßt', was da wär':
Ich tauchte zum Grunde
Tief unten ins Meer,
Holt' Bernſtein und Muſcheln —
Ihr glaubt, nur für mich?
Der Mutter den Bernſtein,
Die Muſcheln für mich.

Und wär' ich ein Schäflein,
Da hab' ich im Sinn:
Ich gäb' alle Wolle
Dem Mütterlein hin,

Die ſpinnt dann die Wolle
Und ſtrickt ſicherlich
Zwei Dutzend Paar Strümpfe
Für ſich und für mich.

Und wär' ich ein Schneider,
Ich wüßt', was ich ſollt',
Ich macht' ein paar Kleider
Von Seiden und Gold,
Das eine wär' groß
Und das andre wär' klein,
Der Mutter das große,
Das kleine wär' mein!

Und wär' ich der Winter,
Es ſollt' dich nicht reun,
Das Eis und der Schnee
Müßten Zucker dann ſein,
Und die Erde der Kuchen,
Den brockten wir ſein,
Meine Mutter und ich,
In den Kaffee hinein.

Doch mancherlei möcht' ich
Denn doch wohl nicht ſein:
Nicht Äpfel noch Kirſchen,
Nicht Waſſer noch Wein;
Denn äßeſt du mich,
Oder tränkſt du mich aus,
Dann hätt' meine Mutter
Kein Kind mehr im Haus.

Wacht auf!

Es ruft der Hahn: „Wacht auf, wacht auf!
Bald geht die liebe Sonne auf;
Und trifft ein Kind ſie ſchlafend an,

Da hat ſie keine Freude dran.
Doch ſprang ein Kind ſchon aus dem Bett,
Hat ſich gewaſchen flink und nett,
Das liebt ſie recht aus Herzensgrund
Und macht es kräftig und geſund
Und gibt ihm vieles, was ihm frommt. —
Wacht auf, wacht auf! Die Sonne kommt!"

Wunderliches Spiel.

1.

Lauf' ich Sonntags in den Garten,
Treib' ich, um mir Spaß zu machen,
Allerlei kurioſe Sachen. —
Heute konnt' ich's kaum erwarten,
Dachte mir: „Das Blumenleben
Muß doch rechte Freude geben!
Heute will ich Blume ſein
In dem ſchönen Sonnenſchein!"

2.

Und bald lag ich auf dem Rücken,
Alle Glieder weit gerecket,
Gleich den Blättern ausgeſtrecket,
Wie's für Blumen ſich will ſchicken.
War mir's ſelber auch poſſierlich,
Macht' ich es doch ſehr natürlich;
Alles glaubte ringsumher,
Daß ich eine Blume wär'.

3.

Sonne tat ſo recht mir gütlich,
Vögel flogen um mich nieder,
Sangen wunderhübſche Lieder
Dicht am Ohr mir, ganz gemütlich.

Kamen Wolken angeflogen,
Kam ein Regen angezogen.
Und nicht rührt' ich Hand und Bein,
Wollte gänzlich Blume sein.

4.

Endlich kamen Spinnen, Mücken,
Und nun ging es an ein Summen,
Bis zuletzt mit gier'gem Brummen
Eine Biene, voller Tücken,
Plötzlich stach in meine Nase! —
Ei! wie flog ich aus dem Grase!
Lief und hielt nicht eher stand,
Bis ich meine Schwester fand.

5.

Fast gebraten im Gesichte,
Von den Mücken fast gefressen,
Meine Kleider voller Nässen,
Klagt' ich ihr nun die Geschichte. —
Und — wie hielt ich's nur für möglich! —
Spottend rief sie: „Ach, wie kläglich! —
Du? solch großer Junge? — Nein!
Du kannst keine Blume sein!"

Großes Geheimnis.

Es sitzt ein Knab' am Bach
Und sieht den Wellen nach.
Sie sprudeln und sie rauschen,
Er denkt: „Ich muß doch lauschen,
Was all die Wellen plaudern."
Und 's Knäblein ohne Zaudern,
Es bückt sich zu dem Quellchen;
Da kommt ganz flink ein Wellchen

Geſprudelt und gerauſcht —
Was hat es da gelauſcht!
Doch kann es nichts verſtehen,
Und eh' es ſich's verſehen,
Bückt es ſich tiefer hin —
Und liegt im Waſſer drin!
Zum Glücke war der Bach
Ganz hell und klar und flach;
Schnell ſprang der Knab' heraus
Und ſah ganz luſtig aus.
Und als ich ihn gefragt,
Was ihm der Bach geſagt,
Sprach er nach kurzem Zaudern:
„Ihr dürft es keinem plaudern.
Ein groß Geheimnis iſt,
Was er mir ſagte, wißt!
Er ſagte: — Wißt ihr was? —
‚Das Waſſer, das macht naß!'"

Der tapfere Reiter.

1.

Hänschen will reiten,
Setzt ſich zu Roſſe hin.
Rößlein das ſtehet noch;
Hänschen ruft: „Sehet doch,
Was ich ein Reiter bin!"

2.

Jetzt fängt das Rößlein
Ruhig zu gehen an.
Hänschen, du tapfrer Mann,
Hältſt dich am Sattel dran!
Schäm' dich, Herr Reitersmann!

3.

Jetzt fängt das Rößlein
Luſtig zu traben an.
Hänschen, was wankſt du doch?
Hänschen, was ſchwankſt du doch?
Fängſt ja zu ſchreien an!

4.

Drauf im Galopp gar!
Was fängt mein Hänschen an?
Hopp, fliegt die Mütz' ihm fort,
Hopp, liegt mein Hänschen dort —
Das iſt ein Reitersmann!

Steckenreiter-Lehren.

1.

Herr Reiter, mein Reiter, nun reit' Er mal aus,
Und bring' Er mir recht etwas Schönes nach Haus;
Aus Nürnberg Spielzeug und Putz aus Berlin
Und Bücher aus Leipzig und Backwerk aus Wien.

2.

Und kommt mal ein Wetter, und regnet's einmal,
Da führ' Er ſein Pferd nur nicht gleich in den Stall.
Ein Reiter wie Er muß kein Neſtküken ſein!
Durch Sturmwind und Regen! geritten muß ſein!

3.

Herr Reiter, mein Reiter, und trinkt Er mal gern:
Am Weg ſteht ein Wirtshaus, am Tor hängt ein Stern.
Und ißt Er dort Braten, und trinkt Er dort Wein —
Auf meine Geſundheit! Sonſt darf es nicht ſein!

4.

Herr Reiter, und kommen Ihm Räuber entgegen,
Da greif' Er nur gleich nach Piſtolen und Degen.

Ein Reiter wie Er darf kein Haſenfuß ſein,
Da mach' Er nicht Flauſen und ſchlag' Er darein!

5.

Nun vorwärts; zum Kuckuck, Er trödelt mir ſchön!
Sein Rößlein, das ſtampfet und will nimmer ſtehn.
Alde nun! und geb' Er die Sporen dem Pferd,
Sonſt iſt ja der Reiter kein'n Heller nicht wert!

Der römiſche Fuhrmann.

Im Süden, da möcht' ich als Fuhrmann ſchon leben,
Wo über die Straßen ſich ſchlingen die Reben,
Wo Roſen im Winter die Mauern umkränzen,
Das Meer und die Felſen im Sonnenſchein glänzen.
So unter dem Himmel, jahrein und jahraus,
Der Wagen mein Thron und mein Bett und mein Haus,
Zum Mahl Makkaroni, Orangen und Wein,
Da kann's mir gefallen, ein Fuhrmann zu ſein!

Der Jahreslauf im Kinderleben.

Winterluſt.

Januar.

Wohin man ſchaut, nur Schnee und Eis,
Der Himmel grau, die Erde weiß;
Hei, wie der Wind ſo luſtig pfeift,
Hei, wie er in die Backen kneift!
Doch meint er's mit den Leuten gut,
Erfriſcht und ſtärkt, macht frohen Mut.
Ihr Stubenhocker, ſchämet euch,
Kommt nur heraus, tut es uns gleich.
Bei Wind und Schnee auf glatter Bahn
Da hebt erſt recht der Jubel an!

Februar.

Brenne, brenne, Feuer!
Dem Winter wird nicht geheuer.
Süppchen, du mußt ſieden,
So läßt er uns in Frieden.
Und iſt die Mahlzeit angericht't,
Wir lachen ihm ins Angeſicht.
Hört er vor Luſt uns ſchmatzen,
Er möcht' vor Ärger platzen.

*

März. — Oſtereier.

Oſtern iſt morgen; nun Grete, mach' ſchnell!
Bring' uns die Eier nur hurtig zur Stell',
Daß wir bemalt ſie im Garten verſtecken,
Farbige Früchte in Büſchen und Hecken! —
Will uns der Frühling zum Schmaus nichts beſorgen,
Müſſen wir ſelber ihm Früchte ſchon borgen.

*

April.

Vor kurzem, da war die Erde noch weiß,
Und nun wird's überall grün.
Vor kurzem, da ſtand der Bach noch voll Eis,
Wo luſtig die Wellen nun ziehn.
Und ſieh! o ſieh! — Hab' ich recht geſchaut?
Ein Veilchen! Wie das mich freut!
Und der Vogel im Fliederbuſch ſingt ſo laut;
O du prächtige Frühlingszeit!

*

Frühlingsluſt.

Mai.

Frühling, Frühling überall,
Blüten allenthalben;
Horch, wie rauſcht der Bach im Tal,
Sieh, ſchon Störch' und Schwalben!

Lämmer ſpringen auf den Weiden,
Kinder ſingen voller Freuden,
Kuckuck ruft und Nachtigall:
„Frühling, Frühling überall!“

*

Juni. — In den Kirſchen.

Schwellende Kirſchen
Strotzend vor Saft,
Fröhliche Wangen
Blühend in Kraft!
Rötet die Kirſche ſich,
Bald iſt's getan;
Bräunt ſich die Wange,
Fängt's Leben erſt an!

*

Juli. — Badelied.

In den Lüften ſo ſchwül,
In dem Waſſer ſo kühl;
Wie die Wellen mich laden
Drin zu ſchwimmen, zu baden!

Immer friſch, nicht gezaudert,
Wer doch wird ſo viel fragen!
Wenn die Haut dir auch ſchaudert,
Bald doch wird dir's behagen.

Friſch hinein in die Flut!
Nur die Feigen erbeben,
Und mit Luſt und mit Mut
Wird die Flut dich beleben.

*

Erntelied.

August.

Nun iſt es reif, das Ährenfeld,
Das ich ſo oft mit Freuden ſah.
Der Schnitter mäht, die Ähre fällt.
Bald ſteht die dürre Stoppel da.

Doch wird das Ährenfeld auch leer,
Die Scheuer füllt ſich ja mit Garben,
Und Korn und Brot gibt's um ſo mehr;
Nun darf der Hungrige nicht darben!

*

September. — Der Apfelbaum.

Der Apfelbaum, das iſt ein Mann!
Kein andrer gibt ſo gern wie der.
Im Winter, wenn man ſchüttelt dran,
Da gibt er Schnee die Fülle her.
Im Frühling wirft er Blüten nieder,
Im Sommer herbergt er die Finken;
Jetzt ſtreckt er ſeine Zweige nieder,
Die voller Frucht zur Erde ſinken.
Drum kommt und ſchüttelt was ihr könnt,
Ich weiß gewiß, daß er's euch gönnt.

*

Oktober. — Weinleſe.

Seht, aus der Reben fröhlichem Laube
Wie ſie hervorquillt die ſaftige Traube!
Nun wird gepflückt und beim Keltern geſungen!
Moſt wird gezecht und beim Zechen geſprungen.
Was da nur Beine hat, tanzt auf der Wieſe,
Michel mit Grete und Hans mit der Lieſel

*

November. — Fiſcherlied.

Wo holt der Fiſcher die Nahrung ſich her?
Aus dem Meer, aus dem Meer, aus dem tiefen Meer. —
Wo holt ſich der Fiſcher die braune Bruſt?
An des Herbſtes Sonne, die iſt ſeine Luſt. —
Wo holt ſich der Fiſcher den friſchen Mut?
In dem Sturm, der ihn treibt durch die brauſende Flut. —
Was iſt ſein Lohn für die Müh' und die Laſt?
Wenn ſein Weib ihn begrüßt, wenn ſein Kind ihn umfaßt.

*

Der Weihnachtsbaum.

Dezember.

Juchheiſſaſſa, juchheiſſaſſa!
Wir bringen ihn gebracht,
Den Chriſtbaum, den Tannenbaum,
Der alles luſtig macht! —

Du armer, armer Tannenbaum,
Wie war dir draußen weh! —
Du ſtreckteſt deine Arme aus
Und trugſt doch nichts als Schnee! —

So ſag' uns doch, du ſchmucker Baum,
Was wirſt du morgen tragen?
Hoho! ſo darf man Narren wohl,
Doch keinen Chriſtbaum fragen.

Juchheiſſaſſa, juchheiſſaſſa!
Wie iſt der Schnee ſo weiß.
Wie grün iſt doch der Tannenbaum!
Der weiß ſchon, was er weiß! — —

Mailuft

Sonnenſchein und Blütenduft,
Das iſt ein Vergnügen!
Wann in blauer Maienluft
Hoch die Lerchen fliegen;
Wann des Baches Wellen ſich
Durch die Blumen ſchmiegen,
Und die Schmetterlinge ſich
Auf den Halmen wiegen.
Ach, wie iſt es da ſo ſchön,
Tief im Gras zu liegen
Und zum Himmel aufzuſehn! —
Das iſt ein Vergnügen!

Zwei Sommerlieder.

1.

Wenn der Frühling vorbei,
Kommt der Sommer heran. —
War der Frühling ein Kind,
Iſt der Sommer ein Mann.

War dem Frühling ſein Wämschen
Schon luſtig genug,
Iſt dem Sommer ſein Rock
Mehr von gelblichem Tuch.

Hat der Frühling ſich Blumen
Ums Hüttlein getan,
Steckt der Sommer ſich Kirſchen
Und Erdbeeren dran.

Und weinte der Frühling,
Da gab's einen Regen;
Und brummt der Herr Sommer,
Da gibt's einen Segen.

Der fährt gleich mit Donner
Und Wetter darein,
Und 's kann auch nicht alle Tag'
Sonnenſchein ſein.

Doch wenn er auch brummet,
Daß ringsum es kracht,
Nachher um ſo luſt'ger
Er ſchmunzelt und lacht.

2.

Dem Sommer, dem bin ich
Abſonderlich gut,
An alt und an jung
Soviel Gutes er tut.

Gibt Guten und Böſen
Ihr tägliches Brot,
Und trocknet viel Tränen
Und ſtillt manche Not

Und ſpricht zu den Kindern:
„Nun kommt mal und ſeht,
Was zwiſchen dem Korn ich
Für euch hingeſät!

Die Kornblum' ſo blau
Und den klatſchroten Mohn,
Die pflückt euch und macht euch
Ein Kränzel davon!

Und wünſcht ihr noch recht
Etwas Luſt'ges dazu,
Da ſchick' ich die Schmetterling'
Auch noch euch zu;

Und der Kuckuck ſoll rufen,
Die Fröſch' ſollen ſchrein. —
Nun kommet und ſpielet
Und vertraget euch fein!"

Der eine kommt, der andre geht.

Die Mutter ruft den Kindern zu:
„Kommt! Es iſt Zeit, zu Bett zu gehn!"
Der Mond, der ruft den Sternen zu:
„Kommt! Es iſt Zeit, nun aufzuſtehn!"

Der Herbſt, er ruft den Blumen zu:
„Schon gut! Nun hört mit Blühen auf!"
Der Winter ruft den Winden zu:
„Wacht auf! und jagt den Schnee herauf!"

Der eine kommt, der andre geht
Und ziehet ohne Murren fort.
Die Nacht verſinkt, der Tag erſteht,
So geht es fort und immer fort.

Drum, Kindlein, kommt die Nacht herauf,
So murre nicht und geh' zur Ruh'!
Dann wacht ſogleich dein Englein auf
Und deckt dich mit den Flügeln zu.

Kommt morgen dann der Tag heran,
Und reibſt du dir die Äuglein wach,
So rufet ſtatt des Engels dann
Dein Mütterlein dir guten Tag!

Apfelernte.

„Du, Bäumchen, Bäumchen, ſchüttle dich,
Wirf deine Äpfel über mich!“ —
Und als wir rüttelten den Baum,
Da fiel's herab, man glaubt es kaum,
In ſolcher Menge Frucht an Frucht,
Wie Hagel ſchlug es um uns her,
Doch keiner macht ſich auf die Flucht;
Wir jubelten nur um ſo mehr,
Und gab's auch manchen blauen Fleck,
Groß war der Spaß und klein der Schreck.

Vom ſchlafenden Äpfel.

1.

Im Baum, im grünen Bettchen,
Hoch oben ſich ein Äpfel wiegt,
Der hat ſo rote Bäckchen,
Man ſieht's, daß er im Schlafe liegt.

2.

Ein Kind ſteht unterm Baume,
Das ſchaut und ſchaut und ruft hinauf:
„Ach, Apfel, komm herunter!
Hör' endlich doch mit Schlafen auf.“

3.

Es hat ihn ſo gebeten,
Glaubt ihr, der wäre aufgewacht?
Er rührt ſich nicht im Bette,
Sieht aus, als ob im Schlaf er lacht.

4.

Da kommt die liebe Sonne
Am Himmel hoch daher ſpaziert. —
„Ach Sonne, liebe Sonne!
Mach' du, daß ſich der Apfel rührt!“

5.

Die Sonne ſpricht: „Warum nicht?“
Und wirft ihm Strahlen ins Geſicht.
Küßt ihn dazu ſo freundlich,
Der Apfel aber rührt ſich nicht.

6.

Nu ſchau'! da kommt ein Vogel
Und ſetzt ſich auf den Baum hinauf.
„Ei Vogel, du mußt ſingen,
Gewiß, gewiß, das weckt ihn auf!“

7.

Der Vogel wetzt den Schnabel
Und ſingt ein Lied ſo wundernett
Und ſingt aus voller Kehle —
Der Apfel rührt ſich nicht im Bett! — —

8.

Und wer kam nun gegangen?
Es war der Wind, den kenn' ich ſchon,
Der küßt nicht und der ſingt nicht,
Der pfeift aus einem andern Ton.

9.

Er ſtemmt in beide Seiten
Die Arme, bläſt die Backen auf
Und bläſt und bläſt, und richtig —
Der Apfel wacht erſchrocken auf.

10.

Und ſpringt vom Baum herunter
Grad' in die Schürze von dem Kind,
Das hebt ihn auf und freut ſich
Und ruft: „Ich danke ſchön, Herr Wind!"

Die Jahreszeiten.

Frühling.

Nun endlich wacht die Sonne droben auf
Und ruft dem Frühling zu: „Du! Schieb' einmal
Die grauen Wolken mir vom Himmel fort!"
Der Frühling tut's und ſieht, da lacht ſie wieder
Auf ihrem blauen Thron, die prächt'ge Sonne!
Und wie ihr Strahl ſo wunderwarm zur Erde
Herniederfällt, gleich ſchmelzen Schnee und Eis,
Und Keim auf Keimchen kriecht aus ſchwarzem Acker,
Und Knoſp' auf Knoſpe glänzt an jedem Zweig;
Die Erde fei'rt ihr Auferſtehungsfeſt. —
Doch noch ein ſchönres Auferſtehungsfeſt
Begeht der Menſch. Rings aus den Kirchen ſchallt
Der Feſtgeſang: „Der Heiland iſt erſtanden!"
Und alles feiert froh den Oſtertag.
Und ſelbſt den Kindern muß ihr Teilchen Freude

Beſcheret werden. Draußen in den Äſten
In Buſch und Dorn, in Hund- und Hühnerſtall
Was liegt denn da verſteckt; ſo rot und blau
Und gelb und violett und bunt gemaſert?
Die Oſtereier ſind's, und der ſie legte,
Das iſt der Oſterhaſ', und wer's nicht glaubt,
Der frag' ihn ſelber; ſagt er „ja" dazu,
So wird es wohl ſo ſein, doch ſagt er nichts,
So denket was ihr wollt und ſucht nur zu,
Solang' ihr findet! Wohl bekomm' es euch!

Sommer.

Das iſt ein Sommerabend! Rings der Himmel
So hell und rein, kein Wölkchen nah und fern!
Der Halbmond ſteigt herauf wie eine Sichel
Aus lichtem Silber. In den jungen Buchen
Regt ſich kein Lüftchen. Einzig nur die Vögel
Die flattern noch vor Schlafengehen auf
Und ſchmettern noch zu guter Letzt einmal
Ihr Lied zum Himmel. — Horch! das Abendläuten
Schallt, aus den Dörfern her, den See herüber
So hell und klar; das deutet gutes Wetter
Auf morgen! — — Nebel ſteigen aus dem See,
Jetzt ſchweigen auch die Vögel, nur ganz weit
Singt einer noch ſein leiſes Abendlied.
Das Läuten iſt verſtummt, der Abendglanz
Erblaßt, die Dämmrung ſteigt herauf.
Wie fährt ſich's da ſo ſchön im leichten Nachen
Auf glatten Wellen! Nur das Ruder plätſchert
In gleichem Takt; wie klingt der Kinder Lied
Weit übers Waſſer hin und ſchallt ſo rein,
Als ſtiegen all die Töne gradesweges
Zum Himmel auf! Das iſt ein Sommerabend!

Herbſt.

Da ſteigt der Herbſt friſch von den Bergen nieder!
Und wie er wandert durch den grünen Wald,
Gefällt's ihm nicht, daß überall das Laub
Dieſelbe Farbe hat; er ſagt: „Viel hübſcher
Iſt's rot und gelb, das ſieht ſich luſtig an!"
So ſpricht er, und gleich färbt der Wald ſich bunt; —
Und wie der Herbſt drauf durch den Garten geht
Und durch den Weinberg, ſpricht er: „Was iſt das?
Der Sommer tat ſo groß mit ſeiner Hitze,
Und Wein und Obſt hat er nicht reif gemacht?
Schon gut, ſo zeig' ich, daß ich's auch verſteh'!"
Und kaum geſagt, ſo haucht er Wein und Obſt
Mit ſeinem Atem an, und, ſiehe da!
Die Äpfel und die Pflaumen und die Trauben
Zuſehends reifen ſie voll Duft und Saft. —
Drauf kommt der Herbſt zur Stadt und ſieht die Knaben
In ihrer Schule ſitzen voller Fleiß.
Da ruft er ihnen zu: „Grüß Gott, ihr Buben!
Heut' iſt Sankt Michaelistag, da gibt
Es lange Ferien. Kommt zu mir aufs Land,
Ich hab' dem Wald ſein Laub ſchön bunt geblaſen,
Ich hab' dem Äpfel rot gefärbt die Backen,
Ich will euch klar und blank die Augen wehen,
Und eure Backen will ich tüchtig bräunen,
Wie ſich's für Jungen ſchickt. Verſteht ihr mich?" —
So ſpricht der Herbſt, und jubelnd ziehn die Knaben
Auf ſeinen Ruf durch Berg und Wald und Feld
Und kehren heim mit neuer Luſt zur Arbeit.

*

Winter.

Wie haben wir den Winter doch gefürchtet,
Als ob er ſelber ein Knecht Ruprecht wär'! —
's iſt wahr, mitunter zieht er auch Geſichter

Und brummt und macht Spektakel, heult ums Haus,
Verſchüttet Weg und Steg mit Schnee, daß man
Nicht weiß wohin und faſt im Wald verirrt;
Und was den Froſt betrifft, da iſt er Meiſter:
Wen er nicht leiden kann, dem macht aus Bosheit
Er rote Naſen und verfrorne Füße.
Es iſt ſchon arg, doch iſt es einmal ſo. —
Wie aber der Knecht Ruprecht braven Kindern,
Die ſich nicht fürchten und die Spaß verſtehn,
Auch Freude bringt, ſo tut's der Winter auch.
An klaren Tagen, wann der Teich von Eis
Und alle Felder weiß bedeckt von Schnee,
Was iſt das eine Luſt dann Schlittſchuhlaufen
Und Schlittenfahren und den Schneemann baun!
Und an den ſchönen langen Abenden
Wie lieſt man da ſo ſtill beim Lampenſchimmer
Und klebt in Pappe, ſchnitzt ſich allerlei!
Und kommt zuletzt der Weihnachtsabend her
Mit ſeinem Markt, mit Buden und Laternen,
Da möcht' man, daß es immer Winter bliebe.
Das iſt ein Feſt, wenn die Beſcherung fertig!
Der Vater klingelt, und wir Kinder alle
Eins nach dem andern treten in die Stube,
Und vor uns glänzt der Baum mit ſeinen Lichtern,
Das iſt ein Feſt! Ach, wär' es nur erſt da!

Der Schneemann.

Steh', Schneemann, ſteh'!
Und biſt du auch von Schnee,
So biſt du doch ein ganzer Mann,
Haſt Kopf und Leib und Arme dran
Und haſt ein Kleid, ſo weiß und rein,
Kein Seidenzeug kann weißer ſein:

Du ſtehſt ſo ſtolz und feſt und breit
Als wär' es für die Ewigkeit.

Steh', Schneemann, ſteh'! —
Wenn ich dich recht beſeh':
So fehlt dir nichts auf weiter Welt.
Du hungerſt nicht, ſorgſt nicht um Geld.
Ich glaub' auch, daß dich gar nichts rührt,
Und wenn es Stein und Beine friert;
Der Froſt, der andre klappern läßt,
Der macht dich erſt recht hart und feſt.

Steh', Schneemann, ſteh'!
Die Sonne kommt, Juchhe!
Jetzt wirſt du erſt recht luſtig ſein! — —
Was iſt denn das? Was fällt dir ein?
Du leckſt und triefſt ohn' Unterlaß,
O Schneemann, Schneemann, was iſt das?
Das ſchöne warme Sonnenlicht,
Der Menſchen Luſt, erträgſt du nicht?

Weh', Schneemann, weh'!
Du biſt doch nichts als Schnee!
Dein Kopf war dick, doch nichts darin,
Dein Leib war groß, kein Herz darin,
Und das, was andre fröhlich macht,
Hat dir, du Wicht, nur Leid gebracht.
Ich glaub', ich glaub', manch Menſchenkind
Iſt grade ſo wie du geſinnt!
Schnee, nichts als Schnee!

Der Weihnachtsaufzug.

Bald kommt die liebe Weihnachtszeit,
Worauf die ganze Welt ſich freut;
Das Land, ſoweit man ſehen kann,
Sein Winterkleid hat angetan.
Schlaf überall; es hat die Nacht
Die laute Welt zur Ruh' gebracht —
Kein Sternenlicht, kein grünes Reis,
Der Himmel ſchwarz, die Erde weiß.

Da blinkt von fern ein heller Schein.
Was mag das für ein Schimmer ſein?
Weit übers Feld zieht es daher,
Als ob's ein Kranz von Lichtern wär',
Und näher rückt's zur Stadt,
Obgleich verſchneit iſt jeder Pfad.

Ei ſeht, ei ſeht! Es kommt heran!
O ſchauet doch den Aufzug an!
Zu Roß ein wunderlicher Mann
Mit langem Haar und ſpitzem Hute,
In ſeinen Händen Sack und Rute.
Sein Gaul hat gar ein bunt Geſchirr,
Von Schellen dran ein blank Gewirr;
Am Kopf des Gauls, ſtatt Federzier,
Ein Tannenbaum voll Lichter hier;
Der Schnee erglänzt in ihrem Schein,
Als wär's ein Meer von Edelſtein.

Wer aber hält den Tannenzweig?
Ein Knabe ſchön und wonnereich,
's iſt nicht ein Kind von unſrer Art,
Hat Flügel an dem Rücken zart.
Das kann fürwahr nichts andres ſein,
Als wie vom Himmel ein Engelein!

Nun sagt mir, Kinder, was bedeut'
Ein solcher Zug in solcher Zeit? — —
Was das bedeut'? Ei, seht doch an,
Da frag' ich grad' beim Rechten an!
Ihr schelmischen Gesichterchen,
Ich merk's, ihr kennt die Lichterchen,
Kennt schon den Mann mit spitzem Hute,
Kennt auch den Baum, den Sack, die Rute.

Der alte bärt'ge Ruprecht hier
Er pocht' schon oft an eure Tür;
Droht mit der Rut' den bösen Buben;
Warf Nüss' und Äpfel in die Stuben
Für Kinder, die da gut gesinnt. — —
Doch kennt ihr auch das Himmelskind?
Oft bracht' es ohne euer Wissen,
Wenn ihr noch schlieft in weichen Kissen,
Den Weihnachtsbaum zu euch ins Haus,
Putzt' wunderherrlich ihn heraus;
Geschenke hing es bunt daran,
Und steckt' die vielen Lichter an;
Flog himmelwärts und schaute wieder
Von dort auf euren Jubel nieder.

O Weihnachtszeit, du schöne Zeit!
So überreich an Lust und Freud',
Hör' doch der Kinder Wünsche an
Und komme bald, recht bald heran;
Und schick' uns nur, wir bitten sehr,
Mit vollem Sack den Ruprecht her.
Wir fürchten seine Rute nicht,
Wir taten allzeit unsre Pflicht.
Drum schick' uns auch den Engel gleich
Mit seinem Baum an Gaben reich.
O Weihnachtszeit, du schöne Zeit,
Worauf die ganze Welt sich freut!

Zum Schluß.

Wenn am Weihnachtsbaum die Lichter
Nach dem Feſt erloſchen ſind,
Denkſt du lange noch mit Freuden
An die Luſt; nicht wahr, mein Kind?

Auch dies Büchlein iſt zu Ende,
Und es freute dich, nicht wahr?
Wie der Baum am Weihnachtsabend,
Bracht' es luſt'ge Gaben dar.

Und ſo wie du noch mit Freuden
Denkſt an jenes Baumes Schein,
Mag dies Büchlein lange, lange
Immer neu dein Herz erfreun.

Ende.

ick, Geschichten und Lieder für die Jugend.

Inhalt.

Seite

ng 3

Märchen.

rzelprinzessin 7
fenstrauch 31
ule und der Fleißige 37
ldmühle 43
ls Mittagstisch 63
ilfinsel 81
Goldfisch und das Fischermädchen 93
nsgenossen 109
lberkindchen 112

Erzählungen.

elsprüche 120
hristel 121
fdiebe 143
ls Schotten 158

Lieder und Reime.

er Rat 164
nfspiel 165
. 166
dlung 168
ilche 168
im Walde 176
rg 177
orf 177
au und die Henne 179
emse 179
uernhof 180
. 187
ders werden! 187
ädchen und das Kätzchen 187

	Seite
Bestrafter Hochmut	183
Der Affe	185
Die Hirsche im Wildgarten	189
Der Hund und die Sau	189
Nur nicht verzagt!	190
Kämmerchen zu vermieten	191
Der Schmetterling	193
Die freche Gesellschaft	193
Ringelreihen	194
Reime für kleine Kinder	195
Der Schmeichler	196
Neugier	197
Was gehn den Spitz die Gänse an?	197
Der Hahn	198
Vogelschießen	199
Das Bienenhaus	199
Der musikalische Esel	201
Der größte Hase	201
Der Faule	203
Versuchung	204
Kindergespräch	206
Der Mutter vorzusingen	207
Wacht auf!	208
Wunderliches Spiel	209
Großes Geheimnis	210
Der tapfere Reiter	211
Steckenreiter-Lehren	212
Der römische Fuhrmann	213
Der Jahreslauf im Kinderleben	213
Mailuft	217
Zwei Sommerlieder	218
Der eine kommt, der andre geht	219
Apfelernte	220
Vom schlafenden Apfel	220
Die Jahreszeiten	222
Der Schneemann	225
Der Weihnachtsaufzug	227
Zum Schluß	229